

# Jahres- und Tagungsbericht der Görres- Gesellschaft

## 1988

Mit den in Bayreuth  
gehaltenen Vorträgen  
von Rudolf Endres,  
Rudolf Morsey,  
Hubertus Tellenbach,  
Eckhard Heftrich und  
Kurt Mael

1989

Görres-Gesellschaft  
zur Pflege der Wissenschaft

Die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft befindet sich in  
5000 Köln 1, Belfortstraße 9 – Fernruf 02 21 / 73 83 17

**Postanschrift:** Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1  
Postgirokonto Köln (BLZ 370 100 50) 758 93-500  
Kreissparkasse Köln (BLZ 370 502 99) 20 501



# INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Erster Teil:	
Wissenschaftliche Beiträge	
Rudolf Endres: Stadt und Fürstentum Bayreuth . . .	5
Rudolf Morsey: Der Bundespräsident in der Kanzlerdemokratie – Amtsverständnis, Amtsführung und Traditionsbildung von Theodor Heuss bis Walter Scheel (1949 – 1979) . . . . .	22
Hubertus Tellenbach: Die Wirklichkeit, das Komische und der Humor – Facetten psychiatrischer Diagnostik . . . . .	44
Eckhard Heftrich: Mythos – Typus – Psychologie: Thomas Manns Josephs-Romane . .	56
Kurt Mael: Die Technik im Zeitalter des Barock	72
Zweiter Teil:	
Die Generalversammlung in Bayreuth	
Bericht über den Verlauf der Tagung . . . . .	86
Konrad Reppen: Laudatio anlässlich der Verleihung des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft an Professor Dr. Theobald Freudenberger	88
Rudolf Morsey: Festakademie für Professor Dr. Hermann Krings .	93
Hans Michael Baumgartner: In memoriam Joseph Meurers . . . . .	94
Sektionsberichte . . . . .	96
Dritter Teil:	
Jahresbericht	
I. Vorstand und Sektionsleiter . . . . .	149
Träger des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft . . . . .	152
II. Mitgliederstand . . . . .	153
III. Beirat . . . . .	153
IV. Haushaltsausschuß . . . . .	164
V. Unsere Toten . . . . .	164
VI. Institute und Auslandsbeziehungen	
Institut Rom . . . . .	165
Institut Madrid . . . . .	167
Institut Lissabon . . . . .	168
Institut Jerusalem . . . . .	169
Institut für Interdisziplinäre Forschung . . . . .	170
VII. Publikationen . . . . .	172



## Wissenschaftliche Beiträge

Rudolf Endres

### Stadt und Fürstentum Bayreuth

Als der beliebteste Dichter seiner Zeit, Jean Paul, in Bayreuth einzog, da sagte er: „Hier wollen wir bleiben, bis uns der Himmel einen Wohnort zwischen Sonne und Milchstraße einräumt“, und Jahrzehnte später meinte der weltberühmte Komponist Richard Wagner: „Ich wünschte, der König gäbe mir einen Pavillion des Bayreuther Schlosses zum Ruhesitz“. Was machte so müssen wir uns fragen – die kleine Stadt Bayreuth für die beiden bedeutenden Künstler so anziehend? Worin lag der Reiz des Provinzstädtchens?

Wenn heute von Bayreuth die Rede ist, dann denken sicher die meisten an Richard Wagner und seine Festspiele. Das hat durchaus seine Berechtigung, aber die bloße Einengung auf „Wagnerstadt“ wird Bayreuth keineswegs gerecht. Denn Bayreuth hat eine reiche, unverwechselbare Geschichte und hatte als ehemalige Residenz des Fürstentums Brandenburg-Kulmbach-Bayreuth auch überregionale Bedeutung. Nicht erst Richard Wagner hat also Bayreuth bekannt gemacht, sondern Bayreuth hat unabhängig davon schon aufgrund seiner reichen mittelalterlichen und vor allem barocken Geschichte und Architektur hohen Rang und eine individuelle Stadt-Physiognomie.

Mit vielen anderen Städten teilt Bayreuth das Geschick, daß seine frühesten Anfänge im dunkeln liegen. Dabei ist es eine vergleichsweise junge Siedlung, erstmals erwähnt im Jahre 1194, als Bischof Otto von Bamberg am 9. November im Ort „Baierrote“ urkundete. Der umfangreichen Zeugenreihe nach zu schließen, weilte Bischof Otto mit einem stattlichen Gefolge hier, so daß schon mit einer größeren Ortsanlage gerechnet werden muß.

Der Ortsname Bayreuth bedeutet zweifelsfrei „Rodung der Bayern“, wobei allerdings offen bleibt, ob damit gemeint ist, daß im Tal des Roten Main eine Gruppe von bayerischen Siedlern sich angesiedelt hat, oder aber – und dies ist

wohl das wahrscheinlichere – ob damit die Gründungsherren aus Bayern gemeint sind –, nämlich die Grafen von Dießen-Andechs, später Titularherzöge von Meranien, Kroatien und Dalmatien. Für mehr als 200 Jahre war das Schicksal des Bayreuther Landes mit dem alten bayerischen Geschlecht verbunden, das unter den Staufern in den Reichsfürstenstand aufstieg und deren Töchter mit den Königen von Frankreich und Ungarn verheiratet waren. Gertrud von Andechs etwa war die Mutter der Hl. Elisabeth von Thüringen.

Die Grafen von Andechs-Meranien waren nach 1057 infolge Verschwägerung mit den Grafen von Schweinfurt nach deren Aussterben im Mannesstamme an den Obermain gelangt, wo sie sich gegenüber dem jungen Bistum Bamberg und dem autochthonen Adel durchsetzen mußten.

Als Graf Poppo von Andechs die reiche Erbin Chuniza von Giech heiratete, wurde diese Ehe vom Bamberger Bischof unter fadenscheinigen Gründen wieder getrennt, weshalb offener Streit ausbrach. Dieser wurde 1143 beigelegt, wobei eine der wichtigsten Bestimmungen war, daß der feste Stützpunkt Altentrebgest am Roten Main, eine der ehemaligen Burgen der Grafen von Schweinfurt, von den Andechs-Meraniern aufgegeben werden mußte. Daraufhin gründeten diese an fortifikatorisch günstiger Stelle einen neuen Stützpunkt am Roten Main, wohl gegen 1160, nämlich Bayreuth.

Diese neue Siedlung und zugleich der älteste Stadtkern – heute noch gut im Stadtgrundriß erkennbar – war nicht gerade umfangreich. Sein Mauer- oder Pallisadenring umschloß den Bereich zwischen der „Meranierburg“ und der Westseite des heutigen Marktplatzes bis zur Sophienstraße. Außer der Kirche, dem „Meranierschloß“, dem Frohnhof und mehreren Burghäusern des Dienst- oder Ministerialenadels hatten nur noch wenige Häuser von Bauern und Handwerkern Platz. Der „Markt“ befand sich dort, wo heute die Kanzleistraße verläuft.

Wenig später schon wurde die Siedlung erweitert, und zwar durch eine planmäßige Anlage auf dem Felssporn bis an den Steilabfall zum Roten Main. Charakteristisch war der durchgehende große Straßenmarkt mit dem freistehenden Rathaus. Über den Straßenmarkt rollte bald der Fernhandel von Nürnberg nach Böhmen und Leipzig.

Dieses Stadtanlagenschema ist im süddeutschen Raum gut bekannt, da es von den Andechs-Meraniern mehrfach angewandt wurde. Denn die Meranier gehörten zu den großen Markt- und Städtegründern des Hochmittelalters. So erhob Otto von Andechs Scheßlitz am Albrand zur Stadt und setzte damit gegen das Hochstift Bamberg einen festen Stützpunkt. Auch die Befestigung von Lichtenfels am Obermain war ein Mittel der Territorialpolitik gegen



Bamberg. 1234 erhielt dann Innsbruck von den Meraniern die Verleihungsurkunde für ein Stadtrecht, und drei Jahre zuvor wird Dießen am Ammersee erstmals als Stadt erwähnt.

Im gleichen Jahr 1231 wird auch Bayreuth erstmals als civitas bezeichnet, und zwar in einer Schenkungsurkunde des Bamberger Dompropstes Poppo, der ebenfalls Andechs-Meranier war.

Die überaus erfolgreiche Territorialpolitik der Herzöge von Andechs-Meranien am Obermain wurde abrupt abgebrochen, als Herzog Otto 1248 als Letzter seines Geschlechts verstarb. Sogleich setzte ein blutiger Streit um das reiche Erbe ein, der 12 Jahre dauerte. Denn neben dem Bischof von Bamberg erhoben auch die drei Schwestern des letzten Meraniers Erbansprüche, die mit Friedrich von Hohenzollern, mit dem Grafen von Truhendingen und dem Grafen von Orlamünde verheiratet waren.

Im Vertrag von Langenstadt wurde schließlich das Meranier-Erbe am Obermain aufgeteilt: der Orlamünder erhielt die Herrschaft Plassenburg-Kulmbach und reichen Grundbesitz, der Truhendinger das Gebiet um Scheßlitz, der Bamberger Bischof die Stadt Lichtenfels und dazu zahlreiche Burgen am Albrand, und der Hohenzoller Burggraf Friedrich von Nürnberg bekam die Stadt und Herrschaft Bayreuth zugeteilt.

Nun war es ein Charakterzug der Hohenzollern, daß sie nie mehr etwas hergaben, was sie einmal besessen haben. Und so wurde auch Bayreuth zum Kern einer Hohenzollern-Herrschaft, die stetig, zielbewußt und mit unterschiedlichen Mitteln vergrößert und erweitert wurde und schließlich als Fürstentum oder Markgraftum Brandenburg-Kulmbach-Bayreuth eines der wichtigsten und mächtigsten Territorien im Fränkischen Reichskreis wurde.

Bei ihrer expansiven Territorialpolitik kam den Hohenzollern mehrfach das Glück zuhulfe. So wurden sie nach dem Aussterben der Grafen von Orlamünde 1340 deren Erbe auf der Plassenburg, und auch das Erbe der Truhendinger fiel zum Teil an sie. Nach und nach kauften sie dann das sogenannte „Sechs-Ämterland“ im Fichtelgebirge samt den ausgedehnten Forsten, und schließlich mußten ihnen die Vögte von Weida das Regnitzland mit der Stadt Hof überlassen. Der zielstrebige Aufstieg der Hohenzollern wurde 1363 mit der Erhebung in den Reichsfürstenstand honoriert. Als schließlich dem Hohenzollern Friedrich 1415 auch noch das Kurfürstentum Brandenburg verliehen wurde, da gehörte die erfolgreiche Familie endgültig zu den führenden Ge-

schlechtern im Reich. Im Laufe des 15. Jahrhunderts aber bildeten sich drei Linien der Hohenzollern heraus, die selbständig und getrennt die Markgrafschaft Brandenburg sowie die beiden fränkischen Fürstentümer Ansbach und Kulmbach-Bayreuth regierten.

Die Stadt Bayreuth selbst erlebte ebenfalls einen stetigen Aufstieg, bis sie 1430 von den nach Franken eindringenden Hussiten unter Prokop fast völlig zerstört wurde. Doch mit reichen Darlehen aus der Reichsstadt Nürnberg konnte der Wiederaufbau relativ rasch ausgeführt werden: die spätgotische Stadtkirche wurde wieder aufgerichtet, auf dem Marktplatz wurde das Neue Rathaus erbaut, die Stadtbefestigungen wurden verstärkt und Wachttürme auf den Höhen der Umgebung aufgebaut.

Hand in Hand mit der Wiederherstellung des äußeren Stadtbildes gingen die Erneuerung und Vermehrung der Stadtrechte und der Ausbau der bürgerlichen Selbstverwaltung. Bayreuth erhielt nun ein neues Wappen und besaß eine angesehene Lateinschule, der sogar eine umfangreiche Schulordnung verliehen wurde. Die Stadt zählte rund 2 000 Einwohner, die hauptsächlich in der Landwirtschaft und als Handwerker tätig waren, insbesondere in der Textilverarbeitung. Auch war Bayreuth ein wichtiger Umschlagplatz an der Fernhandelsstraße Nürnberg-Leipzig, insbesondere für Salz und Hopfen.

In der Reformation entschlossen sich bekanntlich die Hohenzollern für die Lehre Luthers, und so wurden das „Ober- und Unterland“, wie die beiden Fürstentümer Kulmbach-Bayreuth und Ansbach auch bezeichnet wurden, evangelisch. Markgraf Georg der Fromme ordnete an, daß „in diesen gefehrlichen und geschwindten Läuften alle Kirchenkleinoder in seine Verwahrung kommen sollen“, und so lieferte der Bayreuther Kastner 17 goldene Kelche und Patenen, 2 Monstranzen und viele andere kostbare Geräte auf der Plassenburg ab, aus denen dann bald Münzen geprägt wurden, die die zerrütteten Staatsfinanzen sanieren halfen.

Der kontinuierliche Aufstieg der Stadt Bayreuth und des ganzen Fürstentums wurde jedoch wiederum jäh unterbrochen, als der junge Markgraf Albrecht Alcibiades im Jahre 1541 die Regierung übernahm. Er stürzte das Land in den verheerenden „Markgräflerkrieg“, in dessen Verlauf er die Gebiete der benachbarten Städte Bamberg und Nürnberg verwüstete, bis schließlich Alcibiades in die Reichsacht erklärt und außer Landes vertrieben wurde. Die schwere Wiederaufbauarbeit leistete sein Vetter Markgraf Georg Friedrich, der auch in Ansbach regierte.

Da Markgraf Georg Friedrich ohne männlichen Erben war, fielen 1603 die beiden fränkischen Fürstentümer – entsprechend den Bestimmungen der



Hausgesetze der Hohenzollern – an die beiden nachgeborenen Söhne der Berliner Hauptlinie. Die Regierung im Fürstentum „ob dem Gebürge“ übernahm Markgraf Christian, der nun die Residenz von Kulmbach nach Bayreuth verlegte. Die Entscheidung hierfür hing nicht zuletzt mit den umfangreichen Baumaßnahmen und Erweiterungen des markgräflichen Schlosses in Bayreuth unter seinem Vorgänger zusammen. Denn Markgraf Georg Friedrich hatte das alte Schloß, das eine bescheidene Renaissanceanlage mit Giebelbauten um einen viereckigen Hof war und den Ansprüchen der Zeit nicht mehr entsprach, in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erweitern und schließlich vollständig umbauen lassen, und damit die Voraussetzungen für die Verlegung der Residenz geschaffen.

Aber die mit der Residenz aufblühende Kommune wurde 1605 von einem verheerenden Brand heimgesucht, der mehr als die Hälfte aller Häuser zerstörte, darunter auch die lateinische und deutsche Schule und die spätgotische Stadtkirche schwer beschädigte. Nur das Schloß, die Kanzlei und die Häuser an der Kanzleistraße blieben verschont.

Der Markgraf und sein Hofstaat sowie die Regierung verließen jedoch die abgebrannte Stadt und zogen wieder auf die Plassenburg über Kulmbach. Von dort aus wurde der Wiederaufbau vorangetrieben, wobei der Markgraf mit einem Schloßerweiterungsbau voranging. Zugleich wurde der achteckige Schloßturm aufgerichtet, der noch heute ein Wahrzeichen der Stadt ist. Dann wurden die lateinische Schule und die Stadtkirche in nachgotischen Formen wiederhergestellt und zugleich die Innenausstattung grundlegend erneuert. Dabei wurde in der Dreifaltigkeitskirche eine Gruft errichtet, die später die Sarkophage von 26 Mitgliedern der fränkischen Hohenzollern aufnehmen wird. Schon 1610 waren die Schäden so weit beseitigt, daß Hof, Regierung und Konsistorium wieder nach Bayreuth zurückkehren konnten. Die Residenzstadt Bayreuth war nun wieder unbestrittene Hauptstadt des Fürstentums. Erste Stadtansichten aus dieser Zeit zeigen die Stadtsilhouette, das markgräfliche Schloß mit dem achteckigen Schloßturm, das Rathaus auf dem Marktplatz, die Stadtkirche und die Spitalkirche. Dazu sind die Stadtmauern, der Graben davor und die Wehrbauten deutlich zu erkennen. Am Kurfürstenbau des Alten Schlosses wurden im Laufe des 17. Jahrhunderts über der Fassade die charakteristischen Reliefmedaillons angebracht, die Brustbilder von Göttern, Göttinnen und Kaisern zeigen, aber wahrscheinlich auch von Zeitgenossen. Sie stammen überwiegend von dem Hofbildhauer Elias Ränz.

Doch wiederum wurde die Entwicklung der Stadt-Residenz durch zwei große Katastrophen unterbrochen: einmal 1621 durch eine zweite große Feu-

ersbrunst, von der nur 18 Häuser verschont blieben, und merkwürdigerweise wiederum auch das Schloß.

Und die zweite Katastrophe war der 30jährige Krieg, der zunächst den Wiederaufbau der abgebrannten Stadt erschwerte und dann bald Truppennachzüge von katholischen und protestantischen Heeren brachte. Markgraf Christian war als überzeugter Protestant zwar Mitglied der protestantischen Union gewesen, doch hielt er sich im Konfessionsstreit sehr zurück, und versuchte sogar – soweit es ging – neutral zu bleiben. Mit dem Vordringen Gustav Adolfs jedoch mußte er seine Neutralitätspolitik aufgeben und sich nun offen gegen die katholische Partei stellen. Daraufhin wurde die Residenzstadt von Truppen der Armee Wallensteins besetzt und mußte sich gegen hohe Kontributionszahlungen freikaufen. Dazu brach, wie andernorts auch, die Pest aus und raffte fast die Hälfte der rund 4 000 Einwohner hinweg.

Doch nach dem Prager Frieden von 1635 begann die Stadt sich wieder langsam zu erholen, wenn auch der Landesfürst und sein Hofstaat sich sicherheitshalber auf der Festung Plassenburg aufhielten. Erst drei Jahre vor Kriegsende kamen sie wieder in ihre Residenzstadt zurück, die sie verwüstet und menschenleer vorfanden – und mehr noch das ganze Fürstentum.

Die schwere Aufgabe des Wiederaufbaus fiel dem jungen Markgrafen Christian Ernst zu, nachdem der verdienstvolle Markgraf Christian 1655 verstarb. Sein Enkel Christian Ernst war zu diesem Zeitpunkt erst 11 Jahre alt, weshalb der Große Kurfürst in Berlin als Obervormund die Landesverwaltung und die Erziehung des Erbprinzen übernahm. Als Kurfürst Friedrich Wilhelm sein Mündel nach Berlin rief, befürchteten die Bayreuther Untertanen schon einen Anschlag auf das lutherische Bekenntnis des künftigen Landesherrn, denn der Hof in Berlin war bekanntlich kalvinistisch. Doch der junge Erbprinz blieb standhaft. Nach einer längeren Kavalierstour zog Christian Ernst, gerade 17 Jahre alt, unter dem Jubel der Bevölkerung am 25. September 1661 feierlich in seiner Residenzstadt Bayreuth ein.

Der junge Fürst war zwar bestens ausgebildet und auch ehrlichen Willens, ein guter Landesfürst und Landesvater zu werden, doch fehlten ihm offenkundig die geistige Beweglichkeit und die schöpferische Kraft, um ein großer Staatsmann zu werden. Vor allem war er nicht in der Lage, die eigenen Fähigkeiten und besonders die Möglichkeiten, Kräfte und Grenzen seines kleinen Fürstentums richtig einzuschätzen.

In den ersten Jahren seiner Regierung stürzte er sich in die Wiederaufbauarbeit und Überwindung der schweren Kriegsschäden. Durch eine Vielzahl von Erlassen suchte er das Geldwesen zu sanieren, die Sicherheit auf den



Straßen zu gewährleisten und den Handel anzukurbeln. Er erließ Polizeigesetze gegen die sittliche und moralische Verwilderung seiner Untertanen, und zur Hebung der Bildung gründete er in seiner Residenzstadt ein Gymnasium illustre, das „Christian-Ernestinum“, aus dem die dringend benötigten Seelsorger, Lehrer und Beamten für das Fürstentum hervorgehen sollten.

Aus christlicher Toleranz, aber auch zur Peuplierung seines Fürstentums und aus wirtschaftlichen Gründen und Erwägungen holte er Hugenotten ins Land und gründete für sie nach 1686 die barocke Neustadt „Christian-Erlang“, die mit ihren Spezialhandwerkern und neuen Manufakturen oder Fabriken bald zum Hauptsteuerzahler im Fürstentum wurde.

Doch mehr und mehr entdeckte der Markgraf seine große Vorliebe für das Militär. Dem jungen, ehrgeizigen, standesbewußten und geltungsbedürftigen Markgrafen düstete es nach Kriegsrühm, „darauf meine Ehr und Reputation stehet“, wie er erklärte. Deshalb griff er in den schweren Reichskriegen gegen die Türken und gegen Ludwig XIV. von Frankreich ein und übernahm Aufgaben, die sowohl seine eigenen Fähigkeiten wie vor allem die Ressourcen des kleinen Fürstentums Bayreuth weit überstiegen. So warb er auf eigene Kosten Truppen zu Pferd und zu Fuß an und stellte sie dem Kaiser zur Verfügung. Hierfür wurde er zum Kaiserlichen Generalwachtmeister ernannt, und von der Schlacht am Kahlenberg 1683 gegen die Türken kehrte er mit einigen Kamelen, Mohren und dem stolzen Titel eines Kaiserlichen Generals der Kavallerie zurück.

Die Kosten für seine „stehende Armee“, für die die Main-Kaserne erbaut wurde, legte er selbstverständlich als halbabsolutistischer Fürst unter Umgehung der Landstände auf seine Untertanen um. 15 000 Gulden hatte der Schuldenstand bei seiner Regierungsübernahme betragen, doch schon nach wenigen Jahren waren die Schulden auf 150 000 fl oder rund 5 Friedenssetats angestiegen.

Im Spanischen Erbfolgekrieg schließlich erreichte Christian Ernst das Ziel seines militärischen Ehrgeizes: ihm wurde der stolze Titel eines evangelischen Reichsgeneralfeldmarschalls verliehen und er erhielt das Oberkommando über das Reichsheer am Rhein. Aber der frühzeitig gealterte und starrsinnige Markgraf versagte im Kampf gegen die Franzosen. Zutiefst verletzt und gebrochen in seinem Stolz und Ehrgefühl zog er sich für den Rest seines Lebens nach Erlangen zurück. Dort mußte er sich allerdings von den Landschaftsabgeordneten vorrechnen lassen, daß er sein Fürstentum mit seinen militärischen Abenteuern in den Bankrott gestürzt hatte. Mehr als eine Million Gulden betrug die Schulden, zahlreiche Ämter und Güter mußten verpfändet werden und die Untertanen waren total verarmt. Nur mit Mühe konnte der

Markgraf verhindern, daß er abgesetzt und entmündigt wurde, denn er hatte in der Tat sein kleines Fürstentum ruiniert.

Das Fürstentum Kulmbach-Bayreuth zählte nur etwa 80 000 Untertanen und hatte zudem den Nachteil, daß es nicht geschlossen, sondern vielmehr sehr zersplittert war.

Als besonders nachteilig erwies sich die Tatsache, daß das Fürstentum durch Bamberger und Nürnberger Gebiet praktisch in zwei Teile zerfiel. Es war dies einmal das sog. „Oberland“, das den östlichen Frankenwald, das Fichtelgebirge und Teile der Fränkischen Alb umfaßte. Das „Oberland“ war ein rauhes, steiniges, wenig fruchtbares Land, das allerdings ausgedehnte Wälder und einige Erzfunde als Reichtum vorweisen konnte.

Im Gegensatz dazu stand das sog. „Unterland“ des „Landes ob dem Gebürg“ mit der Landeshauptmannschaft Neustadt a. d. Aisch und der Amtshauptmannschaft Erlangen sowie mit einigen Oberämtern. Hier war der Boden fruchtbar und trug reiche Ernten. Auch erhielt es mit der Neugründung der Hugenottenstadt Erlangen ein beachtliches industrielles Zentrum.

Das andere fränkische Fürstentum der Hohenzollern, Ansbach, war vergleichsweise größer, bevölkerungsreicher und auch wohlhabender.

Das von der Natur benachteiligte, verarmte und zersplitterte Territorium Bayreuth aber war nicht in der Lage, den militärischen Ehrgeiz seines barocken Landesherrn zu finanzieren, der meinte, in dem Konzert der Mächtigen eine größere Rolle spielen zu können.

Während Christian Ernst auf den europäischen Kriegsschauplätzen kämpfte, frönte sein Nachfolger Georg Wilhelm einem anderen Vergnügen. Noch als Erbprinz ließ er den für die Fischzucht angelegten Brandenburger See schiffbar machen und darin eine runde Insel aufschütten und einen Hafen anlegen. Dann ließ er mehrere kleine Schlachtschiffe bauen, die mit Matrosen aus Holland bemannt wurden, die festlich inszenierte Seeschlachten mit prächtigem Feuerwerk vorführen mußten. Am See ließ er ein Schloß errichten und daneben für die Matrosen kleine Häuschen im holländischen Stil.

Wenig später ließ er am See die Planstadt „St. Georgen“ erbauen mit gleichförmigen Siedlungshäusern und dazu ein Ordenschloß und eine Ordenskirche für den von ihm gestifteten Orden de la Sincérité, dem späteren Roten Adler-Orden. In der Ordenskirche mit dem typischen Kanzelaltar hängen noch heute die Wappenschilder der Ordensritter, und das Ordenschloß mit dem Kapitelsaal dient heute als Strafanstalt. In St. Georgen hatte aber schon Markgraf Georg Wilhelm ein gefürchtetes „Zucht- und Arbeitshaus“



errichten lassen, das mit einer „Marmorfabrik“ verbunden war. Die fürstliche Porzellan- oder Fayence-Manufaktur gleich daneben konnte sich allerdings nicht sehr lange halten.

Bauherr von St. Georgen war der aus Berlin gekommene Hofbaumeister Gottfried von Gedeler, mit dem die Formensprache des norddeutschen Barock nach Bayreuth kam und maßgeblich den sog. Markgrafenstil mitbestimmte. Sein Nachfolger wurde der Schlüter-Schüler Paul Decker, der mit der Anlage der Eremitage begann. Hierbei war wiederum einmal der Sonnenkönig von Versailles das große Vorbild, als Markgraf Georg Wilhelm beschloß, mit einigen Auserwählten seines Hofstaates in ländlicher Abgeschiedenheit ein Einsiedlerleben zu spielen, das dem Dasein neue Reize abgewinnen sollte. Zu diesem Zwecke entstand in dem idyllischen Parkgelände oder Tiergarten ein einstöckiger Schloßbau mit einem in Marmor gehaltenen Speisesaal, dem Refektorium. An ihn lehnen sich zu beiden Seiten in zwei Flügeln die betont einfachen Eremitenzellen in Rauhstein-Bauweise an. Den Abschluß des Gevierts bildet ein Grottenbau, dessen Wände mit Steinchen, Glasschlacken und Muscheln ausgelegt sind. Bald wurden im Park noch mit Baumrinde verkleidete Hütten errichtet, in die man sich ungestört zurückziehen konnte.

Die Residenzstadt selbst, die anfangs etwas eifersüchtig auf die aufblühende Nebenstadt St. Georgen blickte, erhielt unter Markgraf Georg Wilhelm ebenfalls ein verändertes Aussehen. Denn der vielköpfige, gutbesoldete Hofstaat war nicht kleinlich mit dem Geldausgeben. So entstanden an der Hauptstraße, dem Marktplatz, neue schöne Sandsteinhäuser, die mit ihren Giebeln das Gesicht der heutigen Maximilianstraße prägten. Das besonders schön gelegene Eckhaus an der Brautgasse wurde vom Rat erworben und zum Rathaus mit Ratskeller umgebaut.

Die lebensfrohe Residenz Bayreuth wurde aber nach dem Tode Markgraf Georg Wilhelms 1726 von einem Extrem ins andere geworfen. Denn eigentlich hätte der Soldatenkönig von der Berliner Hauptlinie das Erbe in Bayreuth antreten sollen. Unter dem Einfluß seiner dritten Frau, der jungen energischen Elisabeth Sophie, der Stiefschwester des Königs in Preußen, war nämlich der alternde Markgraf Christian Ernst bereit gewesen, die Nachfolgefrage in den beiden fränkischen Fürstentümern zugunsten der Berliner Hauptlinie zu regeln. Denn das Haus Ansbach stand zu Beginn des 18. Jahrhunderts nur auf zwei Augen, und in Bayreuth hatte der Erbprinz Georg Wilhelm lediglich eine Tochter.

Als nächster Anwärter für die Nachfolge in Bayreuth, und zwar noch vor Ansbach, kam die sog. Kulmbacher Linie in Frage. Von den drei Kulmbachischen Prinzen war einer unverheiratet und geistig nicht ganz auf der Höhe. Der

zweite hatte sich durch die Heirat mit einer Beamtentochter selbst um die Erbrechte gebracht, so daß nur der älteste Prinz, Christian Heinrich, für die Erbfolge in Bayreuth in Frage kam. Dieser lebte mit seiner vielköpfigen Familie in sehr ärmlichen Verhältnissen und fand sich deshalb bereit, seine Erbansprüche zu Geld zu machen. Nach Vermittlung durch Markgraf Christian Ernst und vor allem von Elisabeth Sophie, die von der Bevölkerung als „preußischer Statthalter in Franken“ bezeichnet wurde, wandte er sich an König Friedrich in Berlin und verzichtete 1703 gegen eine reiche Abfindung zugunsten des preußischen Königs auf seine Erbrechte in Franken.

Zur Absicherung seiner Erbansprüche brachte der preußische König die Kulmbachische Verwandtschaft nach Weferlingen bei Halberstadt, wo er die Erziehung der beiden „Weferlinger Erbprinzen“ übernahm. Preußen brauchte jetzt nur noch abzuwarten, bis der Erbfall in Franken eintreten würde, und tatsächlich hätte – vertragsgemäß – mit dem Tode Markgraf Georg Wilhelms Preußen die Regierung in Bayreuth übernehmen können, wodurch mit Sicherheit die Geschichte Bayreuths und ganz Frankens einen grundlegend anderen Verlauf genommen hätte.

Daß es nicht dazu kam, war eine diplomatische und politische Meisterleistung der beiden Schönborn, des Kurfürsten und Bischofs Lothar Franz von Schönborn und seines Neffen, des Reichsvizekanzlers Friedrich Karl in Wien. Die beiden Schönborn befürchteten nämlich, und das nicht zu Unrecht, daß Preußen nicht nur das Kräfteverhältnis im Fränkischen Reichskreis entscheidend verändern, sondern früher oder später zu gewaltsamen Säkularisierungsmaßnahmen greifen würde.

Den beiden Schönborn gelang es in ihrem „Meisterstück“, wie sie es bezeichneten, mit Unterstützung des Prinzen Eugen die Ratifizierung des Erbverzichts zu verhindern und wenige Jahre später die Weferlinger Prinzen dahin zu bringen, daß sie ihren Erbverzicht widerriefen. Der Soldatenkönig in Berlin mußte schließlich den sog. „Schönberger Vertrag“ von 1703 annullieren und der Linie Kulmbach die Erbfolge in Franken wieder einräumen. Die Schönborn hatten somit Preußen politisch besiegt, und erleichtert konnten sie feststellen, daß Preußen nur „einen Finger breit“ davon entfernt gewesen war, im Fürstentum Bayreuth die Regierung zu übernehmen; „doch zur rechten Zeit wollte die Hand Gottes das Franken-Land diese Straf-Ruthen nicht empfinden lassen“.

So trat der älteste der „Weferlinger Prinzen“, Georg Friedrich Carl, 1726 das Erbe in Bayreuth an, und er veränderte grundlegend das Leben in der barocklebensfrohen Residenzstadt. Denn er war ein frömmelnder Pietist. Anstelle der unbekümmerten Baulust seines Vorgängers traten nun weltabgewandte



Erbauungsstunden. Man tat sich in gemeinsamem Gebet zusammen und wartete schwärmerisch auf die göttliche Erleuchtung. Der eifernde Hofprediger Silchmüller sah hinter allem ein Teufelswerk, sogar hinter dem harmlosen Gregorifest der Gymnasiasten, und ließ es verbieten. Bezeichnenderweise war der Neubau eines Waisenhauses der einzige größere Bau in der Residenzstadt während des Regiments des Pietisten Georg Friedrich Carl.

Dies sollte sich aber bald grundlegend ändern. Denn was die Schönborn verhindert hatten, das versuchte der Soldatenkönig in Berlin wenige Jahre später mit Hilfe der Heiratspolitik zu erreichen, als er seine beiden Töchter nach Ansbach und Bayreuth verheiratete. Mit Wilhelmine, der glänzend begabten und vielseitig interessierten Lieblingsschwester Friedrichs des Großen aber kam der „Glanz des Rokoko“ nach Bayreuth.

Im Jahre 1732 zog Wilhelmine in Bayreuth ein. In ihren späteren spitzzüngigen Memoiren beschreibt sie den Empfang durch die Abgeordneten des Bayreuther Adels: „Ich sah deren dreißig, größtenteils Reitzensteiner, lauter Gesichter, mit denen man die kleinen Kinder hätte schrecken können. Ihre Physiognomien waren halb bedeckt von alten zerzausten Haarschauben, die ihnen statt der Perrücken dienten, und in denen Läuse ebenso alter Herkunft wie ihre eigene, seit undenklichen Zeiten ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Ihre ungeschlachten Gestalten waren durch Kleider aufgeputzt, die den Läusen an alter Abkunft nicht nachstanden; es waren Erbstücke ihrer Voreltern, die sie vom Vater auf den Sohn übertragen hatten; die meisten waren nicht auf ihren Leib gemacht, und das Gold daran war so unscheinbar, daß man es nicht zu erkennen vermochte; gleichwohl waren es ihre Staatskleider, und sie hielten sich unter diesen altväterischen Lumpen für wenigstens ebenso ehrwürdig wie der Kaiser, wenn er die Gewänder Karls des Großen trägt. Ihre plumpe Weise paßte vollkommen zu ihrem Aufputze, man hätte sie für Bauernvolk halten können... Doch war das nicht alles, denn einen Augenblick nachher stellte man mir eine andere Thiergattung vor, die Geistlichen. Sie trugen so große Krausen um den Hals, daß man sie für kleine Körbe hätte halten können.“

Allein mit dieser bösen Beschreibung wird erkennbar, daß Welten zwischen den Vorstellungen der höfisch-gebildeten Königstochter, die für einen Königsthron erzogen worden war, und dem kleinen, rückständigen Fürstentum Bayreuth lagen.

Es gibt den Ausspruch Augusts des Starken, daß die Fürsten durch große Bauten ebenso unsterblich würden wie durch gewonnene Schlachten. Diese Einschätzung läßt sich auf Wilhelmine und Bayreuth übertragen. Denn das, was Bayreuth heute ausmacht, geht weitgehend auf sie zurück, voran die drei

Denkmäler von europäischem Rang: die Eremitage, das Neue Schloß und das Opernhaus.

In der Eremitage ließ Wilhelmine zunächst das „Alte Schloß“ nach ihrem persönlichen Geschmack grundlegend umgestalten. So wurde etwa das Japanische Kabinett teilweise mit eigenhändigen Schöpfungen Wilhelmines ausgestattet, und das angrenzende Musikzimmer – Wilhelmine hat ja viel musiziert und sogar komponiert – zählt zu den heitersten und intimsten Wohnraum-schöpfungen des Rokoko. Die blaugrauen Felder wurden von dem bekannten Porträtisten Pesne mit Porträts der Freundinnen der Markgräfin besetzt. Selbstverständlich fehlen auch nicht die für die Zeit typischen Chinoiserien.

Zwischen 1749 und 1753 entstand dann das „Neue Schloß“ in der Eremitage, auch „Orangerie“ oder „Menagerie“ genannt, und zwar nach Plänen von dem jungen französischen Architekten Saint Pierre unter Beteiligung Gontards und auch der Markgräfin. Als Vorbild diente wohl Schloß Sansouci. Leider wurde die reiche, phantasievolle Rokoko-Innenausstattung 1945 zerstört, während die Architektur im wesentlichen erhalten blieb. Den Grundriß bildet ein Halbkreis, in dessen Mitte frei das Achteck des „Sonnentempels“ mit der Quadriga steht. Ursprünglich wurde der Halbkreis durch eine Heckenarchitektur zu einem Vollkreis geschlossen. Die Phantastik der Bauten wird durch die Glasflüsse und Inkrustationen noch gesteigert, und dazu kommen noch die Wasserkünste der Fontänen des großen Bassins mit den beiden Tritonengruppen.

Im Park selbst ist die ursprüngliche Aufteilung in einen französischen und englischen Teil heute nicht mehr rein erhalten. Aufmerksamkeit verdienen in der Parklandschaft insbesondere das Ruinentheater und die aus antiken Fragmenten zusammengesetzte Ruine des Grabdenkmals für den Lieblingshund der Markgräfin sowie die sogenannte Untere Grotte oder das „Nymphenbad“.

Neben der Musik und dem Bauen galt die besondere Leidenschaft der Markgräfin dem Theater. Sie selbst hatte die Leitung der Oper in Bayreuth inne, und sie fand die bisherigen Bühnenverhältnisse untragbar. Deshalb mußten einige Bürgerhäuser neben dem kleinen Komödien- oder Redoutenhaus einem Neubau Platz machen, der wiederum von Saint Pierre gestaltet wurde, der das neue Opernhaus in die schon vorhandene Häuserzeile einfügen mußte. Deshalb erscheint das Gebäude von außen unscheinbar und klein. Umso mehr überrascht der Innenraum, der von Galli Bibiena und seinem Sohn Carlo ausgestaltet wurde, und zwar in schwerem italienischem Barock. Italienische Sängerinnen und Sänger, französische Tänzerinnen und Tänzer und deutsche Musiker bildeten das Bayreuther Opernpersonal. Sie führten hauptsächlich italienische Opern auf, aber auch französische Schauspiele kamen zur Auffüh-



rung im Markgräflichen Opernhaus, das zu Recht als das bedeutendste Barock-Theater Deutschlands gilt.

Bevor noch die Eremitage vollendet war, wurde Bayreuth von einer neuerlichen Brandkatastrophe heimgesucht: am 26. Januar 1753 wurde das Alte Schloß mit der Schloßkirche zum großen Teil durch Feuer vernichtet. Wilhelmine, die krank daniederlag, konnte nur mit Mühe gerettet werden. Es war nun notwendig, rasch einen Ersatz zu schaffen, bis das alte Schloß wieder aufgebaut sein würde. Deshalb faßte Saint Pierre einfach mehrere Häuser und die halbfertige reformierte Kirche am Rande des Hofgartens zu einem Neubau zusammen, weshalb das Neue Schloß einen etwas unregelmäßigen Eindruck macht. Der Mittelbau entwickelte sich aus der Reformierten Kirche; der Italienische Bau wurde erst später hinzugefügt. Der Schloßplatz davor wird vom Brunnen mit dem Reiterdenkmal Christian Ernsts bestimmt.

Das Innere des Schlosses aber birgt beste Ausstattungen des späten Barock und Rokoko mit Stukkaturen in Gold von Pedrozzi, wobei wiederum die kapriziösen Einfälle der Markgräfin unverkennbar sind. Insbesondere das Blumenkabinett im Italienischen Bau darf wegen seiner eigenartigen farblichen Gestaltung und der feinen Stuckarbeit als besonders geglücktes Beispiel des „Bayreuther Rokoko“ gerühmt werden. Friedrich in Preußen stiftete seiner geliebten Schwester sogar das berühmte Zedernzimmer, auch Palmenzimmer genannt, ein Eßzimmer repräsentativen Ausmaßes.

Der gleiche Stukkateur Baptista Pedrozzi schuf auch die elegante Innendekoration in der nach dem Brand wieder aufgebauten Schloßkirche. Unter der Orgelempore der Schloßkirche, die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts katholischem Gottesdienst zur Verfügung steht, ruhen in der Fürstengruft die Sarkophage von Markgräfin Wilhelmine und ihrem Gemahl Friedrich, dem das Volk den Beinamen „der Vielgeliebte“ gab und der oft zu Unrecht im Schatten seiner geistvollen Frau gesehen wird.

Nach dem Tode Markgraf Friedrichs, 1763, ging die glanzerfüllte Residenzzeit Bayreuths zu Ende. Bayreuth wurde nun zunächst für einige Jahre von dem Sonderling Markgraf Friedrich Christian regiert, der als erste Maßnahme die Künstler entließ. Sparen war aber auch nötig, denn die Markgräfin Wilhelmine hatte mit ihren großen Bauten und sonstigen Liebhabereien dem Land Schulden in Höhe von rund 2,5 Millionen fl. hinterlassen.

Schließlich vereinigte Carl Alexander von der Ansbacher Linie die beiden Fürstentümer in Personalunion, was für Bayreuth den Verlust des Hofes und der Residenz bedeutete. Der aufgeklärte Carl Alexander bemühte sich mit Erfolg um die Einführung zahlreicher Reformen und um die Sanierung der

Staatsfinanzen, wobei er allerdings nicht davor zurückscheute, Ansbacher und Bayreuther Untertanen als Soldaten an England zu verkaufen, die dann in Amerika im Unabhängigkeitskrieg gegen die Rebellen eingesetzt wurden.

Im Jahre 1791 dankte Carl Alexander unter dem Einfluß seiner Geliebten Lady Craven ab, und der preußische Staatsminister August von Hardenberg nahm für den preußischen König die beiden zollerischen Fürstentümer in Franken in Besitz. Damit schien das weitere Schicksal Frankens entschieden. Denn Hardenberg wollte von Ansbach-Bayreuth aus die übrigen Territorien Frankens okkupieren, vor allem die Hochstifte säkularisieren, und dann mit einer geschlossenen, modern verwalteten und militärisch abgesicherten preußischen „Provinz Franken“ ein Gegengewicht gegen Kurbayern und gegen das Habsburgerreich in Süddeutschland aufbauen. Zunächst schuf Hardenberg, unter Anwendung von Gewalt, in den beiden Fürstentümern ein geschlossenes Staatsgebiet, wozu er die Reichsritterschaft mit militärischer Gewalt brutal unterwarf und die preußischen Grenzpfähle bis an die Tore der Reichsstadt Nürnberg vorrückte.

Nach den sog. Revindikationen vollzog Hardenberg in Ansbach und Bayreuth eine grundlegende Neuorganisation des gesamten Staatsapparates auf allen Ebenen, wozu er sich einen Kreis junger, ehrgeiziger und elitärer Beamten heranzog. Die Mitglieder der „Fränkischen Schule“ wurden später die Hauptstützen des Reformwerkes in Preußen, wie etwa Kircheisen, Schuckmann, Altenstein oder der Bayreuther Oberbergrat Alexander von Humboldt.

Doch die „preußische Ära“ blieb nur ein Intermezzo, und Hardenberg wurde nach Berlin abberufen. Damit war das Feld frei für Montgelas, der Kurbayern zur stärksten Macht in Süddeutschland aufbauen wollte und dies, mit Hilfe Napoleons und auf Kosten Frankens, auch schaffte. Nach den Säkularisationen und Mediatisierungen in Franken fielen das zollerische Fürstentum Ansbach und 1810 schließlich auch das Fürstentum Bayreuth an das junge Königreich Bayern. Bayreuth war jedoch zuvor noch als militärische Versorgungsbasis von Napoleon ausgelaugt worden.

Die frühere Residenzstadt Bayreuth, die unter Wilhelmine nochmals höfischen Glanz erlebt hatte, war nun eine bayrische Provinzstadt mit etwa 10 000 Einwohnern, die nur dadurch ein wenig aufgewertet wurde, daß sie Sitz der Regierung des Obermainkreises oder, wie es seit 1837 heißt, von Oberfranken wurde. Damit war Bayreuth eine ruhige Beamten-, Schul- und Garnisonsstadt, mit der beschaulichen Ruhe, der steifen Gemessenheit und dem gesellschaftlichen Kastengeist, die einer solchen anhaften. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts siedelte sich langsam die Textilindustrie an, und als dann beim Eisenbahnbau die wichtige Nord-Süd-Verbindung über Bamberg und nicht



über Bayreuth geführt wurde und Bayreuth nur einen Nebenlinienanschluß erhielt, da geriet Bayreuth endgültig ins Abseits und der wirtschaftliche Aufschwung stagnierte weitgehend. Um 1900 zählte Bayreuth nicht einmal 30 000 Einwohner, die überwiegend in der Textilindustrie tätig waren.

Dieses Dasein im Windschatten der Geschichte und der großen Ereignisse aber machte Bayreuth offensichtlich für Künstler besonders attraktiv. Im ersten Quartal des 19. Jahrhunderts lebte und wirkte hier als Anwalt und Schriftsteller Jean Paul Richter. In der traulichen Rollwenzerei auf dem Weg zur Eremitage entstanden seine berühmten Werke, die von feinem verstecktem Humor bestimmt sind. Satirisch beleuchtete er die Rokokowelt der engen Duodez-Höfe oder der „Krähenwinkeleien“ und schilderte mit viel Liebe und Verständnis das Leben der Käuze in seiner süddeutschen Heimat, wie etwa des Schulmeisterleins Wutz, des Siebenkäs oder des Quintus Fixlein.

Mit Bayreuth verbunden ist auch der Philosoph Max Stirner, der hier das Gymnasium besuchte und sein berühmtes Buch „Der Einzige und sein Eigentum“ schrieb, das sogleich von der Zensurbehörde beschlagnahmt, dann aber wieder freigegeben wurde, mit der Begründung, es sei „zu absurd, um gefährlich zu sein.“

Der berühmteste Künstler aber, der Bayreuth als Wirkungsstätte wählte, war Richard Wagner, mit dessen Werk Bayreuth untrennbar verbunden ist. Mit einem gewissen Recht spricht man heute von der „Wagner-Stadt“ Bayreuth. Im Jahre 1871 besuchte Wagner Bayreuth, um das Markgrafentheater mit seiner tiefen Bühne in Augenschein zu nehmen, ob es für seine Opernpläne geeignet sei. Das markgräfliche Opernhaus entsprach zwar nicht seinen Vorstellungen, aber die Stadt gefiel ihm, und so siedelte er ein Jahr später nach Bayreuth um und errichtete hier, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten, sein Festspielhaus und das Haus Wahnfried am Hofgarten.

1876 wurden die Festspiele eröffnet, und bald scharten sich die Anhänger oder „Jünger“ um den verehrten „Meister“ Richard Wagner, dessen Erbe später seine Witwe Cosima, die „Herrin von Bayreuth“, verwaltete. Unter ihrer Leitung traf sich fast täglich der „kleine Jüngerkreis“ von Wahnfried „zur Lagebesprechung“.

Bis heute gilt der Name Bayreuth weltweit als ein Markenzeichen für exzellentes Musiktheater. Nicht wenige aber verbinden mit diesem Namen auch die Vorstellung einer Kompromittierung durch den Nationalsozialismus. Es wäre sicher verfehlt, die Männer und Frauen des „Bayreuther Kreises“ vorschnell auf die Rolle von Wegbahnern des Nationalsozialismus festzulegen. Doch völkisch-nationale Weltanschauungen, der Geniekult und die arischen

Mysterien, das Deutsche Christentum und der offene Antisemitismus des „Bayreuther Kreises“ um den Meister mit den vielen „Jüngern“, voran Wolzogen, Glasenapp und Houston Stewart Chamberlain, haben unstrittig den Boden für den Nationalsozialismus speziell in Bayreuth bereitet, der hier sehr früh Fuß fassen konnte und mit Hans Schemm einen besonders begabten Demagogen fand.

Hans Schemm, der Gauleiter des Gaues Bayerische Ostmark, der Begründer des NS-Lehrerbundes und nach der Machtübernahme Bayerischer Kultusminister, wollte seine Heimatstadt Bayreuth auch architektonisch zu einem „Kraftzentrum des Nationalsozialismus“ umgestalten. Außerdem war Adolf Hitler regelmäßig begeisterter Gast der Wagner-Festspiele, und entsprechend dieser hohen Ehre sollte die Stadt im Sinne der Nazis ausgebaut werden. Nach dem Modell des beauftragten Architekten Reissinger wäre ein gigantomanes „Gauforum“ entstanden. Es konnten jedoch nur einige Bauten im typischen NS-Stil errichtet werden, vor allem das „Haus der deutschen Erziehung“ mit der großen Weihehalle und daneben das „Haus der deutschen Kutschrift“.

Bei der Grundsteinlegung zum „Haus der deutschen Erziehung“ erklärte Schemm: „Um Bayreuth herum schwingt es und klingt es von Erziehung“, und aus diesem Grunde errichtete er auch eine Hochschule für Lehrerbildung, die zum Ansatzpunkt für die Universitätsgründung von 1971 wurde.

Bayreuth hatte schon einmal eine Universität besessen, allerdings nur für ein Jahr. Denn im Jahre 1742 hatten Markgraf Friedrich und seine gebildete Gemahlin Wilhelmine in ihrer Residenzstadt eine Universität gegründet. Doch kam es laufend zu Streitigkeiten zwischen den Studenten und den Soldaten, so daß die Universität im folgenden Jahr in das ruhige Amtstädtchen Erlangen verlegt wurde, wo zudem die Studenten bei den dortigen Hugenotten noch leicht das Französische erlernen konnten.

Dazwischen aber liegen der Krieg, die Fliegerangriffe und die schwere Zerstörung Bayreuths. Mehr als ein Drittel aller Bauten wurden zerstört, darunter auch das alte Schloß. Der Wiederaufbau war schwer, zumal Bayreuth für viele Flüchtlinge aus dem Osten erste Anlaufstelle war. Erstmals 1951 fanden wieder die Wagner-Festspiele statt, und in den folgenden Jahren wurde auch Bayreuth vom Aufschwung des Wirtschaftswunders erfaßt.

Heute ist Bayreuth mit seinen rund 75 000 Einwohnern auf dem Weg zum wirtschaftlichen und geistig-kulturellen Oberzentrum für die Region Ober-

franken-Ost. Sollte der Eiserne Vorhang durchlässiger werden oder gar verschwinden, dann hätten Bayreuth und die ganze Region die große Chance, wie in früheren Jahrhunderten wieder Verbindungsglied nach Mitteldeutschland und nach dem Osten zu werden. Doch die Zukunft kennt allein Gott.



## Rudolf Morsey

### Der Bundespräsident in der Kanzlerdemokratie

Amtsverständnis, Amtsführung und Traditionsbildung  
von Theodor Heuss bis Walter Scheel (1949 – 1979)

#### I.

Die Rolle der Bundespräsidenten in der bald 40jährigen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland<sup>1)</sup> ist noch kein Thema der Zeitgeschichtsforschung. Die einschlägigen Quellen sind erst bruchstückweise zugänglich. Insofern ist mein Referat ein Wagnis, aber vielleicht eine nützliche Zwischenbilanz für den weiteren Gang der Forschung.

Über Amt und Kompetenzen, über „Sinn“ und Grenzen des Verfassungsorgans Bundespräsident existiert eine umfangreiche juristische, auch politikwissenschaftliche Literatur. Darin ist viel über die wenigen einschlägigen Verfassungsartikel zu erfahren, jedoch wenig über die Amtsinhaber, über ihre beruflichen Erfahrungen, über ihr parteipolitisches Umfeld und ihr neues staatliches Beziehungsgeflecht. Die Meßlatte wird fast ausschließlich an das gelegt, was Theodor Heuss in der Antrittsrede nach seiner Wahl am 12. September 1949 als „Paragraphengespinst“ des Amtes umschrieben hat, das nunmehr mit „einem Menschentum gefüllt“ sei.<sup>2)</sup>

Dieser Sachverhalt ist von Karl Carstens von einem anderen Ansatz aus vor wenigen Monaten rhetorisch so zugespitzt worden: „Wenn man das Grundgesetz unbefangen liest, kann man den Eindruck gewinnen, daß der Bundespräsident der mächtigste Mann im Staat sei.“<sup>3)</sup>

Nun wissen wir, daß er gerade dies nicht ist und aus welchen Gründen der Parlamentarische Rat dessen Amt und Kompetenzen im Grundgesetz minimalisiert hat. Das geschah mit besorgtem Rückblick auf die Supermacht des volksgewählten Reichspräsidenten der Weimarer Verfassung, mit traumatischen Erinnerungen an den Ersatzmonarchen Hindenburg. Als Lehre aus dem Hindenburg-Komplex erhielt die Bundesrepublik Deutschland eine stumpfe,

<sup>1)</sup> Der Wortlaut des Referats vom 2. Oktober 1988 anlässlich der Eröffnung der Generalversammlung in Bayreuth ist überarbeitet und geringfügig verändert. Belege dienen vornehmlich dem Nachweis von Zitaten.

<sup>2)</sup> Druck: Theodor Heuss, Politiker und Publizist. Aufsätze und Reden, ausgew. und kommentiert von Martin Vogt. Tübingen 1984, S. 377.

<sup>3)</sup> In einem Vortrag „Das Amt des Bundespräsidenten“ am 24. Februar 1988. Druck: Mitt. der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung in Köln. Sonderheft, September 1988, S. 9.

aber keine „stählerne Spitze“.<sup>4)</sup> Und die Barriere zur Wahl in dieses Amt wurde ebenfalls minimalisiert: laut Artikel 54 des Grundgesetzes genügt – *horribile dictu* – die Vollendung des 40. Lebensjahres.

Dabei sind die Bundespräsidenten keineswegs nur juristische Personen gewesen, nicht nur „Staatsnotare“ oder „Protokollpräsidenten“ mit Ratifikationskompetenz und auch nicht, als konsensstiftendes Organ, nur staatliche „Kontinuitätsinstanz ohne Handlungsspielraum“.<sup>5)</sup> Allerdings brauchten sie bis heute, gottlob, bestimmte Funktionen noch nicht wahrzunehmen: als Überbrückungsgewalt im Gesetzgebungsnotstand und mögliche Reserve-macht in politischen Krisen. Schließlich bildeten gestandene Parteipolitiker – und damit nehme ich bereits ein Teilergebnis meiner Ausführungen vorweg – nach ihrem Überwechseln vom Bundestag oder von der Spitze eines Bundesministeriums in die Villa Hammerschmidt keineswegs nur noch ein Attribut der „Kanzlerdemokratie“.

Dabei meint Kanzlerdemokratie jene Regierungsform, wie sie in Wahrnehmung der Richtlinienkompetenz nach Artikel 65 des Grundgesetzes von Konrad Adenauer praktiziert und durch die Dauer seiner Kanzlerschaft geprägt worden ist. Sie wurde von den meisten seiner bisher fünf Nachfolger – Ausnahme: Kiesinger – weitergeführt, allerdings mit unterschiedlicher Durchsetzungsfähigkeit.

Von 1949 bis 1979 amtierten vier Bundespräsidenten: Theodor Heuss, Heinrich Lübke, Gustav Heinemann und Walter Scheel, davon die beiden erstgenannten jeweils zwei Wahlperioden. Von ihnen stammte nur einer, Lübke, aus den Reihen der Unionsparteien; er war überdies, und bis heute, der einzige Katholik in diesem Amt. Den ersten vier Bundespräsidenten standen insgesamt fünf Regierungschefs gegenüber. Im gleichen Zeitraum wechselte der Chef des Bundespräsidialamts sechsmal, der des Bundeskanzleramts achtmal.

## II.

Der erste Bundespräsident begann und führte sein Amt bis zum Mai 1955 im Zeichen des Besatzungsstatuts, also fehlender Souveränität. Sichtbarste Folge: Verzicht auf Staatsbesuche im Ausland, die erst 1956 begannen. Gerade

---

<sup>4)</sup> So Alfred Rapp, *Bonn auf der Waage*. Stuttgart 1959, S. 31. Ebd.: Das GG verwende fast mehr Worte auf die Möglichkeit, den Bundespräsidenten „wegen Verletzung seiner Pflichten anzuklagen, als auf seine Rechte“.

<sup>5)</sup> Vgl. Walter Leisner, *Der Staatspräsident als „demokratischer Führer“*, in: *Demokratie in Anfechtung und Bewährung*, hrsg. von Joseph Listl und Herbert Schambeck. Berlin 1982, S. 444 f. Ebd. S. 443: „ängstliches Fehlverständnis“ des GG in bezug auf die Stellung des Bundespräsidenten.



sie haben in der Folge dazu beigetragen, das Erscheinungsbild der Bundesrepublik aufzubessern. Gegenbesuche in Bonn erleichterten dem mit einer historischen Hypothek belasteten deutschen Teilstaat den Weg zur Normalität.

Theodor Heuss wußte um die Chance, sein neues Amt prägen zu können. Er vermochte sie jedoch nicht – oder genauer: nur partiell – zu nutzen. Der Hauptgrund dafür lag darin, daß während seiner zehnjährigen Amtszeit kein Wechsel im Amt des Regierungschefs erfolgte. Dieser aber, Konrad Adenauer, hatte bereits bei der ersten Koalitionsbildung im September 1949 die Grenzen abgesteckt: „Der Bundespräsident hat genausoviel Macht wie der Bundeskanzler schlechte Nerven.“<sup>6)</sup>

Ein zweiter Grund für die von Heuss praktizierte bzw. reduzierte, quasi unpolitische Amtsführung, die eine entsprechende Traditionsbildung begründete, lag auf einer anderen Ebene: in der Persönlichkeit – richtiger: in der Versöhnlichkeit – des bei seiner Wahl 65jährigen Bundespräsidenten. Er blieb ein Mann der politischen Bildungsarbeit, ein gebildeter und selbstbewußter Liberaler, ein auch im Selbstverständnis erfolgreicher Literat.<sup>7)</sup> Er war ohne politischen Ehrgeiz, konsensbedürftig und konfliktscheu.

Gewiß ist die Frage hypothetisch, ob 1949 überhaupt die Möglichkeit für eine stärker politische Amtsführung im Sinne eines aktiven „Hüters der Verfassung“ bestanden hätte.<sup>8)</sup> Dennoch sei sie gestellt: Was wäre geschehen, wenn sich bis 1959 mehrere Bundeskanzler, gar mit wechselnden Koalitionen, abgelöst hätten – wenn auch nicht gerade, wie in den ersten zehn Jahren der Weimarer Instabilitätsrepublik, gleich neun Reichskanzler mit 16 Regierungen? Oder konkreter: Was hätte wohl Kurt Schumacher, der 1949 unterlegene Gegenkandidat von Heuss, aus dem Amt des Bundespräsidenten gemacht?

Zurück zur historischen Realität. Bei seiner Wahl war Heuss, Vorsitzender der Freien Demokraten in den drei Westzonen, acht Jahre jünger als Adenauer. Den Christdemokraten hatte es erhebliche Mühe gekostet, die unter koalitionspolitischen Aspekten nützliche Kandidatur dieses prominenten Liberalen innerhalb der Unionsparteien durchzusetzen. Den begründeten Widerspruch, Heuss sei nicht gerade kirchenfreundlich, hatte der designierte Bundeskanzler mit der lapidaren Feststellung erledigt: „Er hat eine sehr christlich denkende Frau, das genügt.“<sup>9)</sup> Ähnlich von der „Sache“ ablenkend war Adenauers

<sup>6)</sup> Ohne Quellenangabe zitiert in: Der Spiegel Nr. 42 vom 11. Oktober 1965, S.29.

<sup>7)</sup> Vgl. Eberhard *Pikart*, Theodor Heuss und Konrad Adenauer. Die Rolle des Bundespräsidenten in der Kanzlerdemokratie. Stuttgart 1976, S. 17 u. ö. (unter erstmaliger Auswertung des Heuss-Nachlasses).

<sup>8)</sup> Über Heuss' Interpretation des „Hüters der Verfassung“ vgl. seine Rundfunkansprache vom 12. Dezember 1952, in: Th. *Heuss*, Politiker und Publizist, S. 412 f.

<sup>9)</sup> Am 21. August 1949. Vgl. Konrad *Adenauer*, Erinnerungen 1945 – 1953. Stuttgart 1965,

Antwort auf einen Einwand des schwäbischen CDU-Abgeordneten Kurt Georg Kiesinger, der am 6. September 1949 in der CDU/CSU-Fraktion Heuss als „liebenswerten Überrest des 19. Jahrhunderts“ apostrophiert hatte: „Sie meinen, ich wäre nicht liebenswürdig!“<sup>10)</sup>

Das gängige Urteil über Persönlichkeit und Amtsführung des ersten Bundespräsidenten als die diesem Amt „gemäße Erstausrüstung“<sup>11)</sup> ist nahezu einhellig positiv, teilweise hymnisch gestimmt.<sup>12)</sup> Dazu hat Adenauer beigetragen, der in seinen Memoiren die Wahl von Heuss gleich zweimal als „großes Glück für unseren jungen Staat“ beurteilte.<sup>13)</sup> Nun muß man jedoch bei der Interpretation dieser Glücksfall-These ihren Stellenwert beachten. Sie leitet jenes Kapitel ein, in dem der Memoirenautor eine seiner folgenreichsten Fehlentscheidungen beschreibt: seine eigene, acht Wochen lang aufrecht erhaltene Kandidatur von 1959 für die Wahl zum Bundespräsidenten.

Heuss selbst hat wiederholt, allerdings nur privatim, seinem Ärger darüber Ausdruck verliehen, daß seine Aufgabe als „etwas zu harmlos“ angesehen und als rein repräsentativ eingestuft würde. Dabei habe er doch, so einmal am 12. Januar 1953, seine Funktion anfangs „sozusagen programmatisch unter das Stichwort ‚Entkrampfung‘ der Deutschen“ gestellt und „hier, wie ich spüre, einiges erreicht“.<sup>14)</sup>

Das hat er in der Tat, und darin wie in seinem Bemühen, in Deutschland die Voraussetzungen für eine „Demokratie des Maßes“ zu schaffen<sup>15)</sup>, liegt seine Bedeutung wie seine Nachwirkung. Sie aber erzielte er nicht durch Handeln, sondern durch Reden. Seine Reden verstand er als „politische Werte“<sup>16)</sup> und

---

S. 228; Rudolf Morsey, Die Rhöndorfer Weichenstellung am 21. August 1949, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 28 (1980), S. 529.

<sup>10)</sup> Vgl. Auftakt zur Ära Adenauer, Koalitionsverhandlungen und Regierungsbildung 1949, bearb. von Udo Wengst. Düsseldorf 1985, S. 255.

<sup>11)</sup> So Theodor Eschenburg, Über Autorität. Frankfurt 1976, S. 172. Ebd. die Einschränkung: „eine kraftvolle politische Figur war er nicht.“

<sup>12)</sup> Zwei frühe kritische Stimmen: Nach Karl Dietrich Bracher, Theodor Heuss und die Wiederbegründung der Demokratie in Deutschland. Tübingen 1965, S. 47, hat Heuss die „politischen Möglichkeiten“ seines Amtes „nicht voll ausgeschöpft“. Nach Arnulf Baring, Außenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie. München 1969, S. 170, ist das Bild von der Schwäche der Institution des Bundespräsidenten „wesentlich durch die zurückhaltende Amtsführung“ von Heuss geprägt worden.

<sup>13)</sup> Erinnerungen 1955 – 1959. Stuttgart 1967, S. 485, 517. In Adenauers Glückwunsch zum 75. Geburtstag von Heuss war davon die Rede, daß er das Glück gehabt habe, „Ihnen in diesen langen und schweren Jahren auch in Ihrer Eigenschaft als Staatsoberhaupt näher zu kommen“. Briefwechsel (wie Anm. 23).

<sup>14)</sup> An Wilhelm Heile. Druck: Theodor Heuss, Politik durch Kultur 1949 – 1959. Katalog und Ausstellung Michael Kienzle und Dirk Mende. Stuttgart 1984. S. 129; 18. Mai 1954 an Margret Boveri. Ebd., S. 120; 20. September 1950 an Hans Wright. Druck: Theodor Heuss. Eine Ausstellung. Ausstellung und Katalog Eberhard Pikart und Dirk Mende. Stuttgart 1967, S. 289.

<sup>15)</sup> 6. Juni 1959 an Toni Stolper. Druck: Theodor Heuss, Tagebuchbriefe 1955/1963, hrsg. von Eberhard Pikart. Stuttgart 1970, S. 440.

<sup>16)</sup> An W. Heile (wie Anm. 14).



entwickelte sie zur Hauptwaffe des Präsidenten. Mit der Pflege dieses „metapolitischen“ Aufgabengebiets<sup>17)</sup> leistete er seinen spezifischen Beitrag zur geistigen Fundierung der jungen Bundesrepublik. Damit aber trug er gleichzeitig dazu bei, die Kanzlerdemokratie zu stabilisieren.<sup>18)</sup>

Heuss beherrschte die Redekunst und nutzte geschickt die Modulationsfähigkeit seines schwäbisch-gemüthhaften Basses.<sup>19)</sup> Mit seiner Radiostimme begründete er, notabene, eine Tradition des Schwäbischen als politische Hochsprache in der Bundesrepublik.

Das in der Verfassung nicht explizit vorgesehene, gezielt eingesetzte Instrument der Rede, noch dazu vor jeweils hochgestimmtem Publikum und ohne Diskussionsmöglichkeit, gewann Leitbildfunktion. Dabei blieb Heuss eifersüchtig und erfolgreich darauf bedacht, seine sorgfältig vorbereiteten und jeweils rasch gedruckten Manuskripte jeder „Gegenzeichnung“ durch den Kanzler zu entziehen.

Der erste Bundespräsident suchte politische Gesinnung zu verbreiten und Politik durch Kultur zu begleiten, wenn nicht gar zu ersetzen. Mit seinem Bemühen um einen entsprechenden Kontrapunkt gegen Zeitgeist und Auswüchse des „Wirtschaftswunders“ belebte er aber auch das Vorurteil vom Gegensatz zwischen vermeintlich reinem Geist und der ach so schmutzigen Politik. Andererseits wurde und blieb der Bundespräsident durch den Rückzug auf seine privaten Fähigkeiten – oder richtiger: durch Fortsetzung seiner literarischen Existenz – zumindest ab 1952 Konfliktsituationen enthoben.

Heuss verkörperte die schon von Zeitgenossen kritisierte „Eitelkeit des Intellektuellen“.<sup>20)</sup> Ihm lag daran, durch ununterbrochenen Publikationsstrom weiterhin zu den Literaten des Landes zu zählen. Seine Mitarbeiter nannten ihn nicht „Chef“, sondern „Meister“.<sup>21)</sup> Und sein Tübinger Verleger Hermann Leins verstand es, auch noch die letzten unveröffentlichten Altmanuskripte seines prominenten Autors zum Druck zu bringen. Publizistisch

<sup>17)</sup> 9. April 1959 an Adenauer. Th. Heuss, Tagebuchbriefe, S. 19.

<sup>18)</sup> In dem in Anm. 14 zitierten Schreiben an Heile hieß es, er habe gegenüber Kanzler und Ministern seine Meinung „immer sehr deutlich zum Ausdruck“ gebracht und „eine ganze Reihe von Dingen“ für falsch gehalten: „aber ich kann damit nicht auf den Markt gehen, sondern muß es, falls er sich dafür interessiert, einem Historiker ... überlassen, das festzustellen.“

<sup>19)</sup> Nach Wilhelm G. Grewe, Rückblenden 1976 – 1951. Frankfurt 1979, S. 349, hat Walter Eucken einmal mit „respektvoll-freundlicher Ironie“ in bezug auf Heuss darüber philosophiert, „daß eine tiefe Stimme ihrem Inhaber häufig die Tiefe des Nachdenkens erspare, weil die Menschen sich von dem Klang einer tiefen Stimme beeindruckt lassen und ihr aus irrationalen Antrieben Vorschuß an Vertrauen und Glaubwürdigkeit einzuräumen bereit seien“; das sei auch Hindenburg zugute gekommen.

<sup>20)</sup> Vgl. Rolf Lahr, Zeuge von Fall und Aufstieg. Private Briefe 1934 – 1974. Hamburg 1981, S. 256 (28. Januar 1957).

<sup>21)</sup> Vgl. E. Pikart, Heuss und Adenauer. S. 20.



zugespitzt hat Johannes Groß schon 1967 formuliert: Heuss sei gleichsam „auch nebenbei“ Bundespräsident gewesen.<sup>22)</sup>

Das war möglich, weil er in den Grundfragen der Politik wie im Gesellschafts- und Demokratieverständnis mit Adenauer übereinstimmte. Er bewunderte Weitsicht, Durchsetzungsfähigkeit und Härte des Kanzlers, auch dessen physische Leistung; er betrachtete ihn mit der distanzierten Neugier eines professionellen Biographen.<sup>23)</sup>

Heuss besaß weder außenpolitische Konzeptionen noch Ambitionen. Er begnügte sich mit Informationen, die er – allerdings reichlich – vom Bundeskanzler oder durch den Chef des Bundespräsidialamts (seit 1952: Staatssekretär) erhielt, der an den Kabinettsitzungen teilnahm.<sup>24)</sup> Zwischen Adenauer und Heuss sind von 1949 an mehr als 260 Briefe gewechselt worden. Von den annähernd 240 Treffen zwischen beiden Politikern sind Dutzende protokolliert. Der Bundespräsident erhielt jedoch weder Einblick in Ministerlisten, noch die Teilnahme an Kabinettsitzungen zugestanden, erst recht nicht die Organisationsgewalt im Bereich der Regierung.

Mit eigenen Ausflügen in die Politik hatte er kein Glück. Der Versuch, 1951 eine von ihm in Auftrag gegebene Nationalhymne, auf die er so stolz war, einzuführen, scheiterte in der Sache an Adenauer. Mehr aber noch als dieser „totale Mißerfolg“ ärgerte Heuss die „öffentliche Verhöhnung“ der neuen Hymne durch Kurt Schumacher als „schwäbisch-pietistischer National-Choral“.<sup>25)</sup> 1952 geriet der Bundespräsident im Streit um den Wehrbeitrag in die Schußlinie der Opposition, in den folgenden Jahren, nach Spaltung der FDP, in die von Teilen seiner eigenen Partei, deren Politik er wiederholt im Sinne koalitionsstreuen Verhaltens zu beeinflussen suchte.

Heuss pflegte geradezu liebevoll persönliche Antipathien, so gegen Gustav Stresemann und Richard Wagner bzw. die Wagner-Festspiele in Bayreuth, die er betont mied.<sup>26)</sup> Seine Aversion gegen den Parteifreund Thomas Dehler war

---

<sup>22)</sup> Die Deutschen. Frankfurt 1967, S. 91. Eine burschikos-negative Kurz-Charakterisierung bei Johannes Groß, in: FAZ-Magazin vom 27. Mai 1988, S. 8.

<sup>23)</sup> Das wird aus der in Kürze erscheinenden Edition des Briefwechsels Adenauer-Heuss 1948–1963, deutlich, bearb. von Hans Peter Mensing, hrsg. von Rudolf Morsey und Hans-Peter Schwarz. Berlin 1989.

<sup>24)</sup> Am 28. Februar 1954 erwähnte Heuss (gegenüber Adenauer) seine „sorgfältige Lektüre“ der Kabinettsprotokolle. Wie Anm. 23. Am 1. November 1956 schrieb er an Toni Stolper, er lese jetzt „jeden Tag die wichtigen Depeschen unserer Missionen“. Tagebuchbriefe, S. 209. Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt vermißte er (6. Dezember 1959 an Adenauer) die „Berichte unterer diplomatischen Missionen, die ich so wacker las“. Wie Anm. 23.

<sup>25)</sup> 9. März 1956 an Dolf Sternberger, Th. Heuss, Politik durch Kultur, S. 90; 6. Dezember 1959 an Adenauer. Wie Anm. 23.

<sup>26)</sup> Belege bei Th. Heuss, Tagebuchbriefe; ders., Eine Ausstellung (wie Anm. 14) und E. Pikart, Heuss und Adenauer (jeweils im Register).

so stark, daß Adenauer es 1953 vorzog, den Justizminister nicht wieder in seine zweite Regierung zu berufen.<sup>27)</sup>

Der mit zunehmender Amtsdauer zum „Papa Heuss“ avancierte Bundespräsident fand keineswegs gleichermaßen Kontakt zu allen Schichten der Bevölkerung. Eine Distanz blieb zu Katholiken, die sich daran stießen, daß Heuss in der Kirche „doch mehr eine kulturgeschichtliche Erscheinung“ sah.<sup>28)</sup> Die Mitte der fünfziger Jahre entstehende Bundeswehr blieb gekränkt durch seine beiläufig-ironische Bemerkung bei einem Manöverbesuch: „Nun siegt mal schön.“ In späteren, vom 4. Dezember 1960 datierten „Anweisungen und Wünschen zur Formgebung meiner Beerdigung“ hieß es u. a.: „Eine Einheit der Bundeswehr soll weder vor dem Friedhof noch auf dem Friedhof bemüht werden.“<sup>29)</sup>

Auf der anderen Seite wußte der in geschichtlichen Kategorien denkende Bundespräsident um die Bedeutung staatlicher Symbole und Auszeichnungen. Mit der Stiftung eines „Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland“ (1951) korrigierte er den Fehler des Ordensverbots der Weimarer Reichsverfassung. Bereits 1950 stiftete er das Silberne Lorbeerblatt für hervorragende sportliche Leistungen. 1952 rief er die Friedensklasse des Ordens Pour le Mérite wieder ins Leben. Hingegen fand Adenauers Vorschlag von 1951, ein „Arbeitsverdienstkreuz für 40- oder 50jährige Tätigkeit“ in einem privaten oder öffentlichen Betrieb zu schaffen<sup>30)</sup>, beim Bundespräsidenten keine Gegenliebe.

Wie sehr Heuss 1959, nach Ablauf seiner zweiten Wahlperiode, mit seiner Persönlichkeit das Amt ausgefüllt, aber auch „metapolitisch“ geführt und geprägt hatte, wurde bei der Suche nach einem geeigneten Nachfolger deutlich.

Der inzwischen 75jährige Bundespräsident fühlte sich durch Formulierungen gekränkt, mit denen Adenauer seine eigene, alle Welt überraschende Kandidatur begründet hatte. Danach würden Stellung, Aufgabe und Arbeit des Bundespräsidenten in der Öffentlichkeit „zu gering“ eingeschätzt; sie seien „viel größer, als man glaubt“; er, Adenauer, werde das Amt seiner Bedeutung entsprechend ausfüllen.<sup>31)</sup> Eine derartige Schelte hatte Heuss – der ihm deswegen böse war und, wie oft bei ihm, sehr lange Briefe schrieb<sup>32)</sup> – nicht verdient.

<sup>27)</sup> Vgl. Theodor Heuss, Lieber Dehler! Briefwechsel mit Thomas Dehler, hrsg. von Friedrich Henning. München 1983, S. 97 f.

<sup>28)</sup> Vgl. E. Pikart, Heuss und Adenauer, S. 15.

<sup>29)</sup> Th. Heuss, Politik durch Kultur, S. 120.

<sup>30)</sup> 24. April 1951. Wie Anm. 23.

<sup>31)</sup> Vgl. K. Adenauer, Erinnerungen 1955 – 1959, S. 502; Th. Heuss, Tagebuchbriefe, S. 422.

<sup>32)</sup> Am 9. und 14. April 1959. Wie Anm. 23. Vgl. Theodor Eschenburg, Das entbehrliche Amt? (1974), in: ders., Spielregeln der Politik. Stuttgart 1987, S. 385: Adenauer habe das Palais Schaumburg „gleichsam in die Villa Hammerschmidt mitnehmen“ wollen.



Allerdings ist aus der zeitlichen Distanz und in Würdigung der noch unveröffentlichten Korrespondenz zwischen beiden Männern die Bedeutung des ersten Bundespräsidenten kritischer einzuschätzen, als es am und seit Ende seiner Amtszeit nicht nur Leitartikler taten. Ein tendenziell eher umgekehrtes Urteil gilt, mit noch zu erwähnenden Einschränkungen, für Heinrich Lübke.

### III.

Beide haben das Amt nicht erstrebt – das gilt auch für ihre Nachfolger Heinemann und Carstens –, sondern in der Bereitschaft zu patriotischer Pflichterfüllung (Heuss: in „vaterländischem Pflichtsinn“) übernommen.

Dabei hatte Lübke einen schweren Start: als Verlegenheitskandidat der Unionsparteien, denen Adenauer durch Rücknahme seiner eigenen Kandidatur Schwierigkeiten bereitet hatte. Der erfolgreiche Agrarpolitiker wurde als Lückenbüßer oder auch „Lübkenbüßer“ apostrophiert, „der arme“ bzw. „der rote Heinrich“ titulierte, jedoch von kundigen Zeitgenossen als Mann des Ausgleichs begrüßt. Nur böse Zungen konstatierten mit dem Amtsantritt dieses gelehrten Agrarökonomen einen „Übergang von der Humanitas zum Humus“. <sup>33)</sup>

Lübke strahlte natürliche Würde, Redlichkeit und Bescheidenheit aus, war ein christlich-agrarsozial geprägter Demokrat. Er zählte vor 1933 in Preußen (MdL 1932 – 1933 für die Zentrumspartei) wie nach 1946 in Nordrhein-Westfalen, dessen Kabinett er von 1947 bis Ende 1952 als Landwirtschaftsminister angehört hatte, zu den Verfechtern einer Großen Koalition. Ihm fehlten Ausstrahlung und intellektueller Habitus, aber auch Wille und Fähigkeit, Machtverzicht durch Fortsetzung einer quasi privaten Existenz zu kompensieren. <sup>34)</sup>

Der zweite Bundespräsident verleugnete weder seine Herkunft aus einfachen dörflichen Verhältnissen des Sauerlands, noch seine Verwurzelung im westfälischen Katholizismus. Seine Sprechweise und der heimische Anklang wurden von denen bspöttelt, für die das schwäbische Idiom von Heuss einen Persönlichkeitsbonus bildete, obwohl es in norddeutschen Ohren durchaus

<sup>33)</sup> Dieses Diktum soll von Reinhold Maier stammen.

<sup>34)</sup> Anstelle vieler Einzelbelege verweise ich für den folgenden Abschnitt auf meine beiden Aufsätze: Heinrich Lübke, in: Städte nach zwei Weltkriegen, hrsg. von Walter Först. Köln 1984, S. 143 – 191, 231 – 234; Schwierigkeiten mit der Biographie des Bundespräsidenten Heinrich Lübke, in: Westfälische Forschungen 35 (1985), S. 164 – 174, ferner auf zwei Kurzportraits, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 15. Berlin 1987, S. 442 – 444; Staatslexikon der Görres-Gesellschaft, Bd. 3. Freiburg <sup>7</sup>1987, Sp. 956 – 957.

nach „Sommerfrischen-Dialekt“ klang.<sup>35)</sup> Lübke gewann Respekt nicht nur bei „kleinen“ Leuten und im katholischen Volksteil, sondern auch bei anderen Kreisen, die Heuss eher fremd geblieben waren – etwa die Bundeswehr oder die Vertriebenen, die er gemieden hatte.<sup>36)</sup>

Der zweite Bundespräsident erlebte in seiner zehnjährigen Amtszeit drei Bundeskanzler: zunächst noch den 1959 bereits 83jährigen Adenauer – dessen Regierung Lübke seit 1953 als (höchst erfolgreicher) Landwirtschaftsminister angehört hatte –, ab 1963 Ludwig Erhard. Mit Adenauer kam es nicht zu einer „fruchtbaren Zusammenarbeit“.<sup>37)</sup> Mit seinem Kollegen Erhard als Wirtschaftsminister war Lübke gut ausgekommen; mit Bundeskanzler Erhard, der 1963 die Koalition mit der FDP fortsetzte, gelang das nicht. Auch zu dessen Nachfolger ab Ende 1966, Kurt Georg Kiesinger, fand Lübke keinen Kontakt, obwohl – oder gerade weil – mit der Einbeziehung der SPD in die Regierungsverantwortung sein Traumziel erfüllt war. In den folgenden Jahren wurde ihm Herbert Wehner zu einer Stütze.

Der Bundespräsident blieb von seinen Erfahrungen in der Exekutive geprägt und entwickelte ein selbstbewußt-eigenwilliges Amtsverständnis und einen hierarchisch-protokollarischen Stil, vergrößerte seine Behörde. Mit sauerländischer Beharrlichkeit – er selbst nannte das „Festigkeit“<sup>38)</sup> – suchte er sich, zunächst gegen Adenauer, zu behaupten und sein Amt politisch aufzuwerten, das er von der Verfassung „wie ein Stiefkind“ behandelt sah.<sup>39)</sup> Lübke fühlte sich als Sprecher für das „ganze deutsche Volk“<sup>40)</sup> und, wie er nach seiner Wiederwahl 1964 in Berlin privatim schrieb, „auch verantwortlich für die geistige und moralische Substanz unserer Nation“.<sup>41)</sup>

Folglich suchte er Grundwerte und christliche Lebenswahrheiten zu bewahren bzw. wiederzugewinnen. Diese Zielsetzung wie der missionarisch-belehrende Ton seiner Reden widersprachen dem progressiv gestimmten Zeitgeist und reizten dessen Protagonisten. Aus seinem Amtsverständnis leitete Lübke eine Art Mitsprache in der Exekutive ab. Er nahm sein Ernennungsrecht für Bundesminister, Beamte, Richter und Offiziere ernst. Mit seiner erfolgreichen

<sup>35)</sup> Zitiert als Äußerung eines oldenburgischen Reichstagsabgeordneten der Weimarer Zeit, in: Der Spiegel Nr. 37 vom 8. September 1949, S. 9 (im ersten Portrait über Heuss).

<sup>36)</sup> Vgl. Th. Heuss, Tagebuchbriefe, S. 478 (7. August 1960).

<sup>37)</sup> Lübke am 22. Dezember 1962 an Heuss. Bundesarchiv Koblenz, Nachlaß Lübke. Dazu vgl. Th. Heuss, Tagebuchbriefe, S. 499 (2. November 1961) und S. 502 (22. Januar 1962).

<sup>38)</sup> 22. November 1962 an Heuss. Nachlaß Lübke.

<sup>39)</sup> Ebd. Bei anderer Gelegenheit (3. Juli 1964): „Nur spärlich mit Vollmachten ausgestattet.“ Vgl. Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung Nr. 108 vom 9. Juli 1964, S. 1021. Heuss registrierte (25. März 1961) Überlegungen Lübkes, die Stellung seines Amtes zu „erhöhen“. Tagebuchbriefe, S. 495.

<sup>40)</sup> 3. Juli 1964. Wie Anm. 39.

<sup>41)</sup> 17. Juli 1964 an Prälat Wissing. Nachlaß Lübke.



Weigerung von 1961, ein vom Bundestag und Bundesrat beschlossenes Gesetz über den Betriebs- und Belegschaftshandel zu unterzeichnen, weil er es für verfassungswidrig hielt, setzte er sein materielles Prüfungsrecht von Gesetzen durch.

Der Bundespräsident erwartete, so ließ er 1965 das neu gebildete Bundeskabinett wissen, von den Mitgliedern der Bundesregierung „bereitwillig und loyal“ informiert zu werden, um sein Amt nicht nur nach bestem Gewissen, sondern auch Wissen ausüben zu können. Dieses Amt könne er ohnedies nur mit „Märtyrergesinnung“ ertragen.<sup>42)</sup> Lübke studierte intensiv Berichte der Auslandsmissionen und empfing deren Chefs bei ihren Aufenthalten in Bonn, bat auch Bundesminister und Spitzenbeamte der Ressorts zu Vorträgen.<sup>43)</sup> Er verfolgte alle wichtigen Vorhaben der Regierung, vermochte allerdings deren Personalentscheidungen nur in Einzelfällen zu korrigieren.<sup>44)</sup>

So konnte er auch nicht die Ernennung von zwei CDU-Politikern zu Bundesministern verhindern. Das galt 1959 für seinen Nachfolger im Landwirtschaftsressort, Werner Schwarz, den er zu sehr als Interessenvertreter sah, und 1961 wie 1965 für Gerhard Schröder als Außenminister, von dem er eine Lockerung des Verhältnisses zu Frankreich befürchtete. Dabei hatte ihn im letzteren Falle sogar Exkanzler Adenauer beschworen, die Ernennung zu verweigern und Lübke einen Verfassungskonflikt erwogen.

Seit dem Berliner Mauerbau vom August 1961 drängte der Bundespräsident auf nationale Sammlung durch Einbeziehung der SPD in die Regierungsverantwortung und Ablösung Erhards. Nach der Bundestagswahl vom September 1961 entzog sich jedoch sein Kandidat Eugen Gerstenmaier der heiklen Aufgabe, Adenauer zu stürzen.<sup>45)</sup> Selbst nach dem gegen die SPD errungenen Wahlsieg Ludwig Erhards vom Herbst 1965 favorisierte Lübke die Bildung einer Großen Koalition unter Leitung von Rainer Barzel oder Paul Lücke. Damit schadete er seiner Autorität.<sup>46)</sup> Am Sturz Erhards wie an der Nominie-

---

<sup>42)</sup> 26. Oktober 1965. Vgl. Bulletin Nr. 174 vom 29. Oktober 1965, S. 1397. Ähnlich beim Neujahrsempfang des Bundeskabinetts am 6. Januar 1965. Vgl. Theodor *Eschenburg*, Zur politischen Praxis in der Bundesrepublik, Bd. 2. München 1966, S. 197 f.

<sup>43)</sup> Vgl. R. *Labr*, Zeuge, S. 388: „Die Teilnahme Heuss' an der Außenpolitik“ sei „noch geringer“ gewesen „als an der Innenpolitik. Ich habe es nie erlebt, daß er jemand aus dem AA zum Vortrag bestellt hätte, wie es Lübke jetzt tut.“

<sup>44)</sup> Unter Lübke nahm auch der Schriftverkehr innerhalb des inzwischen personell verstärkten Bundespräsidialamts zu.

<sup>45)</sup> Vgl. Eugen *Gerstenmaier*, Streit und Friede. Frankfurt 1981, S. 480; Erich *Mende*, Die neue Freiheit 1945 – 1961. München 1984, S. 480.

<sup>46)</sup> Als Lübke am 24. Dezember 1965 in einem Interview mit der Schweizer „Weltwoche“ (Druck: Hans-Joachim *Winkler*, Der Bundespräsident. Opladen 1967, S. 82 f.) für die Bildung einer großen Koalition eintrat, zeigte sich *Erhard* (30. Dezember) „politisch auf das tiefste enttäuscht und nicht zuletzt auch menschlich gekränkt“. Ludwig Erhard-Stiftung in Bonn, Nachlaß Erhard.

zung Kiesingers Ende 1966 hatte der Bundespräsident nur passiv-zustimmenden Anteil.

Seinen Anspruch, Präsident aller Deutschen zu sein, unterstrich er durch häufige Besuche in Berlin, für ihn die selbstverständliche Hauptstadt nach der als sicher erwarteten Wiedervereinigung. Gerade von Berlin aus, wo er noch ein Privathaus besaß<sup>47)</sup>, forderte der Bundespräsident immer wieder das Selbstbestimmungsrecht für alle Deutschen. In diesem Sinne proklamierte er 1963 den 17. Juni zu einem „nationalen Gedenktag“, ohne damit jedoch dessen inhaltliche Entleerung zum „nationalen Ausflugstag“ verhindern zu können.

Zukunftsweisend wurde Lübkes Einsatz zugunsten der Entwicklungshilfe, deren Bedeutung er als einer der ersten erkannte.<sup>48)</sup> Seine insgesamt 37 Staatsbesuche galten vornehmlich Ländern der Dritten Welt. In ihnen gewann der Bundespräsident ein beträchtliches Kapital von Vertrauen und Glaubwürdigkeit für die Bundesrepublik Deutschland. 1960 war es wesentlich seinem Bemühen zu verdanken, daß ein Bruch der diplomatischen Beziehungen zu Guinea vermieden werden konnte.

Ein Jahr zuvor war Lübke mit den Stimmen der Sozialdemokraten – wie zehn Jahre zuvor Theodor Heuss – wiedergewählt worden. Die Initiative dazu hatten SPD-Politiker ergriffen und damit die Unionsparteien in Zugzwang gebracht. Zur erneuten Kandidatur war Lübke von seiner ansonsten klugen, gewandten und sprachkundigen Frau Wilhelmine bestärkt, oder richtiger: gedrängt worden. Spötter sprachen von einer neuen Ära des „Wilhelminismus“. Der Bundespräsident war inzwischen dem Parteienpluralismus entrückt und von der Bedeutung seines Amtes ergriffen, aber gesundheitlich angeschlagen.

Die letzten zwei Jahre in der Villa Hammerschmidt wurden für ihn zu einem Leidensweg. Das rasche Schwinden seiner Kräfte führte zu Peinlichkeiten in der Öffentlichkeit und zu intellektuellem Gespött. Sein physischer Abbau war mitbedingt durch eine von Ost-Berlin gesteuerte kommunistische Verleumdungskampagne. Lübkes Tätigkeit in einem Architekturbüro während der Kriegszeit wurde in ein Zwielficht gerückt und der Bundespräsident aufgrund gefälschter Dokumente als „KZ-Baumeister“ geschmäht. Diese Kampagne fand in der von außerparlamentarischen Kräften aufgewühlten, im Umbruch befindlichen Bundesrepublik erst Resonanz, als Hamburger Magazine in die Rufmordkampagne gegen Lübke einstiegen.

<sup>47)</sup> Seit Ende der zwanziger Jahre.

<sup>48)</sup> Dazu vgl. *Heuss'* Äußerung vom 24. Januar 1960: Lübke sei Adenauer gegenüber „innerlich unabhängig, kommt aber auch mit dem AA nicht zurecht. Es beschäftigt ihn ja immer das Problem der ‚entwicklungsfähigen‘ Länder.“ *Tagebuchbriefe*, S. 468.



Schließlich verquickten sich die publizistischen Attacken zu allem Unglück mit einer eher komischen bzw. kosmetischen Angelegenheit, der vermeintlichen „Entdeckung“ des wahren Lebensalters von Wilhelmine Lübke. Sie war zehn Jahre älter als ihr Mann, hatte sich jedoch 1947 bei Ausstellung eines Personalausweises um neun Jahre „verjüngt“ und einen entsprechenden Schreibfehler der Paßbehörde erst 1964 korrigiert. Darüber mokierten sich einige Zeitgenossen, stellten sogar Strafanträge wegen Urkundenfälschung. Nur wenige wußten, daß sich bereits die Ehefrau des ersten Bundespräsidenten, die 1952 verstorbene Elly Heuss-Knapp, auf die gleiche Weise „verjüngt“ hatte, allerdings nur um sechs Jahre, dafür jedoch ohne spätere Korrektur.<sup>49)</sup>

Lübke vermochte sich gegen Vorwürfe, die jeder Grundlage entbehrten, nicht zu wehren. Er erlag schließlich der Medienhetze und trat zweieinhalb Monate vor Ablauf seiner Wahlperiode zurück, um die im Sommer 1969 fällige Neuwahl des Bundespräsidenten nicht zeitlich mit der Wahl des neuen Bundestags zu verquicken.

Er hat sein Amt, in dem er nicht zu wachsen vermochte, rechtschaffen und gewissenhaft, aber auch mit Eigensinn geführt, „treu und redlich, aber ohne Glanz“, wie es sein Gegenkandidat bei der Wahl von 1964, Carlo Schmid, umschrieben hat. Die Modernität Lübkes ist erst später deutlich geworden: sein früher Einsatz zugunsten des Naturschutzes – als damalige Form des Umweltschutzes – und der Entwicklungshilfe, aber auch sein Bekenntnis zum „einfachen Leben“, zur Überschaubarkeit örtlich-nachbarschaftlicher Verhältnisse.

#### IV.

Der zweite Bundespräsident verleugnete seine christlich-demokratische Überzeugung ebensowenig wie Theodor Heuss seine liberal-demokratische. Ihr Amtsnachfolger war in dieser Hinsicht nicht leicht einzuschätzen. Denn Gustav Heinemann hatte, die Weimarer Zeit einbezogen, erst nach viermaligem Parteiwechsel 1957 in der SPD seine letzte politische Heimat gefunden. 1899 in Schwelm geboren und in dem nicht weit entfernten Essen aufgewachsen, war er dort zeitweiliges Vorstandsmitglied der Rheinischen Stahlwerke und – nach seinem kurzen Zwischenspiel als Innenminister in der ersten Regierung Adenauer (bis 11. Oktober 1950) – als Rechtsanwalt tätig gewesen. Seit 1966 gehörte er als Justizminister der Regierung Kiesinger an.

Heinemann war ein nüchterner, radikal-fragender, von protestantischer

---

<sup>49)</sup> Vgl. R. Morsey, Schwierigkeiten, S. 173.

Zucht geprägter Gemeindechrist<sup>50)</sup>, ein als trocken und steif geltender Jurist. Dabei fühlte er sich als Rheinländer<sup>51)</sup>, während ihn seine griesgrämig abweisende, amusische und „sauertöpfische Ernsthaftigkeit und Enge“<sup>52)</sup> eher als Sohn des Bergischen Landes auszuweisen schien. Den ihm eigenen trockenen, „hausgemachten“ Humor<sup>53)</sup> resevierte er für private Geselligkeit.

Die Wahl dieses SPD-Politikers zum Bundespräsidenten am 5. März 1969, letztmalig in Berlin, wurde erst im dritten Wahlgang entschieden. Dabei entfielen auf Heinemann 512 Stimmen, auf den Gegenkandidaten und Kabinettskollegen Gerhard Schröder (CDU), Bundesminister der Verteidigung, 506. Heinemanns knapper Erfolg war den Wahlmännern einer seit Mitte der sechziger Jahre von Grund auf verwandelten, von Walter Scheel geführten FDP zu verdanken. Er hatte in einem abendlichen Kraftakt eine entsprechende Mehrheit zugunsten des Justizministers gewonnen, dessen liberale Reformpolitik dabei das sachliche Bindeglied bildete.

Von der neuen Koalition aus Sozial- und Freidemokraten ging eine Signalwirkung für die sechs Monate später stattfindende Bundestagswahl aus. Heinemann verstärkte sie dadurch, daß er seine Wahl als „ein Stück Machtwechsel“ interpretierte.<sup>54)</sup> Eine dadurch wie durch kritische Äußerungen über die Bundeswehr und über die Notwendigkeit einer stärkeren Distanz zur westlichen Allianz emotionalisierte Diskussion polarisierte die politischen Fronten und erreichte ihr Ziel.

Gleichwohl suchte der dritte Bundespräsident zunächst als Chef des Präsidialamts einen CDU-Politiker zu gewinnen. Seine Anfrage – bereits unmittelbar nach der Wahl in Berlin – ging an Paul Mikat, den er seit Jahren kannte.<sup>55)</sup> Nach Mikat versagte sich auch Heinrich Köppler.

Nach der Bundestagswahl vom 28. September 1969 unterstützte Heinemann die von Brandt und Scheel forcierte Bildung einer Koalition („Willy, ran, mach's!“)<sup>56)</sup>, die fortan – griffig, aber unpräzis – als „sozial-liberal“ bezeichnet wurde. Vom Wahlausgang her, bei 242 Mandaten für die Unionsparteien, 224 für die SPD und 30 für die FDP, hätte eine Koalitionsbildung unter Führung der stärksten Fraktion näher gelegen.

Auch in der Folge identifizierte sich Heinemann – wie keiner seiner Amts-

<sup>50)</sup> Helmut *Lindemann*, Gustav Heinemann. München 1978, S. 256.

<sup>51)</sup> Vgl. Carola *Stern*, Gustav Heinemann, in: Aus dreißig Jahren. Rheinisch-Westfälische Politiker-Porträts, hrsg. von Walter Först. Köln 1979, S. 249.

<sup>52)</sup> So Arnulf *Baring*, Machtwechsel. Die Ära Brandt-Scheel. Stuttgart 1982, S. 57.

<sup>53)</sup> Wie Anm. 51.

<sup>54)</sup> Vgl. Klaus *Hildebrand*, Von Erhard zur Großen Koalition 1963 – 1969. Stuttgart, S. 399.

<sup>55)</sup> Diese Bekanntschaft datierte allerdings nicht, so A. *Baring*, Machtwechsel, S. 59, „aus einer Essener Skatrunde“.

<sup>56)</sup> Ebd., S. 176.



vorgänger und -nachfolger – mit der politischen Richtung „seiner“ Koalition, ohne darauf jedoch Einfluß zu nehmen oder zu erhalten. Persönlich war der Bundespräsident eher das Gegenteil des auf Reformeuphorie gestimmten Zeitgeists, vor allem in seinen christlichen Wertvorstellungen und seinem Ethos. Gleichwohl repräsentierte er die „Veränderungsbereitschaft“<sup>57)</sup> und -fähigkeit der im Umbruch befindlichen Bundesrepublik, die sich im Gefolge der 1967/68 begonnenen Bewußtseinsrevolution von Grund auf wandelte.

Der Bundespräsident wie der neue Bundeskanzler Brandt sahen den Auftrag des Grundgesetzes erst ansatzweise erfüllt, hielten „mehr Demokratie“ für notwendig. Dabei fand Heinemann zu dem 24 Jahre jüngeren Brandt keinen Kontakt. Umgekehrt mied der Bundeskanzler das Gespräch mit dem ungeduldi gen Präsidenten, hielt – wie Arnulf Baring geurteilt hat – „Gustav“ für mühsam, so sehr er ihn respektierte“.<sup>58)</sup> Diesem Urteil steht nicht die spätere Aussage Brandts entgegen, seine Zusammenarbeit mit Heinemann sei „gut und von Vertrauen getragen“ gewesen.<sup>59)</sup>

Als Verbindungsmann zur Villa Hammerschmidt mußte, ähnlich wie bei Lübke, Herbert Wehner einspringen, der nicht gerade als der geselligste Zeitgenosse galt. Der Kontakt des Präsidenten zur Opposition lief über Paul Mikat, den die Unionsfraktion zu ihrem Verbindungsmann bestellt hatte. Heinemanns Rat war von manchen Politikern aufgrund einer Eigenschaft nicht gefragt, die Wolfgang Jäger so umschrieben hat: „Lästig aber war vor allem sein Gewissen.“<sup>60)</sup>

Der dritte Bundespräsident lebte aus einem anderen Staatsverständnis als seine Vorgänger und entwickelte ein anderes Amtsverständnis. Er hatte keinen Sinn für nationale Symbole und lockerte bzw. negierte die ihm lästigen Zwänge des Protokolls und gesellschaftlicher Repräsentation. Die ständige Begleitung und Überwachung durch Sicherheitsbeamte nannte er scherzhaft seinen „offenen Strafvollzug“.<sup>61)</sup>

Heinemann, der den Staat nur als „Notordnung menschlicher Gesellschaft“ verstand, suchte einem rein rationalen Verfassungspatriotismus den Weg zu ebnen. Für ihn war „unser Vaterland Deutschland“ ein „schwieriges Vaterland“, in dem es gelte, „mehr Raum und Freiheit, Gerechtigkeit und Mensch-

---

<sup>57)</sup> Ebd., S. 116.

<sup>58)</sup> Ebd., S. 626.

<sup>59)</sup> So Willy *Brandt*, *Begegnungen und Einsichten. Die Jahre 1960 – 1975*. Hamburg 1976, S. 300.

<sup>60)</sup> Die Innenpolitik der sozial-liberalen Koalition, in: Karl Dietrich *Bracher*, *Wolfgang Jäger*, *Werner Link*, *Republik im Wandel 1969 – 1974*. Stuttgart 1986, S. 157.

<sup>61)</sup> H. *Lindemann*, *Heinemann*, S. 261.

lichkeit zu schaffen“.<sup>62)</sup> Er verstand sich, in des Wortes doppelter Bedeutung, als „Bürger-Präsident“. Dabei war er in seinem „etwas gequält wirkenden populistischen Puritanismus“ alles andere als ein „Präsident zum Anfassen“<sup>63)</sup>; schon seine Steifheit und Sprödigkeit schufen automatisch Distanz.

Heinemann suchte die Kluft zwischen dem zur „Untertänigkeit“ erzogenen deutschen Volk und der „Obrigkeit“ zu überwinden<sup>64)</sup> und durch ständigen Dialog mit möglichst vielen Menschen zur Erziehung selbstbewußter, „mündiger Bürger“ beizutragen. Er wandte sich vornehmlich Minderheiten und Randgruppen zu, gleichermaßen geistig und körperlich Behinderten. In seinen unstilisiert-gradlinigen, von praktischer Lebenserfahrung bestimmten Reden vermied er Fremdwörter, um so dazu beizutragen, die „Sprachkluft“ zu den breiten Massen zu überwinden.<sup>65)</sup> Andererseits verhinderte die oft dem Theologendeutsch nahe und moralisierende Sprache Heinemanns<sup>66)</sup> die angestrebte Wirkung.<sup>67)</sup>

Eine Breitenwirkung anderer Art erreichte Heinemann durch Korrektur des vorherrschenden Geschichtsbewußtseins. Er suchte, und geradezu eifernd, „Nationalgeschichte durch Sozialgeschichte zu substituieren“.<sup>68)</sup> Sein Ziel war es, in Anknüpfung an eine schwarz-rot-goldene Familientradition, verschüttetes oder verdrängtes Freiheitsstreben in der deutschen Geschichte seit den Bauernkriegen neu zu beleben und „mit unserer Gegenwart zu verknüpfen“.<sup>69)</sup> Das aber bedeutete: die bestehende Koalition als gleichsam historisches Bündnis zu legitimieren.

Die Gefahr einer solcherart „von oben“ intendierten republikanischen Archäologie in einer Epoche, in der außerparlamentarische Kräfte agierten, lag in einer Grenzverwischung zwischen bürgerlichen Demokraten und (neo-)marxistischen Revolutionären. Als Heinemann im Januar 1972, auf dem Höhepunkt des Terrorismus der Baader-Meinhof-Bande, den Terroristen moralisch zuzureden beabsichtigte, konnte ihn Bundeskanzler Brandt nur dadurch

<sup>62)</sup> Vgl. Diether Posser, Gustav Heinemann, in: Protestantische Profile, hrsg. von Klaus Scholder und Dieter Kleinmann. Königstein/Ts. 1983, S. 392.

<sup>63)</sup> So Friedrich Karl Fromme, Deuter ihrer Zeit oder deren Geschöpfe? Zum Amtsbeginn des sechsten Bundespräsidenten, in: Die Politische Meinung, H. 214 (1984), S. 18.

<sup>64)</sup> H. Lindemann, Heinemann, S. 243.

<sup>65)</sup> D. Posser, Heinemann, S. 394 f.

<sup>66)</sup> Rolf Zundel, Die Galerie der Präsidenten, in: Die Zeit vom 25. Mai 1979, S. 3.

<sup>67)</sup> Offensichtlich auf Anregung Heinemanns hin wurde die bisherige Regelung, wonach der Bundeskanzler die jährliche Ansprache zu Weihnachten und der Bundespräsident die zum Jahreswechsel gehalten hatte, nunmehr stillschweigend getauscht. Vgl. E. Pikart, Heuss und Adenauer, S. 174

<sup>68)</sup> F. K. Fromme, Deuter ihrer Zeit, S. 17.

<sup>69)</sup> 26. Juni 1974. Vgl. H. Lindemann, Heinemann, S. 253.



davon abhalten, daß er selbst die Fernsehansprache übernahm und dabei den Verbrechern weniger weit entgegenkam, als in dem Redeentwurf des Bundespräsidenten vorgesehen war.<sup>70)</sup>

Andererseits trat Heinemann entschieden allen zeitgenössischen Bewußtseins- und Systemveränderern entgegen, auch politischen Amokläufern gegen den entsprechend verteufelten „Radikalenerlaß“ von 1972. Seine Vorliebe für neuartige Formen von Friedens- und Konfliktforschung führte zu einem Aufschwung entsprechender Institutionen und Publikationen, nicht aber zu praktisch verwertbaren Ergebnissen.<sup>71)</sup>

Heinemanns Hinwendung zu Unangepaßten und Unterprivilegierten, sein Verständnis für die rebellierende Jugend hatten zur Folge, daß sich die Geister an ihm schieden. Den einen war er Garant der Mitte-Links-Koalition und Vorbild in progressiver Ungeduld – in Wirklichkeit aber „progressiv“ nur in der Außen-, speziell Ostpolitik; anderen hingegen galt er als einseitig „linker“ Bundespräsident. So wirkte er, gewollt oder nicht, als ein „Polarisierer im Großen“.<sup>72)</sup>

Andererseits machte der Bundespräsident bei Staatsbesuchen eine gute Figur und fand auch in den als „schwierig“ geltenden westlichen und nördlichen Nachbarländern den richtigen Ton. Er verkörperte nach außen glaubhaft den „Sühnewillen des deutschen Volkes“<sup>73)</sup>; als Justizminister hatte er bereits Israel besucht.

Seine wichtigste politische Entscheidung traf Heinemann 1972, als er erstmals während einer Legislaturperiode den Bundestag auflöste, nachdem auch die Unionsparteien für Neuwahlen eingetreten waren. Deren Ausgang stärkte die SPD/FDP-Koalition.

Auf die anschließend erfolgte Bildung der zweiten Regierung Brandt erhielt der Bundespräsident keinen Einfluß, ebenfalls nicht, zwei Jahre später, im Mai 1974 – nach dem spektakulären, auch ihn überraschenden Rücktritt Brandts – auf die der Regierung Schmidt. Im Herbst 1973 verzichtete Heinemann, inzwischen fast 75jährig und im Amt einsam geworden, aus Gesundheitsgründen auf eine erneute Kandidatur. Diese Entscheidung überraschte und schok-

---

<sup>70)</sup> A. Baring, *Machtwechsel*, S. 388; W. Jäger, *Innenpolitik*, S. 83.

<sup>71)</sup> Nach K. Carstens, *Das Amt des Bundespräsidenten*, S. 15, habe Heinemann besonders daran gelegen, die „ausufernde öffentliche Verwaltung auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen“. Dazu vgl. auch Ruth Bahn-Flessburg, *Leidenschaft mit Augenmaß. Fünf Jahre mit Hilda und Gustav Heinemann*. München 1984, S. 251.

<sup>72)</sup> Von Erhard zur Großen Koalition, S. 398; W. Jäger, *Innenpolitik*, S. 158. Von einer „Integrierung der Minderheiten im öffentlichen Leben“ sprechen die Herausgeber Heinrich Böll, Helmut Gollwitzer und Carlo Schmid in ihrem Geleitwort zu: *Anstoß und Ermutigung. Gustav W. Heinemann, Bundespräsident 1969 – 1974*, Frankfurt 1974, S. 10.

<sup>73)</sup> So F. K. Fromme, zitiert nach W. Jäger, *Innenpolitik*, S. 157.

kierte die allzu passiv gebliebene SDP-Führung und lag im übrigen auch nicht im Sinne seiner ehrgeizigen und tatkräftigen Frau Hilda. Sie hatte 1969 den Ausschlag für die Kandidatur ihres Mannes gegeben und ließ nunmehr ihrem Ärger über die Distanzierung der Sozialdemokraten von „ihrem“ Repräsentanten freien Lauf.<sup>74)</sup>

Im Rückblick auf seine Erfolge als Bundesjustizminister hat Heinemann am 8. Juni 1975 einmal formuliert: „Reformen haben ihre Stunde und ihre sachlichen Voraussetzungen.“<sup>75)</sup> Diese Feststellung gilt vergleichbar für seine Präsidentschaft, die mit der bisher unruhigsten Epoche unseres Staates weitgehend zusammenfiel. Da Heinemann in ihr die „Aufbruchsstimmung zwischen den sechziger und siebziger Jahren verkörperte“<sup>76)</sup>, vermochte er links-extreme Positionen in Staat und Gesellschaft zu neutralisieren. Insofern hat er, anders als seine Vorgänger und Nachfolger, nicht integrierend, dennoch aber stabilisierend gewirkt. Das wird noch deutlicher bei einem Blick auf seinen Gegenkandidaten von 1969, Gerhard Schröder.

Der dritte Bundespräsident verließ, wie seine Amtsvorgänger, die Villa Hammerschmidt mit 75 Jahren. Er lebte nur noch zwei Jahre; Lübke waren im Ruhestand drei, Heuss vier Jahre vergönnt gewesen.

## V.

Den hohen Altersdurchschnitt der bisherigen Bundespräsidenten reduzierte der vierte Inhaber dieses Amtes, Walter Scheel. Der amtierende Außenminister und Vorsitzende der Freien Demokraten war bei seiner Wahl erst 55 Jahre alt. Sie erfolgte am 15. Mai 1974 nicht mehr in Berlin, sondern in Bonn, und zwar gegen Richard v. Weizsäcker (CDU). Der Ortswechsel von der „Ostpreußenhalle“ am Funkturm in West-Berlin zur „Beethovenhalle“ am Rhein war symptomatisch als Beitrag der Bundesrepublik zur politischen Entspannung.

Nur einen Tag später wurde Helmut Schmidt zum neuen Bundeskanzler gewählt. Er blieb, durch den Wahlausgang von 1976 bestätigt, noch über die Amtszeit von Scheel hinaus Regierungschef der bisherigen Koalition aus Sozialdemokraten und Freien Demokraten.

Scheel besaß eigenwillige Vorstellungen über sein neues Amt. Nur wenige

---

<sup>74)</sup> H. Lindemann, Heinemann, S. 236, 263 f., 267; A. Baring, Machtwechsel, S. 627 f.; R. Bahn-Flessburg, Leidenschaft, S. 253 ff., 273.

<sup>75)</sup> Vgl. D. Posser, Heinemann, S. 393.

<sup>76)</sup> A. Baring, Machtwechsel, S. 28; C. Stern, Heinemann, S. 248: „Verbündet mit dem Zeitgeist der siebziger Jahre.“



Wochen zuvor (31. Januar 1974) hatte er in einem Gedenkartikel zum 90. Geburtstag von Heuss die Funktionsteilung zwischen dem ersten Bundespräsidenten und dem ersten Bundeskanzler als Ergebnis einer einmaligen geschichtlichen und persönlichen Konstellation bewertet.<sup>77)</sup> Diese Art von Historisierung bedeutete im Klartext: mehr Macht für den Bundespräsidenten, durchaus in der Tradition Lübkes. Dabei gedachte Scheel vor allem in der Außenpolitik mitzubestimmen. So übte er sich von der Villa Hammerschmidt aus schon bald mit einer von spielerischen Elementen nicht freien Ernsthaftigkeit in der Kunst, „ganz dicht bis an die Grenzen seines Amtes heranzugehen“ und seine Kompetenzen „voll auszuschöpfen“.<sup>78)</sup>

Der vierte Bundespräsident war aber auch in anderer Hinsicht das verkörperte Kontrastprogramm zu seinem Vorgänger, in Amtsverständnis, Amtsführung und Lebensstil. Er revidierte die Dämonisierung und Minimalisierung des Staates – für Scheel der beste, „den wir je gehabt haben“<sup>79)</sup> – und seiner Symbole. Er wandte sich wieder an die Mehrheit der Bevölkerung und entfaltete protokollarische Repräsentation. Die bisher bei Staatsbesuchern postierten zwei einsamen Grenzschutzpolizisten wurden durch eine Ehrenformation der Bundeswehr ersetzt.<sup>80)</sup> Den Dienst in den Streitkräften wertete der frühere Jagdflieger Scheel als Friedensdienst.

Dabei fiel es dem „gelernten“ Parlamentarier sichtlich schwer, nach 21jähriger Mitgliedschaft im Bundestag – daneben war er je fünf Jahre lang Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Außenminister und Vorsitzender seiner Partei gewesen – vom Entscheidungszentrum abgeschnitten zu sein. Zudem mußte er sich von einem Klischee eigener Art befreien: von dem einer rheinischen Frohnatur.

Dieser Liberale stammte aus Höhscheid bei Solingen, auf der Grenze zwischen dem Rheinischen und Bergischen Land. Er war in einem Arbeiterhaushalt aufgewachsen, ohne geistige Ziehväter des Liberalismus, und seit 1950 Landtagsabgeordneter, seit 1953 als Bundestagsabgeordneter und Wirtschafts-

<sup>77)</sup> Walter *Scheel*, Reden und Interviews, hrsg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (II). Bonn 1974, S. 404 ff.; Dazu Wolfgang *Jäger*, Die Innenpolitik der sozialliberalen Koalition, in: Wolfgang *Jäger* und Werner *Link*, Republik im Wandel 1974 – 1982. Stuttgart 1987, S. 141.

<sup>78)</sup> Zitiert in: Der Spiegel Nr. 47 vom 15. November 1976 („Die Kunst, bis an die Grenze zu gehen“), S. 30 ff. (auf der Grundlage eines Gesprächs mit Staatssekretär Paul Frank); 18. November 1976 anlässlich des 25jährigen Bestehens des Bundesverfassungsgerichts. Vgl. Walter *Scheel*, Reden und Interviews, hrsg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bd. 3. Bonn 1977, S. 107.

<sup>79)</sup> In einem Interview, in: Der Spiegel Nr. 10 vom 6. März 1978, S. 29. Vgl. W. *Scheel*, Reden und Interviews, Bd. 4. Bonn 1978, S. 411. Ähnlich im November 1975. Ebd. Bd. 2. Bonn 1976, S. 273.

<sup>80)</sup> Roderich *Schneider*, Präsident des Ausgleichs. Stuttgart 1975, S. 128.

berater in Düsseldorf aufgestiegen. Dort hatte er – laut zeitgenössischen Kolumnisten – die Neigung zum „feinen Leben und den feinen Leuten“ kultiviert, auch die Fähigkeit entwickelt<sup>81)</sup>, Tätigkeit als Genuß zu manifestieren.<sup>82)</sup>

Nur wenige wußten um die für Scheel kennzeichnende Verbindung von Heiterkeit und Härte, von Liebenswürdigkeit mit Durchsetzungsvermögen.<sup>83)</sup> Er hatte schwere Kriegsverletzungen überstanden und, nach dem Tode seiner ersten Frau, seit Mitte der sechziger Jahre fünf Operationen. Sein Gesundheitszustand als Außenminister war ein Grund dafür gewesen, daß er seine Wahl zum Bundespräsidenten betrieben hatte; ein anderer, vermutlich, die Absicht, das ideologisch überhöhte sozial-liberale Zweckbündnis nicht zu verlängern.

Scheels Selbstkandidatur hatte seine Parteifreunde ebenso überrascht wie die SPD-Führung, Kanzler Brandt von „Fahnenflucht“ gesprochen, Heinemann vor diesem Kandidaten gewarnt<sup>84)</sup> und eine Illustrierte die Schlagzeile gefunden: „Des Sängers Flucht“. Sie bezog sich auf den Erfolg dieses heiterweltläufigen Politikers als fröhlicher Sänger, der ihm als Außenminister mit dem Plattenhit „Hoch auf dem gelben Wagen“ gelungen war.

Dieser Freidemokrat verkörperte so sehr die von ihm mitgestaltete Erfolgsgeschichte unseres Staates, aber auch die Überzeugung von der Existenz zweier Staaten in Deutschland, daß man ihm mit Arnulf Baring als „Mr. Bundesrepublik“ bezeichnen kann.<sup>85)</sup> Er vermittelte dem öffentlichen Leben jenen Schuß Optimismus und Fröhlichkeit, der die „gesunkenen seelischen Temperaturen“ wieder normalisierte.<sup>86)</sup> Dazu trugen die Art von Scheels Auftreten wie seine Ansprachen und – dies war neu – seine zahlreichen Interviews bei.

Der Bundespräsident, der infolge seiner Kontaktfähigkeit leicht Zugang zur Bevölkerung fand, verstand es, auch dann verbindlich zu wirken, wenn er mahnte und warnte. Dabei zielte er nicht auf das schlechte Gewissen seiner Mitbürger, sondern appellierte an Einsicht, Vernunft und Toleranz. Scheel zelebrierte seine Reden nicht wie Heuss, zerredete nicht auch gute Vorlagen

<sup>81)</sup> So Heli *Ihlefeld*, Walter Scheel, in: Glück gehabt mit Präsidenten, Kanzlern und den Frauen, hrsg. von Werner Höfer. Stuttgart 1976, S. 127.

<sup>82)</sup> So Alois *Rummel*, Vorbemerkung, zu: R. *Schneider*, Präsident, S. 12.

<sup>83)</sup> A. *Rummel*, Vorbemerkung, S. 10; A. *Baring*, Mr. Bundesrepublik: Walter Scheel, hrsg. in: Im Dienste Deutschlands und des Rechts, von Friedrich J. Kroneck und Thomas Oppermann. Baden-Baden 1981, S. 19, 32. Eine Festschrift zum 65. Geburtstag Scheels, hrsg. von Hans-Dietrich Genscher, trägt den Titel: Heiterkeit und Härte. Stuttgart 1984. Darin u. a.: Arnulf *Baring*, Diplomatie, Politik und Zeitgeschichte. Mr. Bundesrepublik: Walter Scheel, S. 19 ff.

<sup>84)</sup> Heinemanns Wunschkandidat war der SPD-Politiker Hans Koschnick. Vgl. R. *Bahn-Flessburg*, Leidenschaft, S. 255. Vgl. ferner Paul *Lersch*, „Zufall, daß er nicht das Amt ruiniert hat“, in: Der Spiegel Nr. 22 vom 28. Mai 1979, S. 27.

<sup>85)</sup> A. *Baring*, Mr. Bundesrepublik, S. 17 ff.

<sup>86)</sup> So Helmut *Herles*, in: FAZ vom 12. April 1988, S. 1.



wie Lübke, und eiferte nicht wie Heinemann. Seine Ideen speisten und redigierten drei Mitarbeiter im Präsidialamt als „Redefabrik“.<sup>87)</sup> Boshafte Zungen sprachen deswegen auch von Scheel als dem „teuersten Vorleser der Republik“.<sup>88)</sup>

Auch der vierte Bundespräsident hat Personalentscheidungen der Regierung keineswegs unbesehen akzeptiert, ebenfalls einmal ein Gesetz nicht ausgefertigt. In der festgefahrenen Mitbestimmungsdebatte überraschte er 1975 dadurch, daß er für Ausdehnung des Mitbestimmungsrechts eintrat, um dem wirtschaftlichen Wiederaufschwung nach der vom Ölschock vertieften Depression „den sozialen Boden zu bereiten“.<sup>89)</sup>

Das zunächst gute Verhältnis des Bundespräsidenten zu Bundeskanzler Schmidt kühlte sich bald ab, das zum SPD-Vorsitzenden Brandt blieb distanziert, aber auch das zu Hans-Dietrich Genscher, seinem Nachfolger im Vorsitz der Freien Demokraten. Im Herbst 1976 kam es zu Spannungen mit Schmidt, nachdem ein Gutachten des Bundespräsidialamts – nicht zum ersten Mal – die Rechte des Bundespräsidenten allzu intensiv interpretiert hatte. Scheel mußte zurückstecken, sein auch als „Vordenker“ geltender Staatssekretär Paul Frank durch ein Rücktrittsgesuch, das dann abgelehnt wurde, als Blitzableiter herhalten.<sup>90)</sup>

Hingegen vermochte der Bundeskanzler nicht den Zugang zur Villa Hammerschmidt zu kontrollieren, d. h. den Kontakt des Bundespräsidenten auch mit Repräsentanten der Opposition zu verhindern.<sup>91)</sup> Seit 1976 ließ Scheel durchblicken, daß er die sozial-liberale Koalition nicht als ein historisch legitimes Dauerbündnis verstand, sondern als Zweckmehrheit auf Zeit.

Im Streit um die „kooperative Gesamtschule“ in Nordrhein-Westfalen unterstützte er indirekt das dagegen von der CDU in Gang gesetzte (und erfolgreiche) Volksbegehren. Er bemühte sich erkennbar darum, die – von Heinemann zensierte – deutsche Geschichte „zur Gänze zurückzugewinnen“, mit ihren „Höhen und Tiefen“.<sup>92)</sup> Bei seinem Plädoyer für Neubesinnung des Geschichtsunterrichts auf der Grundlage entsprechender Geschichtsbücher

<sup>87)</sup> R. *Schneider*, *Präsident*, S. 137 („Traummanschaft“); P. *Lersch*, „Zufall“, S. 31 f.

<sup>88)</sup> Vgl. Ingelore *Winter*, *Unsere Bundespräsidenten*. Düsseldorf 1987, S. 148.

<sup>89)</sup> R. *Schneider*, *Präsident*, S. 144. Über *Scheels* rückblickende Einschätzung (20. Juni 1979) dieser Rede („dicht bis an die Grenze des Amtes“) vgl. *Reden und Interviews*, Bd. 5. Bonn 1979, S. 387.

<sup>90)</sup> Vgl. *Der Spiegel* Nr. 48 vom 22. November 1976, S. 28 f. sowie in dem in Anm. 78 zitierten Interview vom 15. November 1976.

<sup>91)</sup> Vgl. R. *Schneider*, *Präsident*, S. 133: „Anders als unter ... Heinemann gingen die Herren von der CDU und CSU in der Villa Hammerschmidt nun wieder ein und aus.“

<sup>92)</sup> Am 19. Dezember 1974. W. *Scheel*, *Reden und Interviews*, Bd. 1. Bonn 1975, S. 307 ff. Bemerkenswert seine Ansprache beim Deutschen Historikertag in Mannheim am 22. September 1976. Ebd., Bd. 3, S. 55 ff.



kam ihm die Erfahrung mit seinen schulpflichtigen Kindern zuhelfe. Scheel war der bisher einzige Bundespräsident, der mit seiner zweiten Frau Mildred, einer Röntgenärztin, die er 1969 geheiratet hatte, und drei Kindern die Dienstvilla im wörtlichen Sinne belebte.

Auf dem Höhepunkt eines linksextremen Terrorismus vertraute Scheel auf die Stabilität, Regenerationsfähigkeit und Regierbarkeit der Bundesrepublik. Er wandte sich gegen die Resignation vor vermeintlichen „Sachzwängen“ der Politik und übertriebenen Zukunftsängsten, artikulierte zunehmend aber auch die „Grenzen der Zukunft“, die Risiken der wirtschaftlich-technischen Entwicklung, der Kernenergie und des Computerzeitalters.<sup>93)</sup> Gleichzeitig betätigte er sich als „Wanderprediger in Sachen Entwicklungshilfe“.<sup>94)</sup>

Es ist Scheel gelungen, so Wolfgang Jäger, dem Zeitgeist in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre „in seinen Spannungen Ausdruck zu verleihen, Tendenzwende und Fortschrittskritik nahtlos zu verbinden“; der vierte Bundespräsident verkörperte eine Bundesrepublik mit „neuem Selbstbewußtsein und erstarkter Handlungskraft“.<sup>95)</sup> Er tat dies mit Gelassenheit und Zuversicht, mit einem Optimismus, der aus dem „Vertrauen in die eigene Kraft, in die Kräfte unseres Volkes“ resultierte.<sup>96)</sup>

Aber auch dieser Bundespräsident vermochte nicht, die Grenzen zu überspringen, die seinem Amt – vielleicht dem schwierigsten in unserer Verfassungsordnung – gezogen sind. Auch er übte, abgesehen von informeller Einflußnahme, keine eigenständige Macht aus. Vielmehr setzte Scheel, nach einigen Umwegen, die von seinen Amtsvorgängern geprägte, jedoch unterschiedlich akzentuierte Tradition fort: als Hüter des demokratischen Grundkonsenses wie der politischen Kultur und Gesittung, als moralische Appellationsinstanz.<sup>97)</sup> Von solchen Einwirkungen auf Stand und Entwicklung des öffentlichen Bewußtseins gingen politische Wirkungen aus, auch wenn sie heute noch nicht meßbar (und noch kaum erforscht) sind.

1979 mußte Scheel, erst 60jährig, auf eine zweite Wahlperiode verzichten. Inzwischen besaßen die Unionsparteien die absolute Mehrheit in der siebten Bundesversammlung. Folglich war ihr Kandidat Karl Carstens am 23. Mai

<sup>93)</sup> W. Jäger, Innenpolitik, S. 142.

<sup>94)</sup> In einem Interview. Vgl. Der Spiegel Nr. 10 vom 6. März 1978, S. 28. Vgl. W. Scheel, Reden und Interviews, Bd. 4, S. 407.

<sup>95)</sup> Wie Anm. 93.

<sup>96)</sup> In einem Interview, in: Der Spiegel Nr. 22 vom 2. August 1976, S. 22. Vgl. W. Scheel, Reden und Interviews, Bd. 3, S. 360.

<sup>97)</sup> Vgl. Friedbert Pflüger, Von Heuss bis Weizsäcker: Hüter des Grundkonsenses, in: Demokratie und Diktatur, hrsg. von Manfred Funke. Düsseldorf 1987, S. 390; ders., Wenig Macht – viel Autorität. Das Amt des Bundespräsidenten, in: Das Grundgesetz und die Bundesrepublik Deutschland, hrsg. von Wolfgang Benz und Detlev Moos. München 1988, S. 65 ff.

1979, am 30. Jahrestag der Verkündung des Grundgesetzes, bereits im ersten Wahlgang erfolgreich.

## VI.

Bis heute ist achtmal ein Bundespräsident gewählt bzw. wiedergewählt worden. Alle Wahlen sind unter parteipolitischen Vorzeichen erfolgt und hatten entsprechende – allerdings höchst unterschiedliche – Signalwirkung: viermal bestätigten sie eine bestehende Koalition, dreimal signalisierten sie einen Machtwechsel. Bei der letzten Wahl, 1984, wurde wiederum die Regierungskoalition bestätigt. Gleichzeitig erhielt Richard v. Weizsäcker, bei einer Neuwahl zum ersten Male, auch Stimmen von Abgeordneten der Opposition. Die neunte Bundespräsidentenwahl findet im kommenden Mai statt, am 40. Jahrestag der Verkündung des Grundgesetzes. Der Historiker wird sich jeder Prognose über den Ausgang und etwaige Konsequenzen enthalten.

Vor 14 Jahren, anlässlich der Verabschiedung Heinemanns, hat ein damals amtierender Ministerpräsident geschrieben: „Die große Anzahl von staatlichen Akten, die nach dem Grundgesetz seiner (des Bundespräsidenten) Unterschrift und damit seiner Zustimmung bedürfen, sichern ihm tatsächlich mehr Einfluß, als ihm mancher Rechts- oder Politikwissenschaftler zubilligen möchte“.<sup>98)</sup> Dieses Urteil trifft zu, kann aber konkretisiert werden: mehr Einfluß, als ihm vielleicht auch mancher Bundeskanzler zubilligen möchte; denn der Autor unseres Zitats von 1974 war Helmut Kohl.

Durch ihre Persönlichkeit, ihre Amtsführung und den von ihnen trotz verfassungsrechtlicher Machtlosigkeit in unterschiedlichem Maße ausgeübten politischen Einfluß auf ihre Zeit haben Heuss, Lübke, Heinemann und Scheel dazu beigetragen, daß es gelungen ist, der Bundesrepublik Deutschland seit bald 40 Jahren Frieden, Sicherheit und Freiheit zu bewahren. Im Sinne eines plakativen Buchtitels von 1976 „Glück gehabt mit Präsidenten, Kanzlern und den Frauen“<sup>99)</sup> besteht Grund, diesen Politikern dafür – auch wenn dieser Begriff aus dem politischen Sprachschatz nahezu verschwunden ist – dankbar zu sein.

---

<sup>98)</sup> Bundespräsident und Verfassung, in: Anstoß und Ermutigung (s. Anm. 72), S. 399.

<sup>99)</sup> Wie Anm. 81.



## Hubertus Tellenbach

### Die Wirklichkeit, das Komische und der Humor

#### Facetten psychiatrischer Diagnostik

Wenn man von einer langen Erfahrung im Gespräch mit psychisch Gestörten darüber belehrt worden ist, daß ein entscheidender Wesenszug dieser Störung darin besteht, das unmittelbare Erfassen *der Wirklichkeit* zu verfehlen: so mag man eine Vielzahl von Kriterien ersinnen, an denen dieses Verfehlen offensichtlich wird. Unter dieser Vielfalt gibt es ein Phänomen, an dem sich in unmittelbarer Evidenz zeigen läßt, daß die Erfassung der Wirklichkeit entscheidend verändert ist. Es gelingt fast immer, dieses Phänomen zur Erscheinung zu bringen, wenn der psychotische Patient mit einer vom Wesen des Humors bestimmten Situation konfrontiert wird. Für den Melancholiker ist die transzendental-phänomenologisch fundierte *Gestimmtheit* so ins Pessimistisch-Nihilistische abgewandelt, daß die ontische Seinsweise der *Stimmung* in der Depressivität festgelegt bleibt. Ein Versuch, den Patienten für Aspekte einer anders gestimmten Wirklichkeit zu gewinnen, wie es die des Humors ist, schlägt immer fehl, weil der Melancholiker *allein* im Eingehen auf die Wesensmerkmale seiner verstimmtten Wirklichkeit korrespondieren kann.

Ganz anders ist die Situation bei einem Patienten, der dem schizophrenen Formenkreis angehört. Bei ihm ist es nicht die Stimmung, die der Begegnung mit der Wirklichkeit entgegensteht, sondern die *Verkennung* der Wirklichkeit, die im Humor an ihn herangebracht wird. Die Kommunikationstheoretiker (F. BATESON u. a.) haben im Humor eine Methode erblickt, „die unausgesprochenen Themen im Denken oder in einer Beziehung zu sondieren“ (S.13). Sie haben festgestellt, daß der Schizophrene den metaphorischen Sinn eines Gesprächs wörtlich nimmt – oder aber den wörtlichen metaphorisch. Man hat das später den „schizophrenen Konkretismus“ genannt. BATESON (S.40) bringt dazu ein köstliches Beispiel bei: An einem Arztbüro war ein Schild angebracht mit der Aufschrift „Arztbüro. Bitte anklopfen“ – worauf ein schizophrener Patient nie an der Tür vorbeiging, ohne gewissenhaft anzuklopfen. Ein Patient, der einen solchen meta-kommunikativen Sinn verfehlt, geht am Verständnis des Umgangs vorbei, den der Humor mit der Wirklichkeit hat; denn was ist das Entscheidende an dem Bezug des Humors – ja des Komischen in *allen* Derivaten – zur Wirklichkeit? Das soll in anthropologischer Sicht erörtert werden.

Der Geist kennt kaum einen stärkeren Drang als den nach der Erkenntnis



der „Wirklichkeit“, nach dem, was er sich gegenüberstellen kann. Diesem Drang entspricht die überwältigende Fülle der Antworten, die in allen Zeiten und Zonen von Philosophie und Ethik, von Theologie und von den großen Künsten auf die Frage nach dem Wesen der Wirklichkeit gegeben wurden. An dieser ungeheuren Fülle geistiger Gebilde scheint sich allenthalben ein eigenartiges Phänomen zu zeigen. Dieses Phänomen besteht darin, daß der menschliche Geist, indem er die Wirklichkeit in den Gebilden seines Erkennens erfaßt, an dieser Wirklichkeit zugleich auch eine *Veränderung* vornimmt. Offenbar versieht er im Vorgang des Erfassens das Erkannte mit Zügen, die der Faktizität des Angetroffenen entweder ein Mehr hinzufügen, womöglich aber auch etwas wegnehmen: jedenfalls aber eine *Veränderung* bewirken. Wenn z. B. SCHOPENHAUER in der Vorrede zur ersten Auflage von „Die Welt als Wille und Vorstellung“ meint: „Ein System von *Gedanken* muß allemal einen architektonischen Zusammenhang haben, d. h. einen solchen, in welchem immer ein Teil den anderen trägt ..., der Grundstein endlich alle, ohne von ihnen getragen zu werden – der Gipfel getragen wird, ohne zu tragen“ –, so fordert er für die Bewältigung der Wirklichkeit durch das philosophische Denken ein Mehr: nämlich eine architektonische Strukturierung, wie sie sich im schlichten Hinsehen auf die bloße Wirklichkeit nicht zeigt. Wie anders stellt sich die *Erkenntnis* der Wirklichkeit etwa für HEINRICH v. KLEIST dar, wenn er in seinem köstlichen Essay „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ dem Freunde rät, „mit dem nächsten Bekannten, der Dir aufstößt, darüber zu sprechen“, wenn er etwas wissen wolle und es durch Meditation nicht finden könne. Es scheint so, als seien alle Denker genötigt, die Dinge in eine etwas andere Lage zu rücken, in der die ihnen wesentlichen Merkmale erst recht zur Anschauung gelangen können. So erscheint schließlich das, was der Philosoph sieht, in einer ganz anderen Beleuchtung und Bedeutung, als es sich dem naiven Blick darbietet.

In der Sphäre des *Ethischen* ist es nicht anders. Welchen Ursprüngen der Ethiker auch immer seine Wertewelt entsteigen läßt, aus Leben oder Pflicht, aus Gott oder aus dem Bushidô, d. h. aus dem „Weg der Krieger“, aus der Persönlichkeit oder aus dem Nirwana: immer läßt er die Wirklichkeit in der Aufdrift in die Höhenluft des *Ideals* zurück, in dessen reiner Idee das Ethische in seine Wirklichkeit gelangt und den Kodex seiner Forderungen artikuliert.

Vielleicht läßt sich diese mehr oder minder greifbare Veränderung der Wirklichkeit nirgends so deutlich zur Ansicht bringen als in der Kunst. Soviel scharf beobachtete Faktizitäten auch z. B. DÜRRENMATTs Figuren spiegeln: sie tragen doch Züge – man denke z. B. an Romulus den Großen –, die

mit der Wirklichkeit des Untergangs Roms unter dem Tritt germanischer Heere nichts mehr zu tun haben. Und wer würde RILKE oder HOFMANNSTHAL noch einen Lyriker nennen, wenn die Lyra nichts gäbe als eine Kopie des im Alltag Vorgefundenen, wo es doch ihr Auftrag war, die Wirklichkeit in ihren Gebilden zu *verdichten*. Und der *Maler*! Im Unterschied etwa zum Farbphotographen läßt er in *seiner* Darstellung der Wirklichkeit etwas eingehen, das über die naive Wahrnehmung der Natur hinausgeht. Wie verschieden sind die entlaubten alten Bäume, die CASPAR DAVID FRIEDRICH gemalt hat, von der elementaren Arborität der Bäume van GOGHs. Und welche ganz andere Wirklichkeit kommt in den beiden Gemälden zur Darstellung, auf denen EL GRECO Toledo darstellt. So auch die *Plastik*: würden in ihr nicht ganz unterschiedliche Sinngestaltungen zur Darstellung kommen, so müßten sich ja alle Sujets gleichen – wo es doch gerade ihren Reiz ausmacht, daß sie dies keinesfalls tun. *In allen Zeiten und Kulturen hat die sich – objektiv gesehen – doch immer gleichbleibende Wirklichkeit eine ganz unterschiedliche Darstellung erfahren.*

Sollte man nicht versuchen, das zu begründen? Man könnte an NICOLAI HARTMANNs ontologische Unterscheidung erinnern: „Sein ist Realität. Das ist nicht dasselbe wie Wirklichkeit“ (S.73). Es gäbe z. B. auch *Wesensmöglichkeit* und *Wesensnotwendigkeit* – und diese seien nicht identisch mit den entsprechenden Modi des Realen. Das ist lapidar. Doch hatten sich damals schon in dem ontologischen Urgestein HEIDEGGER Denkgebilde kristallisiert, die unser Fragen in eine eindeutige Richtung verweisen. „Höher als die Wirklichkeit steht die Möglichkeit“ (S.68). Die „Möglichkeit als Existenzial ist die ursprünglichste und letzte positive ontologische Bestimmtheit des Daseins“ (S.143). Und wenn HEIDEGGER später (in „Vom Wesen des Grundes“) von einem „stiftenden Gründen von Möglichkeiten seiner selbst“ (S.43) spricht, so bringt er uns der Lösung unserer Frage sehr nahe. Wirklichkeit ist eben alles andere als „pure Dingvorhandenheit“ („Sein und Zeit“ S.211). In ihrer Ausfaltung aus den Möglichkeiten erhält die Wirklichkeit immer wieder andere Physiognomien. So bietet sie den Anblick eines steten Werdens, eines Sich-Veränderns, von dem – so die theoretische Physik – nicht einmal die Sphäre der Elementar-Teilchen auszunehmen ist. Was wir „Wirklichkeit“ nennen, ist nie auf ein reines Gegenüber reduzierbar. Immer ist das Ich mit diesem Gegenüber verschränkt – das Ich in all seinem unruhvollen proteusartigen Wechsel, in seinen Stimmungen, Vorurteilen und Schicksalsverknüpfungen.

Was aber hat denn dieser Versuch, einen Wesenszug der Wirklichkeit freizu-



legen, mit dem Komischen – und vor allem mit dem Wesen des Humors zu tun? *Nichts weiter als die Annäherung an die Einsicht, daß auch der Humor zu jenen geistigen Mächten gehört, welche die Wirklichkeit verändern* – wenn auch nur für einen Augenblick. Zu diesem Sich-erfassen-Lassen von einer so verändernden Macht – das zeigt die Erfahrung – ist der Psychotiker nicht fähig. Deshalb ist das, was ich die „Humorprobe“ nenne, für meine psychiatrische Diagnostik ein Kriterium feinsten Art. Der Humor ist an das in der Situation aktuell *Gegebene* gebunden: aber doch so, daß er es irgendwie verändert, zuweilen nur ganz wenig, indem er einzelne Züge am Bild der Wirklichkeit akzentuiert, diese oder jene Linie verkürzt oder verlängert oder unterstreicht oder abblaßt. Die Raufszene auf einer Straße in München bietet ein köstliches Beispiel: Ein junger Bayer fragt mit liebenswerter Bescheidenheit: „Sie – 'tschuldigens bittschön – is des a private Schlägerei oder ko ma do mitmachen“? Das Humorige dieser Szene besteht ja nur in einer Winzigkeit: nämlich in dem „privaten“ der Rauferei und in der zu der altersgemäß fast habituellen Aggressivität kontrastierenden Bescheidenheit der Bitte um Teilnahme. Je feiner der Humor, desto leiser die Nuancierung der Wirklichkeit – aber immer so, daß eine solche Veränderung ein *Lachen* bewirkt. Ach – dieses köstliche Lachen! Wer kann es verstehen? Seinen Vorboten, das erste Lächeln des Kleinkindes, hat H. PLESSNER „Mimik des Geistes“ genannt. So gehört denn der Mensch von Anbeginn der Sphäre des *Komischen* an, auf der wir den Humor freilich nicht allein treffen, vielmehr auch den Witz und die Ironie, die Satire, die Parodie und die Karikatur. Für die Erfahrung aller dieser Weisen des Komischen verdanke ich das meiste der dialogischen Freundschaft mit meinem theologischen Mentor THEODOR WILLEMSSEN.

Das Wesen des Komischen zu verdeutlichen ist offensichtlich nicht einfach. Es kommt nicht von ungefähr, daß der Denker immer wieder nach seinem Sinn gefragt wird. Das Komische sei „die künstlerische Entladung vom Ekel des Absurden“ (S. 49): so NIETZSCHE. „Komik ist die paradoxe und daher unerwartete Subsumption seines Gegenstandes unter einen ihm heterogenen Begriff“ – so SCHOPENHAUER (S. 122). Komik sei täuschender Schein: meint KANT. Komisch *wird*, wie BERGSON sagt, der Isolierte, weil er durch sein Abweichen von der Durchschnittsnorm auffällt und so oftmals Züge zeigt, die zum Lachen reizen. In seiner Studie über „Lachen und Weinen“ hat H. PLESSNER die Kronzeugen für die Interpretation des Komischen Revue passieren lassen. Eines aber scheint ihm dabei entgangen zu sein, was sofort einleuchtet: *daß das Allgemeine nie komisch werden kann* – umso eher aber der *Typus*, weil das ihn Charakterisierende zur Übertreibung verführt. Komisch ist z. B. der Eitle, weil er Eigenes überschätzt – zuweilen verführt



durch sein Weib, wenn dieses z. B. seine Kongreß-Teilnahme mit der Empfehlung begleitet: „Heinrich, sei bedeutend“! Komisch ist der Eitle aber auch, sofern er Unwertes mit einer verklärenden Tünche überzieht oder sich als ein anderer gibt, weil er seine eigene Nichtigkeit spürt. Das kann ihn dann zu einem hohlen gestelzten Spiel veranlassen, dessen steife Unechtheit alle merken – nur er selber nicht. Komisch kann aber auch die *Reduplikation des Gleichen* sein: so z. B. das Echo, oder auch die gleichgesichtigen eineiigen Zwillinge. Ob dieses Komische darin liegt, daß eines als Nachahmung des anderen erscheint – wie BERGSON meint; oder weil hier die Identität ein absurdes Spiel mit der Wirklichkeit treibt, das zum Lachen reizt?

Wie auch immer: das Konstitutive dieses Komischen ist die *Wiederholung*, selbst dort, wo sich das Geschehen auf der Folie bitteren Ernstes abzeichnet. Man erinnere sich der Rede Marc Antons auf den toten Cäsar: wie er sich verbeugt vor den „Ehrenwerten“, durch deren Hand der große Cäsar fiel. Diese permanente *Wiederholung* der Versicherung des Ehrenwerten, wo das Gegenteil offenkundig war: *das ist Verzeichnung der Wirklichkeit*, die immer mehr die Züge des Komischen annimmt. Und immer mehr verschränkt sich hier das Komische mit der Dämonie; denn solange treibt Marc Anton dies Spiel, bis jeder die blutigen Mörderhände sieht. Entdeckung also der Untat, der Lügen und der falschen Versprechungen im Medium des Komischen. Und zugleich damit auch die moralische Vernichtung der Täter durch das Komische! Durch das Komische in seiner aggressiven, ja zuweilen gefährlichen Form: nämlich durch die *Ironie*. Wo immer ihr Stichwort fällt, ist SÖREN KIERKEGAARD appräsentiert: der Meister alles Ironischen. Mit welcher grandioser Überlegenheit, aber auch wie grausam er den Dolch der Ironie gegen sich selbst, gegen Regine Ohlsen, die Geliebte, und – vor allem – gegen die herrschenden Kirchen zu zücken verstand: das zeigen neben den „Stadien auf dem Lebenswege“ vor allem die letzten polemischen Schriften. Ironie zu unbarmherziger Schärfe geschliffen – den Gegner fällend und sich selbst verwundend. Und oftmals ohne jenes Gran Güte, das man am Komischen eigentlich nicht gerne vermißt. Wie kann demgegenüber Ironie köstlich sein – wie oft hebt THOMAS MANN seinen Leser auf die Zehenspitzen! Einer solchen Ironie wird man nicht leicht in die Arme fallen wollen und nicht das Recht ihrer Härte und Schärfe bestreiten, die sie betätigen darf, wenn sie sich gegen Negativitäten richtet, denen auf einem anderen Wege nicht beizukommen ist. Gestern wie heute gilt: daß Tücke und Bosheit, Hinterhältigkeit und Roheit, Brutalität und wahnwitzige Machtübersteigerung gar nicht anders bekämpft werden können als durch die vergifteten Pfeile der Ironie – sei es auch, daß der Humor dabei sein Haupt verhüllen muß.

Von der Ironie zur *Satire* ist trotz aller Unterschiede der Weg nicht weit. Der Ironiker lobt tadelnd, zeichnet aus, indessen er verurteilt, beanstandet, indem er zustimmt. Der Satiriker bedient sich nicht solch feiner Heuchelei, sondern nimmt seinen Gegenstand ganz offen vor. Er darf sich entrüsten, darf tadeln, weil er bessern will – nicht wie der Ironiker den einzelnen, sondern einen Stand, ein Volk, ein Ganzes. Oft – und das kann von köstlicher Komik sein – muß die Tierwelt herhalten und ihm Figuren für seinen Tadel liefern. Freilich: weil sein ethisches Ziel allein durch die Überlegenheit der Mäßigung erreicht werden kann, begegnet man selten guten und wirkungsvollen Satirikern.

Satiren haben ihre Kairos – Zeiten des Übergangs, in denen sich aus einem verfallenen Alten Neues entwickeln möchte. Aber wie selten verbindet sich hier mit dem Satirischen der echte politische Sinn und Instinkt! Gewiß: es kann Zustände, Menschen und Dinge geben, die von einem ethisch zum Rufer im Streit Bestimmten nur mit der Waffe der Satire bekämpft werden können; aber gefährlich ist sie, wenn sie unterwühlend und Werte auflösend wirkt, wenn Menschen sie verwenden, denen der Haß zur zweiten Natur geworden ist.

Wir können nicht an zwei anderen Formen des Komischen vorübergehen, wenn auch unser Verweilen nur kurz sein kann: an *Parodie* und *Karikatur*. Auch diese beiden verändern etwas an einem Gegebenen, aber so, daß man das Ursprüngliche sogleich wiedererkennt. Die Karikatur darf übertreiben oder verkleinern, erhabene Züge ins Banale oder auch das Kleine und Unscheinbare ins Großartige versetzen. Bei der Parodie wird man Stil, Melos und Rhythmus beibehalten, aber auch unverkennbare Anklänge an den Inhalt.

Im Kern sind Karikatur und Parodie ernster Artung; denn beide zeigen Grenzen und zielen auf Veränderung ab. Was z. B. mochte Aristophanes mit seiner Parodie auf Euripides' beabsichtigen? Trifft WERNER JAEGERs „*Paideia*“-Interpretation zu, daß der große Dichter der Komödie unter der Spürung der Fährnis litt, daß Euripides' die Menschen Athens entwurzelnde Tragödie die Paralysis des Staates betreibe? Wie anders wäre dann solche Kritik an den anerkannten großen Dichtern möglich als so: daß man sie parodistisch mit den eigenen Waffen schlägt. Deshalb verschmäht auch der große Künstler die Karikatur nicht. Wem vergeht nicht der Atem vor den „Dicken“, dem „Schlaraffenland“, den „Mageren“, dem „Tollhaus“ – diesen Typen der BREUGHELs. Und im Lachen quält uns die Frage: das laßt ihr zu? Karikatur erschöpft sich nicht in den leicht hingeworfenen Zeichnungen von RICHTER oder in Idyllen von SPITZWEG. Schon bei DAUMIER schmeckt man einen Schuß Bitterkeit und Galle. Weshalb auch nicht, wenn sich in einem unfähigen Parlament die Kleinbürger räkeln und langweilen, Dummheit, Lüge und



Heuchelei triumphieren, der Pöbel mit seiner Anmaßung, seinen sich von Tag zu Tag steigenden Forderungen, mit seinem Neid und Haß. Und auf der anderen Seite der sogenannte „Bürger-König“! Auch da lacht man, weil sich ein Spießer wie ein König geriert. Entsetzlich aber wird die Karikatur bei GOYA und bei HIERONYMUS BOSCH. Wo diese die Welt und ihre Menschen mit den Augen eines finsternen Dämons betrachten, da gefriert das Lachen. Stehen diese Figuren nicht auf dem Sprung, das letzte Menschliche von sich abzustreifen und in das Tierreich zurückzukehren, oder in ein Reich der Teufel und Fratzen, für die es keine Bezeichnung mehr gibt. Es ist so, als greife der geisterhafte Arm dieses Karikaturisten tief in die Abgründe der menschlichen Seele hinein – an die unheimlichen Möglichkeiten rührend, die aus solchen Tiefen zur Wirklichkeit dringen, wenn alles zusammenkracht und die Bestie Mensch in den Aschenresten kramt, um noch für einen Tag das Leben sich zu erhalten. Solche Karikatur schlägt sich dem Genius in die Hand, wenn Zeiten apokalyptisch werden, wenn sich alles in ein Chaos von Niedertracht und Verkommenheit aufgelöst hat und NIETZSCHEs Wort „Die Wüste wächst, weh dem, der Wüsten birgt“ Wirklichkeit geworden ist. Dann ist es schon zu spät für jene Güte, mit welcher der Humorige sich in den Schrecken des Zusammenbruchs noch aufrecht zu halten weiß.

Nun aber drängt unsere Umschau im Reiche des Komischen in die quecksilbrige Region des *Witzes*. Welcher Kitzel niedlicher Bosheit, wenn SCHOPENHAUER (in der schon zitierten Vorrede) denen, die sich nicht zu einer Lektüre seines Werkes entschließen können, empfiehlt, dieses doch zu rezensieren; und wenn NIETZSCHE Schiller den „Moraltrompeter von Säckingen“ nennt; Victor Hugo den „Pharus am Meere des Unsinns“; Liszt „die Schule der Geläufigkeit – nach Weibern“; George Sand „lactea ubertas – auf deutsch: Die Milchkuh mit schönem Stil“; Michelet „die Begeisterung, die den Rock auszieht“; Zola – „die Freude zu stinken“. Das ist Witz! Und man erkennt als seinen Feind die Reflexion, weil sie die Wirkung tötet – nicht minder aber auch ein zu langsames Begreifen. Ein Witz springt auf und überzeugt im Moment durch die Logik einer Schlußfolgerung, die ebenso überraschend wie falsch ist. Ein Witz springt in die Szene wie ein gewandter Tänzer, um gleich wieder in den Kulissen zu verschwinden. Man kann ihm kaum ins Antlitz sehen, man nimmt nur eine Bewegung wahr; und damit ist es genug. Da gibt es nur eine Antwort: Lachen. Denn allein darum geht es ihm. Witzig ist die unerwartete Umbiegung einer anscheinend ganz sicheren Lage – so wenn z. B. der Bayer den Berliner fragt: „Sie – i mecht zum Zoo“; Und dieser antwortet: „Als wat denn“? In solchen Witzen kommt es allein darauf an, daß der plötzliche Umschlag, die Spitze nicht richtig sitzt. Warum der Mensch bei

einem so unerwarteten Umschlag lachen muß, ist schwer zu sagen. Witze sind an sich sinnlos. Daß sie zum Lachen verführen: das allein spricht für ihre Berechtigung. Drum ist der Mensch bedauernswert, dem das leichtfertige Spiel mit Wort und Mensch und Welt und Überwelt kein Lachen abgewinnen kann. Oder soll der Katholik sich das Lachen verbeißen, wenn er LICHTENBERG rufen hört: „Glaubt Ihr denn, daß der liebe Gott katholisch ist“? Dem Kardinal Faulhaber schreibt man zu, er habe am Himmelfahrtstage beim Auslöschen der Osterkerze mit dem Worte „extinguas!“ gemurmelt: „I riech nix“! Das ist der reine Unsinn; aber es ist ja auch ganz und gar nicht die Vernunft, welche *gegen* die gute Laune des Witzigen spricht. Steht nicht VOLTAIRE und FRIEDRICH DEM GROSSEN die Lachbereitschaft in den Augen und zittert nicht die spritzige Laune um die Mundwinkel? Und spürt man nicht NIETZSCHEs Freude an seinen witzigen Einfällen? Ob aber Robespierre Witze machen konnte; oder „Väterchen Stalin“; oder „der Führer“? Mag bei dem Witzigen auch Ernst und Ethos zum Teufel gehen, mag sich tiefer Sinn und hohe Bedeutung völlig verflüchtigen: der Witz hat dennoch seine Berechtigung, und das Leben würde verarmen, stürbe er aus. Nicht umsonst gedeiht und belebt und tötet er, wo Widerspruch verboten ist und der Polizeiknüppel wütet; denn das Leben erstirbt, wo sich das Schöpferische gebunden fühlt. Freilich: nicht jede Tagesstunde, auch nicht jede Gesellschaft erlaubt den Witz, weil das Lachen Distanzen aufhebt und Schranken niederlegt, auf die man nun einmal nicht immer verzichten kann. So sehr sich aber auch der Witz zuweilen der Sphäre des Humors annähern mag: er wird in dessen Reich nicht eingelassen – schon deshalb nicht, weil ihm der Ernst fehlt, und weil in ihm das Ethische suspendiert ist.

Doch nun ist es höchste Zeit, von des Komischen köstlichem Elixier zu handeln: *vom Humor selbst*. Gewiß bedient auch er sich *der schöpferischen Wandlung der Wirklichkeit* – aber ganz vorsichtig, mit wählerischem, ja kennerischem Takt, der weiß, wo Metamorphosen am Platze sind. Unbeugsame Tugend läßt sich ohne weiteres humoristisch übersteigern. Vielleicht gibt es dafür keine eleganteren Exempel als NIETZSCHEs Wortspiele: „Der Asket macht aus der Tugend eine Not“ – oder „Wer sich selbst erniedrigt, *will* erhöht werden“. Haltmachen aber muß der Humor an den Grenzen, an denen der Bereich des Opfers beginnt. Auch das geschmeidige Laster – wie etwa SCHILLERs Franz Moor oder SHAKESPEAREs Jago – ist dem Humor nicht greifbar. SHAKESPEARE, selbst in den Nächten des Tragischen auf Leuchtfeuer des Humors nicht verzichtend, wählt nicht etwa simple Kneipwirtinnen und Stammtischphilister, vielmehr die ausgeprägten differenzierten Charaktere: die Damen in „Der Widerspenstigen Zähmung“ oder die geist-



reiche Beate in „Viel Lärm um Nichts“. Der Humor des Künstlers schöpft selten aus jener Quelle, die der Humor des Alltäglichen sprudeln läßt; wohl aber greift er nach den Gestalten des Außerordentlichen – oder auch nach dem, der sich in seiner Rolle vergreift, um ihn zum Typus zu prägen. Als Individuum ist CERVANTES' Hidalgo irrelevant. Vielmehr ist er der Typus jenes Unglücklichen, der nach Utopien jagt und am Ende im Traumland strandet. Don Quijote wird nie aussterben! Auch die humorigen Gestalten RABELAIS' und SHAKESPEAREs sind keine Individuen, sondern Typen – Typen freilich, bei denen man den hinter dem Scherz versteckten Ernst spürt. Nie treibt der Humorige sein Spiel mit dem Menschen zu weit. Wehetun will er nicht, will eher gleich wieder heilen, *jenes* Lachen hervorzaubern, das eine Pantomime des Gelösten, Befreiten, Behagen-verbreitenden ist: ein gleichsam nach Innen hin wachsendes Lachen.

*Vielleicht kann dieses humorige Lachen die Frage, welche Kraft des Menschen denn den Humor erzeuge, in die rechte Richtung lenken.* Der Verstand scheint es nicht zu sein – oder könnte man sich KANT oder SPINOZA als Humoriker denken? Ist aber nicht doch SHAW ein Mann des Humors? Des Witzes: ja! Auch der Ironie! Sein scharfer Verstand macht ihn fast zum Virtuosen des Zerrspiegels, aber sein unbestechlicher Blick und seine durchdringende und schonungslose Urteilskraft *verwürzen* jenes Medium, worin der Humor seine Blüten treiben kann. Mag auch ein Dichter reich sein an gestaltender Kraft, an glühendem Lieben, und tief an Gemüt; mag er dem Menschen von neuer Inkarnation des Göttlichen künden – wie dies STEFAN GEORGE tat: wer sein Dasein so versteht

„Ich bin das Opfer bin der Stoss“ und:

„Ich bin ein End und ein Beginn“,

in dessen Werk wird man nach dem Humor vergebens suchen – ihn aber umso köstlicher im Bereiche täglichen Umgangs finden. So wird dem jüngeren Freund auf die Frage „Und was wird, wenn man stirbt“? die Antwort: „Dann ist man froh · *ruhe* zu haben“ – und auf die weitere Frage, ob es ein Fortleben nach dem Tode gäbe: „Ich weiss es nicht, mein Kind, und dich gehts nichts an“.

Wenn wir fragen, was denn im Menschen den Humor *erzeuge*, so scheint dies ehestens ein Taktgefühl zu sein, das spürt, was nicht zueinander paßt; und ein Tastgefühl, das Schwächen und Gefahren von Zeiten und Personen instinktiv fühlt: *das sind Keimstätten des Humors*. Von dorthier durchdringt sich die Innerlichkeit mit etwas, das von SCHOPENHAUER als „Stimmung“ gekennzeichnet wird. Sie ist nichts Ständiges und eignet nicht jedem. Sie hat ihre

Gezeiten, in denen sie die Menschen beglückt. Nur unfreiwillig gesellt sie sich zu den schlechthin Unbegabten, gern aber zu Maß und Klugheit, weil sie Takt und Wägen und Tasten voraussetzt. Vergleichen und Maßnehmen bedingen in gleicher Weise *Nähe* wie aber auch *Distanz* zu den Dingen. Erst aus beidem resultiert das Urteil, welches dem Humor seine Überlegenheit sichert. Der Humoriker trägt nicht des Narren Schellenkappe, ist auch nicht einfach ein Spaßmacher, weil ihm Niederungen fremd sind. Wohl aber kann man ihn in den Abgründen des Grauens antreffen. Wenn Hamlet seinen grausigen Humor spielen läßt, klagt die Mutter: „Sprich nicht mehr, Du richtest mir den Blick ins tiefste Herz!“ Wo er dem Dummkopf und dem Verbrecher begegnet, da weiß der Prinz einen Humor zu spielen, der erschauern läßt. Wenn er von Polonius sagt, beim Nachtmahl könne man ihn finden: „nicht, wo er speist, sondern, wo er gespeist wird. Eine gewisse Reichsversammlung von politischen Würmern hat sich soeben an ihn gemacht ... wir mästen alle anderen Kreaturen, um uns zu mästen ... und uns selber mästen wir für Maden. Der fette König und der magre Bettler sind nur verschiedene Gerichte, aber für *eine* Tafel: das ist das Ende vom Liede ...“. Das ist nur *ein* Beispiel für die Höhe, auf der zuzeiten der Humoriker zu stehen hat. Dabei ist Humor das Gegenteil von Verkrampftheit und Verhärtung: eine *rein ethische Eigenschaft* also – und deshalb eben *kein* Sich-Loslösen von Pflicht oder Strenge oder Bindung, wohl aber die Fähigkeit, schweren Ereignissen vorauszuweichen, sie nach ihrer Relativität zu wägen, ihre Folgen klar zu erkennen und ihnen so einen Teil des bedrückenden Schwergewichtes zu nehmen, das sich besonders den nur dunkel erahnten oder bänglich geflohenen Ereignissen anheftet. Da wird das Ich frei und hat etwas Schwebendes bekommen. Humor ist eine Art Urlaub von den Zwängen der Notwendigkeit und der Zwecke. So hoch kann in Zeiten des Niedergangs seine den Verfall aufdeckende Bedeutung sich erheben, daß er in die Nähe des Religiösen vorstoßen kann. Nicht umsonst hat KIERKEGAARD – aufs feinste die Scham kennzeichnend, die wir am Grunde des Humors spüren – den Humor das „Inkognito des Religiösen“ genannt. Man sollte nicht verkennen, daß dem Humor ein tiefer Ernst zugrunde liegt. *Er* ist es, der als entscheidendes Differentialkriterium den Humor von allen anderen Formen des Komischen unterscheidet. Verstanden ist hier der Ernst als *Liebe zu einem Ideal, das man verkümmern sieht*, als Wille, sich von Verwerflichem und Verworfenem zu trennen, um wieder ins Äquilibrium zu gelangen.

Doch höre ich nun am Ende Einwände: wie kann man in einer so gefährdeten Zeit vom Humor sprechen?! Ich würde sagen: im Gegenteil. Gerade eine Zeit, in der das Schicksal jeden Augenblick an die Tür klopft, gerade sie bedarf des Humors, der Erlöstheit zeitigt. – – Aber gehört denn



der Humor überhaupt in eine ethisch wertvolle Haltung hinein? Und schon gar, wenn er versucht, Züge des Wirklichen zu verändern und so den Ereignissen ihre Schwere zu nehmen? Ist es da nicht eine ethisch viel höher einzuschätzende Haltung, wenn man alles Wirkliche so nimmt und läßt, wie es wirklich ist? Freilich! Nur sahen wir anfangs zu unserer Überraschung, daß der Mensch sich ganz *unwillkürlich* verstellt: mag er wollen oder nicht. Wie anders sollte man z. B. BALZAC verstehen, wenn er sagt: „Realität? Sie ist nur eine *Hülle* des Lebens und keineswegs das Leben selbst“. Und bei anderer Gelegenheit: „Sprechen wir von etwas Wirklichem: sprechen wir von Eugenie Grandet“ – und d. h., von einer der trefflichsten von seinem Geist zur Wirklichkeit verdichteten Gestalten. – – Aber liegt in der humorigen Art nicht *doch* eine Schwäche, die sich vor den drohenden Geschicken fürchtet? Oder vor den durch ihre Macht erdrückend wirkenden Menschen? Ist er nicht im wesentlichen ein Ausweichen, eine Flucht vor der Entscheidung? Mit einem Worte: ist er es nicht, der den Widerstand, dies Sieghafte, Lichtvolle verunmöglicht? Nein! Der Humor unterbricht keine Entscheidung, geht nicht dem nötigen Kampf aus dem Wege, weicht nicht feige aus, wenn der Ernst ihn fordert. Wohl aber löst er verkrampfte Seelen, und nimmt eine Dunkelheit fort, in welcher der Mensch gar nicht mehr zu einer Entscheidung fähig ist. Zuweilen hört man ihn auch rufen: „Vorsicht – Windmühle!“, wo ein Utopiker seine Rosinante sattelt. Denn es ist sein Amt, über die Elastizität der Freiheit zu wachen – und seine mühelose Bemühung gilt zuletzt stets der Erhaltung menschlicher Würde.

### *Bemerkungen und Hinweise*

Bushidô, „Weg der Krieger“, ist, aus buddhistischen und konfuzianischen Einflüssen erwachsen, die Ethik des japanischen Kriegerstandes. Die Schwerpunkte: Tapferkeit und Mut, Ehrenhaftigkeit, Anstand und Gesittung, Achtung des Gegners.

Eine Fundgrube für ST.GEORGES Humor ist: BOEHRINGER, R., Ewiger Augenblick. Düsseldorf und München. H. Küpper 1965.

### *Literatur:*

BATESON, G. u. a.: Schizophrenie und Familie. Suhrkamp. Frankfurt 1969

BERGSON, H.: Das Lachen. Hain. Meisenheim am Glan 1948

DÜRRENMATT, F.: Romulus der Große. In: Komödien I. Verlag Arche. Zürich 1957

GEORGE, S.: Der Stern des Bundes. Berlin. Bondi 1929

HARTMANN, N.: Zur Grundlegung der Ontologie. Berlin. W. de Gruyter 1941

HEIDEGGER, M.: Sein und Zeit. Tübingen. Niemeyer 1953

- HEIDEGGER, M.: Vom Wesen des Grundes. Klostermann. Frankfurt 1949
- HUSSERL, E.: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. I. Buch. Husserliana Bd. 3. Haag. Martinus Nijhoff 1950
- JÄGER, W.: Paideia. Bd. I. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter 1934
- JÜNGER, F. G.: Über das Komische. Frankfurt. Klostermann 1948
- KIERKEGAARD, S.: Stadien auf dem Lebenswege. Ges. Werke. XV. Abteilung. Düsseldorf-Köln. Diederichs 1958
- KIERKEGAARD, S.: Unwissenschaftliche Nachschrift. II. Teil. ibidem XIV. Abteilung.
- KLEIST, H. v.: Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: Kunst- und Weltbetrachtung. Sämtl. Werke und Briefe. Bd. II. München. C. Hanser 1964
- LICHTENBERG, G.: Über die Religion. In: Werke. Hamburg. Hoffmann u. Campe
- NIETZSCHE, F.: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. In: Werke in 3 Bänden. Bd. I. München. C. Hanser 1977
- NIETZSCHE, F.: Zur Geschichte der moralischen Empfindungen. In: Menschliches, Allzumenschliches. Ibidem I
- NIETZSCHE, F.: Dionysos – Dithyramben. Ibidem. Bd. II
- NIETZSCHE, F.: Streifzüge eines Unzeitgemäßen. Ibidem Bd. II
- PLESSNER, H.: Das Lächeln. In: Philosophische Anthropologie. Conditio Humana. Frankfurt. S. Fischer 1970
- SCHOPENHAUER, A.: Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. I. Wissenschaftl. Buchgesellschaft Darmstadt 1968
- SCHOPENHAUER, A.: Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. II. Ibidem
- SCHOPENHAUER, A.: Zur Theorie des Lächerlichen. Ibidem. Bd. II
- SHAKESPEARE, W.: Julius Cäsar. In: Sämtl. Werke. Bd. III. Heidelberg. L. Schneider
- SHAKESPEARE, W.: Hamlet. Prinz von Dänemark. Ibidem



# Eckhard Heftrich

## Mythos – Typus – Psychologie

Thomas Manns Josephs-Romane

### 1.

Thomas Manns Umgang mit dem Mythischen, die Verwendung des Wortes Mythos in den essayistischen Schriften eingeschlossen, ist wegen mangelnder Begriffsschärfe, auch wegen der legeren Modernisierung, sprich Psychologisierung, häufig kritisiert, zumindest benörgelt worden. Es erging ihm da nicht anders, als es ihm mit seinem mythologischen *opus magnum*, den *Josephs-Romanen*, von seiten der Theologie zunächst erging: Glaubenseifrige Hüter unterschiedlicher Provenienz vermeinten, Protest anmelden zu müssen wegen des säkularisierten Gebrauchs religiöser Überlieferung. Die Debatte über Thomas Manns Verhältnis zum Christentum entzündete sich freilich nicht so sehr am *Joseph* als vielmehr am *Doktor Faustus*; aber die Angriffe, die nach Erscheinen des *Faustus*-Romans vorgebracht wurden, diese von der Frage der deutschen Schuld nicht abzulösende Polemik gab auch der älteren, leiseren Debatte über die *Josephs-Romane* noch einmal Auftrieb.

Das alles liegt lange zurück und hat nur noch historische Bedeutung. Was heute an der Debatte von einst etwas peinlich wirkt, haftet nun an jenen, die sich berufen fühlten, den Autor und Emigranten am Maß ihres eigenen politischen oder religiösen Verständnisses zu messen. In Anbetracht des nun seit längerem zu beobachtenden positiven Interesses zahlreicher protestantischer wie katholischer Theologen an den *Josephs-Romanen* ist es daher nicht überraschend, daß, um ein Beispiel zu nennen, eine Dissertation mit dem Titel *Mythos und Gnosis im Werk Thomas Manns* zur Erlangung des Doktorgrades nicht etwa einer Philosophischen, sondern einer Theologischen Fakultät vorgelegt wird.<sup>1)</sup>

Wie manche Theologen, so bedienen sich auch die Philosophen und Philologen immer häufiger nicht nur der Romane Thomas Manns, sondern auch seiner essayistischen Kommentare, wenn es um Mythos und Mythisches geht.

---

Thomas Mann wird zitiert nach: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Frankfurt am Main 1974.

<sup>1)</sup> Klaus Borchers, *Mythos und Gnosis im Werk Thomas Manns. Eine religionswissenschaftliche Untersuchung*. (Diss. theol. Göttingen) Freiburg (Breisgau) 1980.

Der Grund für dergleichen Anleihen während der Arbeit am Mythos ist wohl nicht allein in der Neigung zu suchen, sich auf Autoritäten zu stützen. Weit eher als am großen Namen dürfte es an der Suggestivkraft von Thomas Manns Verwendung von Mythos und Mythologemen liegen, daß man sich so gerne der bei ihm zu findenden Formeln bedient. Sind sie doch von flexibler Simplizität und haben in ihrer Vereinfachung auch all das handhabbarer gemacht, was immer von der Romantik an über die mit ihr verschwisterte Philosophie, die historische Altertumswissenschaft und Germanistik, die Religionswissenschaft, Ethnologie und Psychologie sich an Spekulationen, Fakten und Deutungen über mehr als ein Jahrhundert zum Thema Mythos gesammelt hat.

Thomas Mann, ein Alexandriner sui generis, ein wahres synkretistisches Genie, vermochte also nicht nur für sich selber fruchtbar zu machen, was ihm bei der zielgerichteten Lektüre von Schopenhauer oder Nietzsche, Novalis oder Sigmund Freud, Erwin Rohde, Dimitrij Mereschkowskij oder Alfred Jeremias, Karl Kerényi oder C. G. Jung und vieler Dutzend anderer unter die Augen und in die exzerpierende Hand geriet. Durch die Art seines Amalgamierens sowie durch seine besondere Fähigkeit, die erworbenen Materialien gleichermaßen ins Erzählerische umzusetzen, wie ihre essayistische Summe zu ziehen, beeinflusste Thomas Mann direkt oder indirekt auch das Denken und Sehen vieler Autoren, die sich von seiten der Archäologie, Theologie, Philologie, Philosophie und Psychologie den Mythen und dem Mythos genähert haben. Man mag den *Josephs*-Romanen noch so kritisch gegenüberstehen – sei es aus ästhetischen, theologischen oder gar, was freilich immer ein Mißverständnis wäre, aus wissenschaftlichen Gründen – : man wird nach der Lektüre des Werkes die Genesis-Erzählungen nie mehr ganz so lesen wie zuvor. Wie man auch die Bibelillustrationen der Kindheit nie ganz los wird, so behalten Jaakob, Esau, Lea, Rahel die von Thomas Mann gezeichnete Erscheinung bei, zu schweigen von Nebenfiguren wie dem Erdenkloß Laban, dem groß angelegten Potiphar oder gar den grandiosen Frauengestalten Mut-em-enet und Thamar. Und was von den Figuren, darf man auch von den mit ihnen neu aufgeworfenen Problemen eines psychologisch durchdrungenen Mythos behaupten. Überhaupt gilt seit Thomas Mann von der archaischen Welt des vorderen Orients und Ägyptens, was sich seit Richard Wagner von der mittelalterlichen Literatur und ihrem mythologischen Hintergrund sagen läßt, ob nun zur Freude oder zum beständigen Ärgernis der Altgermanisten: daß die moderne mythopoetische Aufarbeitung Welten zu beschwören vermochte, die die Wissenschaft allein nie wieder so zum Leben hätte erwecken können. Durch solche Renaissancen wird die Vergangenheit erst wirklich ein integraler Teil unseres geistigen Lebens.



Die lange Entstehungszeit des *Josephs*-Werkes brachte es mit sich, daß die Reaktionen des Autors auf die Zeitereignisse von den späten zwanziger Jahren an bis zur Höhe des Zweiten Weltkriegs in den Text mit eingingen – freilich auf eine der märchenhaften Zeitentiefe angemessene, nämlich gleichnishafte Art. Diese Reflexe sind bisher nur zum Teil aufgedeckt worden. Dies kann hier nicht weiter verfolgt werden, doch sei wenigstens darauf hingewiesen, und zwar gerade weil Thomas Manns Verhältnis zum Mythos von der Zuspitzung der Zeitsituation durch Hitler nicht mehr entscheidend verändert wurde. Denn was Thomas Mann von den frühen Erläuterungsschriften zum Hauptwerk, also etwa von der *Pariser Rechenschaft* von 1926 an bis zu den letzten Selbstkommentaren zum Roman über den Mythos als solchen sagt, verrät Kontinuität und verändert sich nur in Nuancen; diese sind eher für die philologische Feinarbeit von Bedeutung als für die hier versuchte summierende Betrachtung. Auch daß der Protagonist Joseph zunächst dem Tammuz-Adonis-Osiris-Schema von Tod und desto gewisserer Auferstehung nachlebt, später aber als ein anderer Hermes zum Ernährer wird, ändert nur wenig an der vom Beginn der Niederschrift an leitenden Grundauffassung. Ohne Belang gar ist, ob Thomas Mann in den Essays direkt redet oder ob er durch andere Namen und Werke spricht, etwa durch Kleist und dessen aufs höchste geschätzten *Amphitryon*, durch Cervantes oder, und immer wieder, durch Wagner und Goethe.

Wagner *und* Goethe, wohlgemerkt, nicht Wagner *oder* Goethe. Zwar hatte Thomas Mann selbst einst die Alternative „Goethe oder Wagner“ aufgestellt und provozierend gefragt, ob die Deutschen, vor diese Entscheidung gestellt, sich wohl für Wagner und gegen Goethe entscheiden würden. Aber das lag, als er mit dem *Joseph* begann, lange zurück<sup>2)</sup>, gehört in die Krisenzeit um 1910, die auch eine Phase der aggressiven Abwehr des Übermächtigen war, von dessen musikedramatischem Zauber er nie loskam. Zwar hält zur Zeit der fortgeschrittenen Arbeit am *Joseph* Hitler in Bayreuth seiner Duzfreundin Winifred Hof – aber das hindert den Emigranten nicht daran, in Zürich aus Anlaß einer Gesamtaufführung vom *Ring des Nibelungen* eine der wohl besten Einführungen zu diesem Monumentalwerk vorzutragen, nicht zuletzt in der Absicht, gegen die Verhöhnung Wagners im Dritten Reich die wahre Größe des mit Leiden geliebten Mythomanen herauszustreichen, ihn gar an

<sup>2)</sup> Vgl. die Notizen zu ‚Geist und Kunst‘, hrsg. von Hans Wysling, in: *Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns, Thomas-Mann-Studien* Bd. I, Bern 1967. – Vgl. Brief vom 14. IX. 1911 an Julius Bab (Briefe I, 81): „Die Deutschen sollte man vor die Entscheidung stellen: Goethe oder Wagner. Beides zusammen geht nicht. Aber ich fürchte, sie würden ‚Wagner‘ sagen. Oder vielleicht doch nicht?“

die Seite des ja auch verhunzten Goethe zu stellen. Und da erscheinen sie nun, 1937, als die „zwei gewaltige[n] und kontradiktorische[n] Ausformungen des vielumfassenden Deutschtums, die nordisch-musikalische und die mittelländisch-plastische [...]. Deutschland als mächtigstes Gemüt und Deutschland als Geist und vollendetste Gesittung [...]. Denn dies beides sind ja wir – Goethe und Wagner, beides ist Deutschland.“<sup>3)</sup>

Eine anekdotische Begebenheit dient Thomas Mann hier dazu, „die höchsten Namen für zwei Seelen in unserer Brust“ dergestalt zusammen zu sehen: der alte Wagner, der sein Werk schon hinter sich und damit den eifersüchtigen Künstlerneid unter sich hat, liest in Venedig kurz vor seinem Tod voller Bewunderung im zweiten Teil des *Faust*! Ein „Zufall“ sei es natürlich nicht, „daß gerade der *Mythus* den Boden“ abgäbe für die Begegnung.<sup>4)</sup> Nichts könne „unwagnerischer sein, als Goethes ironische Art, den *Mythus* zu beschwören“, nämlich in der klassischen Walpurgisnacht. Es ist von Goethes „Genauigkeit“ die Rede, „die mehr von Komik, ja von zärtlicher Parodie als von Erhabenheit“ habe, und diese „mythische Belustigung“ sei dem „Welt-Revue-Charakter der *Faust*-Dichtung ganz gemäß“. Wagner, der ein Leben lang den *Mythos* so ganz anders, nämlich unironisch-tragisch, traktiert habe, gerade darüber entzückt zu sehen, das läßt Thomas Mann ins Schwärmen geraten. Kein Wunder – denn schließlich wird hier, nur notdürftig versteckt, aber in Anbetracht der damals bereits erschienenen ersten *Josephs*-Bände leicht erkennbar, ganz deutlich darauf hingewiesen, daß es das Gebot der Stunde sei, den beiden großen deutschen Lebens- und Weltgedichten<sup>5)</sup>, also dem *Faust* und dem *Ring*, nun ein drittes, so deutsches wie universales Menschheitsgedicht folgen zu lassen. Das konnte, so steht es zwischen den Zeilen, nur gelingen, wenn man das Erbe Wagners, statt es zu verleugnen, in der Manier von Goethes ironischem Umgang mit dem *Mythos* zu traktieren vermochte.

In einem Vortrag von 1942 über den *Joseph* erklärt Thomas Mann den Zufall, der ihn in den zwanziger Jahren an die von Jugend auf geliebte *Josephs*-Geschichte und damit zur neuerlichen Bibellektüre gebracht habe, nach der Art jenes *Kairos*, den er dann seinem *Joseph* mitgibt, indem dieser Erwählte allemal bereit und nicht weiter überrascht ist, wenn die Stunde der Erhöhung gekommen ist: „Ich mußte, menschlich und künstlerisch, irgendwie in *Bereitschaft* gewesen sein, von einem solchen Gegenstand produktiv angesprochen zu werden [...]“.<sup>6)</sup> Dem folgt die bei Thomas Mann nie ausblei-

<sup>3)</sup> IX, 506 f.

<sup>4)</sup> Thomas Mann schrieb stets mit der zu seiner Zeit üblichen latinisierten Endung „*Mythus*“ (IX, 507).

<sup>5)</sup> IX, 508, 527.

<sup>6)</sup> XI, 656.



bende Übertragung der subjektiven Erfahrung und Einschätzung ins Allgemein-Gültige, aufgrund derer er sich stets ungeniert als so repräsentativ wie extraordinär empfand: was ohne das Lebenswerk nur eine Anmaßung gewesen wäre, kraft des Werkes aber einige Überzeugungskraft zu erlangen vermochte. Hier also sagt er:

Es ist wohl eine Regel, daß in gewissen Jahren der Geschmack an allem bloß Individuellen und Besonderen, dem Einzelfall, dem ‚Bürgerlichen‘ im weitesten Sinne des Wortes allmählich abhanden kommt. In den Vordergrund des Interesses tritt dafür das Typische, Immer-Menschliche, Immer-Wiederkehrende, Zeitlose, kurz: das Mythische.<sup>7)</sup>

Mit diesem weitesten Sinn dürfte wohl, wie dann vor allem die dem *Doktor Faustus* implantierte Geschichtsdeutung zeigt, die Herausbildung des Individuums und die ihm eigene Subjektivität seit der Renaissance und Reformation gemeint sein. Man darf sich hier nicht irritieren lassen durch den Begriff des Typischen, weil Thomas Mann diesen Terminus in anderem Zusammenhang gerade für das Individuell-Charakteristische, also Einmalige gebraucht, dem in der Kunst die stets zum Karikaturistischen neigende naturalistische Detailzeichnung entspricht.<sup>8)</sup> Hier indessen wird beim Versuch, das Mythische zu bestimmen, dem das Interesse im höheren Lebensalter gilt, „das Typische“ so zur Inkarnationsweise des Mythischen erklärt:

Denn das Typische ist ja das Mythische schon, insofern es Ur-Norm und Ur-Form des Lebens ist, zeitloses Schema und von je gegebene Formel, in die das Leben eingeht, indem es aus dem Unbewußten seine Züge reproduziert.<sup>9)</sup>

Die Terminologie verrät, daß Thomas Mann sich da im Umkreis von Freud bewegt, ja sogar noch etwas näher bei C. G. Jung steht. Bei genauerem Hinsehen wird man freilich anstatt von einem Einfluß Freuds oder Jungs von der bei Thomas Mann üblichen Aneignung und Amalgamierung reden müssen. Zwar nicht die erste Bekanntschaft, wohl aber ein erstes intensiveres Studium etlicher Schriften von Freud ist für die Anfangszeit der *Josephs-Studien* belegt, und die Beschäftigung mit Freud blieb keineswegs auf die Materialausbeutung von *Totem und Tabu* für *Die Geschichten Jaakobs* beschränkt.<sup>10)</sup> Als Thomas Mann 1929 das erste von zwei großen öffentlichen

<sup>7)</sup> XI, 656.

<sup>8)</sup> XI, 602 ff.

<sup>9)</sup> XI, 656.

<sup>10)</sup> Zu den Quellen vgl. Herbert Lehnerts Aufschlüsselung anhand der im Züricher Archiv aufbewahrten Bibliothek in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* VII, 1963 und X, 1966. Ferner Willy R. Berger, *Die mythologischen Motive in Thomas Manns Roman „Joseph und seine Brüder“*, Köln/Wien 1971.

Bekanntnissen zu Freud unter dem Titel *Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte* ablegte, ordnete er den von ihm akzeptierten Zeitgenossen rigoros in jene Konstruktionslinie ein, an deren vorläufigem, aber zukunftsweisendem Ende er selbst mit dem Beginn seines mythisch-biblischen Romanwerkes gerade angekommen war. Am Anfang dieser Linie soll die vorwärtsgewandte, „wesentlich nicht historisch“ gestimmte, sondern gar „revolutionärste und radikalste Bewegung des deutschen Geistes“ gestanden haben: die deutsche Romantik; genauer, der angeblich zukunftsorientierte Teil davon, für den ihm Novalis steht und der mit dem 1929 noch kaum angezweifelten Nietzsche die wahre Aufklärung bedeutet. Diese Aufklärung scheut die Nachtseite der Seele gerade nicht, durchleuchtet sie vielmehr, ist mit dem Geist im Bund und wird so als das Gegenspiel erklärt zur reaktionären Romantik, die hier, wie schon 1926 in der *Pariser Rechenschaft*, abgetrennt wird als die fromme „Nachtschwärmerei“, als „Joseph Görres-Komplex von Erde, Volk, Natur, Vergangenheit und Tod“.<sup>11)</sup> Zwar wird dieser reaktionären Romantik ein fast unwiderstehlicher Zauber attestiert, aber gerade darin die Gefahr für die Gegenwart gesehen – eine Gefahr, der es im Zeichen der Aufklärung à la Nietzsche und Freud zu widerstehen gilt.

### 3.

Daß es bei alledem sich nicht um eine wissenschaftliche Verständnisbemühung geistesgeschichtlicher Phänomene handelt, sondern um die aktuelle Auseinandersetzung mit jener Zeittendenz, die in der Tat eine mythisierte, verfälschte Vergangenheit in den Dienst der sinistren völkischen Politik stellte, ist offenkundig. Als es dann 1936 galt, Sigmund Freud zum achtzigsten Geburtstag die Festrede zu halten, brauchte nicht mehr etwa Bachofen verkleinert zu werden, um dessen Interpreten Baeumler zu treffen, vielmehr wurde, eher nebenbei, weil leider selbstverständlich, von Zuständen gesprochen,

die nach unserer zeitgeschichtlichen Erfahrung sehr wohl auf das Ich selbst, ein ganzes Massen-Ich, übergreifen können, nämlich dank der moralischen Erkrankung, die durch die Anbetung des Unbewußten, die Verherrlichung seiner allein lebensfördernden ‚Dynamik‘, die systematische Verherrlichung des Primitiven und Irrationalen erzeugt wird.

Es sei nur allzu klar, daß und warum ein Ich, „das, berauscht von einer

---

<sup>11)</sup> XI, 48.



Religiösität des Unbewußten, selbst in den Zustand unterweltlicher Dynamik geraten“ sei, von Analyse nichts wissen wolle, „und der Name Freud vor ihm nicht genannt werden darf“. <sup>12)</sup>)

Dem verhaßten und verdrängten Namen Freud aber gehört, wie schon der Titel der Festrede verkündet, die Zukunft. Jener Freud, dem hier gehuldigt wird, soll der Forscher sein, der fürs zwanzigste Jahrhundert formuliert hat, was im neunzehnten durch die progressive Romantik vorbereitet und dann von den beiden großen Psychologen Schopenhauer und Nietzsche nicht etwa nur geahnt, sondern bereits entdeckt und aufgedeckt wurde – so gründlich und so zukunftsweisend, daß deren Schüler Thomas Mann bei Freud nur längst Bekanntes findet. Das ist beileibe nicht als Herabminderung von Freuds Leistung gemeint, im Gegenteil, denn der Forscher ist als Enkel Schopenhauers und Erbe des von ihm angeblich nicht gekannten Nietzsche ein wahrer geistiger Bruder des Dichters. Höher kann Thomas Mann einen andern fürwahr nicht einstufen. So ehrt er den Älteren denn auf doppelte Weise: zum einen, indem er ihm ein weiteres Mal seinen legitimen Platz in der Geistesgeschichte zuweist, vornehmlich durch die Aufdeckung von Parallelen in der Seelenkunde Schopenhauers, zum andern, indem er sich „zu glauben erkühnt“, daß sein eigener, „der Freud'schen Welt befreundete[r] Roman“ sich im Selben, nämlich im „Spiel der Psychologie auf dem Mythos“, übe und so jeder, der Dichter wie der Forscher, auf seine Weise zum „Wegbereiter eines künftigen Humanismus“ werde. Man möge es als Dichterutopie nehmen, heißt es emphatisch, aber alles in allem sei der Gedanke nicht unsinnig,

daß die Auflösung der großen Angst und des großen Hasses, ihre Überwindung durch Herstellung eines ironisch-künstlerischen und dabei nicht notwendigerweise unfrommen Verhältnisses zum Unbewußten einst als der menschheitliche Heileffekt dieser Wissenschaft angesprochen werden könnte. <sup>13)</sup>)

Es sei hier nicht weiter darüber spekuliert, wie Freud diese Ehrung wohl empfunden haben mag, in der zu allem hin auch noch „ein kluger, aber etwas undankbarer Sprößling“ seiner Lehre, nämlich C. G. Jung, mit Namen aufgeführt und zustimmend zitiert wird: ein etwas starkes Stück in Anbetracht der auch Thomas Mann nicht unbekanntem Tatsache des schon früh vollzogenen Bruchs zwischen dem Meister und seinem als Kronprinzen ausersehenen Schü-

---

<sup>12)</sup> IX, 485.

<sup>13)</sup> IX, 500.

ler, der zudem nach 1933 nicht anstand, seine Autorität von der neudeutschen arischen Psychologie benützen zu lassen. Wie immer, für Thomas Manns Spiel der Psychologie auf dem Mythos ist jedenfalls die zweite Freud-Rede einer der erhellendsten Texte.

Die moralische Berechtigung, dieses Spiel auch nach Hitlers vorläufigem Sieg weiter zu treiben, also zu „musizieren“ – um Thomas Manns eigenen Lieblingsbegriff fürs Erzählen zu verwenden – , d. h. das Wort nicht nur als direktes Kampfmittel einzusetzen, die Legitimation lag in der Utopie selbst, die aus der Josephsgeschichte das Märchen vom Künstler machte, der nicht *Kunst* hervorzubringen braucht, weil er als Regisseur und Hauptfigur des Festspiels unmittelbar zum Segen der Menschheit tätig ist. Adrian Leverkühn, der dann „die Schuld der Zeit auf den eigenen Hals“ nimmt,<sup>14)</sup> ist es als tragischem Künstler-Helden versagt, eben dies Heilende ins Werk zu setzen, in dem der Autor der neuen Josephs-Geschichte sich eins zu wissen glaubt mit dem Schöpfer der Traumlehre, der dasselbe verkündet, was Joseph verwirklicht: „Wo *Es* war, soll *Ich* werden“.<sup>15)</sup> Nur sehnsüchtig kann der deutsche Tonsetzer, nachdem er das Werk der Klage vollendet hat und sein Ich bereits in der wahnhaften Identifizierung mit dem mythischen Es des Faustus sich verliert, von dem träumen, was sein Erfinder Thomas Mann in bewußtem Gegensatz zum deutsch-germanischen Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts mit dem *Josephs*-Werk unternimmt. Was am Ende der Freud-Rede eine Dichterutopie genannt wird, kehrt in Leverkühns Abschiedsrede in der Verkehrung durch die andere Perspektive so wieder:

„Seid nüchtern und wachtet! Das aber ist manches Sache nicht, sondern, statt klug zu sorgen, was vonnöten auf Erden, damit es dort besser werde, und besonnen dazu zu tun, daß unter den Menschen solche Ordnung sich herstelle, die dem schönen Werk wieder Lebensgrund und ein redlich Hineinpassen bereiten, läuft wohl der Mensch hinter die Schul und bricht aus in höllische Trunkenheit: so gibt er sein Seel daran und kommt auf den Schindwasen.“<sup>16)</sup>

Die Vorbereitung der Freud-Rede von 1936 fällt in die Zeit, in der Thomas Mann an jenem Teil von *Joseph in Ägypten* schreibt, den man wohl als einen der Höhepunkte, vielleicht gar als den Gipfel des Erzählmassivs ansehen darf: die Liebes-Tragödie von Potiphars Weib Mut-em-enet. Auch zu diesem Glanzstück der psychologischen Durchdringung mythischer Muster gibt, wie zu anderen Exempla mythischer Gebundenheit, die Freud-Rede einen Kommen-

<sup>14)</sup> VI, 662.

<sup>15)</sup> XI, 501.

<sup>16)</sup> VI, 662.



tar. Ein Aufsatz des Freud-Schülers Ernst Kris, 1935 im offiziellen Organ *Imago* erschienen, „Zur Psychologie älterer Biographik“, hat Thomas Mann um so mehr erfreut, als er davon sagen durfte:

Und pünktlich, zu meiner Freude nur, kaum auch zu meiner Überraschung, beginnt er [Kris], auf den Josephsroman zu exemplifizieren, dessen Grundmotiv geradezu diese Idee der ‚Gelebten Vita‘ sei, das Leben als Nachfolge, als ein In-Spuren-Gehen, als Identifikation [...] <sup>17)</sup>

Von gelebtem Mythos könne noch nicht eigentlich gesprochen werden, wenn der „mythisch orientierte Erzähler“ den ironisch-überlegenen Blick auf die Erscheinungen richte, weil die „mythische Erkenntnis“ da nur ihren Ort „im Anschauenden, nicht auch im Angeschauten“ habe:

Wie aber nun, wenn der mythische Aspekt sich subjektiviert, ins agierende Ich selber einginge und darin wach wäre, so daß es mit freudigem oder düsterem Stolze sich seiner ‚Wiederkehr‘, seiner Typik bewußt wäre, seine Rolle auf Erden zelebrierte und seine Würde ausschließlich in dem Wissen fände, das Gegründete im Fleisch wieder vorzustellen, es wieder zu verkörpern? <sup>18)</sup>

Zwar sei das antike Ich und sein Bewußtsein von sich ein anderes gewesen als das unsere, aber noch ein Napoleon verwechselte sich „mythisch“ mit Alexander und erklärte schließlich, als er sich fürs Abendland entschieden hatte: „Ich *bin* Karl der Große““. Eben dieses „Ich *bin*‘s“ sei die Formel des Mythos. Ob man „würdiger leben und sterben“ könne, als indem man den Mythos zelebriere? Und es folgen zwei Beispiele, die zumindest durch die Zusammenstellung etwas schockierend wirken: Jesus und Kleopatra. Jesu Leben sei das Leben gewesen, „damit erfüllt werde, was geschrieben steht““, und das „Eli, Eli, lama asabthani““ sei als Zitat des Anfangs von Psalm 22 Ausdruck des höchsten messianischen Selbstgefühls und bedeute: „Ja, ich bin‘s““. So auch die ägyptische Kleopatra, „die ganz und gar eine Ishtar-Astarte-Gestalt, Aphrodite in Person ist“, und sterbend ihre Ishtar-Isis-Rolle ganz erfüllt: Kleopatra „zitierte“, indem sie, „um zu sterben, die Schlange an ihren Busen nahm, und wieder bedeutete das Zitat: ‚Ich bin‘s!‘“ <sup>19)</sup>

Mut, Ehrengattin des verschnittenen Potiphar, schickt nach der Giftnatter, „daß sie sie sich an den Busen lege“, bereits in einem frühen Stadium ihrer Passion. <sup>20)</sup> Später dann, auf dem Höhepunkt, der nach Art eines Dramas in

<sup>17)</sup> IX, 492.

<sup>18)</sup> IX, 494.

<sup>19)</sup> IX, 497.

<sup>20)</sup> V, 1113f.

direkter Rede und Gegenrede sich abspielt und dem nur noch die Katastrophe folgen kann – entweder in Gestalt von Muts erotischem Sieg, oder ihrer Rache – , tönt es aus dem entfesselten Mund dieser dionysischen Stimula, die, eine andere Kundry, schon verkündet hat, alles „Heil der Welt“ sei eben darin begriffen, „daß du das tust mit mir, eine Frage ist es der Seligkeit oder der Höllenqual“<sup>21)</sup> – eben da tönt es in verlockender Drohung: „Isis bin ich, die große Mutter, und trage die Geierhaube! Mut ist mein Muttername, und du sollst mir den deinen nennen, holder Sohn, in süßer, zeugender Weltennacht [...]“<sup>22)</sup> So wird hier Altmediterranes mit dem Beiklang von Wagners *Parsifal* und *Tristan* zur Gegenwart der Erzählung gemischt.

Dem jugendlichen Pharao, der von Joseph die Deutung seiner Träume erwartet, diesem dekadenten Echnaton, der einer vergeistigten patriarchalischen Sonnenreligion anhängt, aber *das* empfindsame Kind seiner ob solcher Schwäche zu Recht besorgten starken Mutter bleibt und als halber Kindgatte nur Töchter zu zeugen vermag – ihm also, über den Joseph alsbald schon zur Mutter sagen wird, es sei eine „Schicksalsgründung, daß einer recht sein“<sup>23)</sup> könne auf dem Weg, „aber der Rechte nicht für den Weg“<sup>23)</sup> – ihm, dem verfallsbedrohten Gott-König, expliziert Joseph gleich zu Beginn ihrer Unterhaltung, wie es im extraordinären Fall des Rahel-Jaakob-Sohnes um das Ich und das Es, also um die auf ihn selber angewandte Formel des Mythos bestellt sei:

„Ich bin's; denn ich bin's und bin's nicht, eben weil *ich* es bin, das will sagen: weil das Allgemeine und die Form eine Abwandlung erfahren, wenn sie sich im Besonderen erfüllen, also, daß unbekannt wird das Bekannte und du's nicht wiedererkennt.“<sup>24)</sup>

Und gleich noch einmal, damit es sich nicht nur dem applaudierenden Herrscher, sondern auch dem begriffsstutzigeren Leser aufschlüsse:

„[...] daß es ein Ich ist und ein Einzig-Besonderes, durch das die Form und das Überlieferte sich erfüllen, – dadurch wird ihnen [...] das Siegel der Gottesvernunft zuteil.“<sup>25)</sup>

Worauf Joseph die besondere Abwandlung des biblischen Doppelsegens anschließt, dergestalt, daß das Besondere sich als das Repräsentative enthüllt und der Mythos sich als das Kollektive erweist, das seine Erhöhung durch den Einzelnen erfährt, der nicht im Allgemeinen untergeht:

<sup>21)</sup> V, 1168.

<sup>22)</sup> V, 1175.

<sup>23)</sup> V, 1472.

<sup>24)</sup> V, 1421.

<sup>25)</sup> V, 1422.



„Denn das musterhaft Überlieferte kommt aus der Tiefe, die unten liegt, und ist, was uns bindet. Aber das Ich ist von Gott und ist des Geistes, der ist frei. Dies aber ist gesittetes Leben, daß sich das Bindend-Musterhafte des Grundes mit der Gottesfreiheit des Ich erfülle, und ist keine Menschengesittung ohne das eine und ohne das andere.“<sup>26)</sup>

#### 4.

Das Schicksal, daß einer recht sein könne auf dem Weg, aber der Rechte nicht für den Weg, nennt Joseph eine „Gründung“:

„Das gab's nicht bis heute, wird's aber von nun an immer geben. Ehrfurcht gebührt jeder Gründung.“

Auch dies ist u. a. wieder ein umwertender Wagner-Reflex. „Wann – ward es erlebt“ – lautet Frickas Vorwurf, und Wotan versucht, die Geschwisterliebe seiner Kinder Siegmund und Sieglinde zu verteidigen:

Heut – hast du's erlebt.  
Erfahre so,  
Was von selbst sich fügt,  
Sei zuvor auch nie es geschehn.<sup>27)</sup>

Die Gründung wäre freilich nur eine Sackgasse der Weltgeschichte, wenn derjenige, der recht auf dem Weg ist, nämlich auf der Suche nach der geistigeren Vaterreligion des Lichtes, nicht imstande wäre, den anderen, den Rechten, zu erkennen und zu erhöhen. So wird der Josephs-Mythos gegründet in eben dem Augenblick, da die Geschichte, die auch die Bibel nur nacherzählt, sich selber erzählt, also wirklich sich ereignet. Dieses ursprüngliche Geschehen, von dem es immer wieder heißen kann: es war einmal, ist nach Thomas Mann als die sich selbst erzählende Geschichte der eigentliche Urtext, und auch die Genesis nur eine, freilich ehrwürdigste Auslegung oder Nacherzählung.

Daß es sich bei der Gründung um eine exzeptionelle Geschichte handelt, die zwar wert ist, immer aufs Neue nacherzählt zu werden, aber nicht einfach wiederholt werden kann als Geschichte, wird alsbald deutlich gemacht. Denn von der Fülle der Titel, die dem „Doppelgänger des Königs“ und „Vize-Horus“ verliehen werden, heißt es:

Es hatte dergleichen überhaupt noch nicht gegeben, die Zukunft hat es

<sup>26)</sup> V, 1422.

<sup>27)</sup> Richard Wagner, Die Walküre, II, 1.

auch nie wiederholt, und eben wohl nur unter der Herrschaft eines so impulswilligen und zu schwärmerischen Entschlüssen geneigten jungen Herrschers konnte es Ereignis werden.<sup>28)</sup>

Droht mit solcher Einmaligkeit aber nicht doch die schöne Geschichte, die der Autor an dieser Stelle anspielungsreich den Schlußworten von *Faust II* annähert – „Das Unzulängliche, / Hier wird's Ereignis“ – , droht diese Geschichte nicht doch zu dem zu werden, was Nietzsche in seiner Parodie des Chorus mysticus auf den Reim „Dichter-Erschleichen“ gebracht hat?

Ist also nicht Mißtrauen am Platz, zumal wenn man das Künstler-Kind Joseph mit seiner Felix Krull'schen Ader seinen eigenen Mythos hat manipulieren sehen? Man kann die Königin-Mutter durchaus verstehen: „Papperlapapp!“, machte sie ungeduldig. „Du hast's darauf angelegt und dich ihm untergeschoben vom ersten Worte an!“ Aber da sie, im Gegensatz zum schwärmerischen Sohn, „eine politische Frau“ ist, die sogar zu sagen wagt, sie schätze die Politik, macht sie Joseph nicht zum Vorwurf, daß er seine Stunde nutzt. Und darum können die beiden jenen Bund für den schwachen König schließen, den man ein weltlich-politisches Bündnis nennen darf, da es dazu dient, daß fortan das Rechte auf Erden geschieht, das durchzusetzen der König unfähig wäre.

Dieser Bund aber wird mit Anspielungen verknüpft, die eine Herausforderung, ja ein Ärgernis bleiben müssen, solange dunkel ist oder abgelehnt wird, wie Thomas Mann auslegt, was sich im Sammelnamen aller dem Joseph verliehenen Titel, „Der Ernährer“, ausdrückt. „Bei Pharaos Leben“, so verspricht Joseph der von ihm als „große Mutter“, aber im Gegensinn zur Magna Mater Isis, angeredeten Königinmutter:

„[...] ich werde nie seinen Kuß verraten. Es ist lange her, seit ich den letzten Kuß empfing. Zu Dotan war es, im Tal, da küßte mich mein Bruder Jehuda vor den Augen der Kinder Ismaels, meiner Käufer, um ihnen zu zeigen, wie wert ihm die Ware sei. Den Kuß hat dein lieber Sohn ausgelöscht mit dem seinen.“<sup>29)</sup>

Nachdem Joseph sich den Brüdern mit einem „ich bin's ja. Ich bin ja euer Bruder Joseph“, zu erkennen gegeben, dankt er Juda für dessen gewaltige Rede, umarmt und küßt ihn: „Siehe, es ist der Kuß, den du mir gabst vor den Minäern [...] und ist nun ausgelöscht“.<sup>30)</sup> Und ehe er die noch immer ungläubig Staunenden auffordert, ihn anzufassen, damit sie sähen, er lebe als

<sup>28)</sup> V, 1490.

<sup>29)</sup> V, 1471.

<sup>30)</sup> V, 1685 f.



ihr Bruder Joseph, erklärt er in stärkster Untertreibung, was es mit ihm auf sich habe:

„[Gott] hat mich vor euch hergesandt, euch zum Ernährer, – und hat eine schöne Errettung veranstaltet, daß ich Israel speise mitsamt den Fremden in Hungersnot. Das ist eine zwar leiblich wichtige, aber ganz einfache, praktische Sache und ist weiter kein Hosiannah dabei. Denn euer Bruder ist kein Gottesheld und kein Bote geistlichen Heils, sondern ist nur ein Volkswirt ... Denn für Brot sagt man ‚Recht schönen Dank‘ und nicht ‚Hosiannah‘. Muß aber freilich sein, das Brot. Brot kommt zuerst und dann das Hosiannah.“<sup>31)</sup>

Nicht nur Joseph untertreibt hier, auch Thomas Mann gibt damit seine Überzeugung vom Brot als dem Ersten in einem Ton kund, der die darin steckende Provokation verschleiert. Man darf freilich unter „Brot“ nicht nur die leibliche Notdurft verstehen. „Brot“ steht hier für ein geordnetes, gesittetes, eben darum glückliches Völker-Leben, und ein solches ist ohne den Geist, den Segen von oben, nicht möglich.

## 5.

In vielen Anspielungen hat Thomas Mann auch von der alten Tradition Gebrauch gemacht, Joseph als Figur Christi auszulegen. Aber ebenso macht er aus Joseph eine Figur Goethes, bis hin zum Staatsminister und Herrscherfreund, ja bis in die leiblichen Ähnlichkeiten hinein. Und wenn Joseph von der letzten Erhöhung an gar in Hermes-Spuren geht, gilt auch das in ganz menschlichem Sinn. Der sterbende Jaakob raunt es im Segen noch einmal, was Joseph den Brüdern schon gesagt hat:

„Er hat dich erhöht über deine Brüder [...] Aber erhöht hat er dich [...] auf weltliche Weise, nicht im Sinne des Heils und der Segenserbschaft – das Heil trägst du nicht“.

Nicht durch ihn solle „das Heil“ die Völker erreichen, „die Führerschaft“ sei ihm versagt.<sup>32)</sup>

Undenkbar, daß Thomas Mann das Wort „Führerschaft“ anno 1942 verwendet haben könnte, ohne auch an die grausige Pervertierung dieses Begriffs zu denken. In *Lotte in Weimar*, also vor der Vollendung des *Josephs*-Romans, und wiederum im *Doktor Faustus*, also unmittelbar danach, wird der auch von

<sup>31)</sup> V, 1686 f.

<sup>32)</sup> V, 1744 f.

Thomas Mann gebrauchte Topos einer Schicksalsverwandtschaft von Deutschen und Juden in die Prophezeiung des künftigen Geschicks der Deutschen gewendet. Ihnen werde es ergehen wie den Juden; nur in der Zerstreuung würden sie, als Salz der Erde, ihr Bestes geben. Auserwähltheit steht also unter Vorbehalt, im Falle der Deutschen ohnehin. Aber auch im Hinblick auf die Auserwähltheit der Juden ist die verhaltene Reserve unüberhörbar.

Der Auserwähltheitsglaube wird selbst dem über alle Maßen ausgezeichneten Joseph als Dünkel zur höchsten Gefahr, und Leverkühns Sünde heißt Hochmut. Was aber bei den großen Individuen als Schöpferkraft zum Segen reichen konnte, wie bei Goethe, oder wenigstens zum Werk befähigte, wie bei Leverkühn, durfte im *Josephs*-Märchen vom Künstler der Tat direkt der Menschheit zum Heil ausschlagen. Daß vielen der verfolgten Juden des Dritten Reiches, denen Thomas Mann auf jede ihm mögliche Art zu helfen bestrebt war, schon die ersten Bände des Romans zum Trostbuch wurden, erfreute den Autor, hat ihn aber nicht gehindert, schon damals zu sagen, das Werk sei „kein Judenbuch [...] sondern ein Bilder- und Geschichtenbuch vom Menschen“. Aber er habe „gegen die oppositionelle Rolle, in die der Roman ungewollt und unverhofft hineingewachsen“ sei, „nicht das Geringste einzuwenden“. So schon 1934<sup>33</sup>), und später noch mehrfach. Dem alten Jaakob, der sich nachträglich sorgt, ob sein Liebling auch die Reinheit bewahrt habe „unter einem Volk, dessen Brunst wie der Esel und der Hengste Brunst“ sei, antwortet Joseph nicht, wie er rühmenderweise könnte, indem er zugleich den Gott seiner Väter rühmen würde: daß im Augenblick der höchsten Versuchungsnot durch die Ägypterin ihn das Vater- und Gottesantlitz gerettet habe. Nein, statt dessen repliziert er in respektvoller Ironie:

„O Väterchen – will sagen: Vater“, erwiderte Joseph in einiger Verlegenheit, „was bekümmert sich doch mein lieber Herr! Laß das gut sein, die Kinder Ägyptens sind wie andere Kinder, nicht wesentlich besser und schlechter. Glaube mir, nur Sodom zu seiner Zeit hat sich besonders ausgezeichnet im Übel. Seitdem es in Pech und Schwefel verschwunden ist, steht's überall so ziemlich gleich, nämlich schlecht und recht, in dieser Beziehung“.<sup>34</sup>)

Thomas Mann hat seinem gereiften Joseph die ganze Freiheit und Souveränität vermacht, mit der er selber über die Jahrtausend-Zeugnisse des mythischen und religiösen Geistes verfügte. Zu dieser Freiheit gehörte auch der Ausgleich zwischen dem im Mythos angelegten Zwang zur Wiederholung und

<sup>33</sup>) Thomas Mann am 9. 8. 1934 an E. J. Chavkin. In: *Dichter über ihre Dichtungen. Thomas Mann, Teil II*, hrsg. von Hans Wysling 1979, S. 160.

<sup>34</sup>) V, 1742 f.



dem in den Offenbarungsreligionen angelegten Geschichtsglauben, der die bloße Wiederkehr überwindet. Seine Hauptquellen boten ihm dafür mehr als nur Materialien. So fand er bei Alfred Jeremias, dem Hauptvertreter des sogenannten Panbabylonismus, *Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients* gedeutet. Die biblischen Motive, die Josephsgeschichte eingeschlossen, konnten danach als der Menschheit kommune und in der Astral-Religion des Zweistromlandes prägend vorgeformte Mythologeme verstanden werden. Bachofen hingegen bot nicht nur die Details, deren Thomas Mann über die ägyptologische Fachliteratur hinaus bedurfte, um die Welt des Mutterrechts und der Gynaikokratie zu realisieren. Die Schriften des Baslers zeigten, unabhängig von deren Auslegung à la Klages oder Baeumler, wie sich mythologisch-symbolisches Denken mit der Überzeugung von einer Menschheitsentwicklung im Sinne fortschreitender Vergeistigung verbinden ließ, nämlich als Weg von der erdhaft-stoffgebundenen Mütterwelt zum vergeistigten Patriarchat der Hellenen und schließlich des Christentums.

Nur als der doppelt Gesegnete, nicht als Träger des geistlichen Erbsegs konnte Joseph zum Ernährer, d. h. zum Erretter statt zum Erlöser der Menschheit werden. Daß Thomas Mann die in der Tradition der Josephs-Geschichte mitgegebene Christus-Typologie übernommen, ja sogar vermehrt hat, wird ihm heute zwar auch von vielen Theologen als Verdienst angerechnet. Aber, wie gerade ein Theologe als Kenner und Bewunderer des Romans, Tim Schramm, zeigt, geschieht dies nicht ganz ohne Bedenken. So merkt Schramm am Ende eines auch für Philologen sehr wertvollen Aufsatzes über „Joseph-Christus-Typologie in Thomas Manns Josephsroman“ an, man sei versucht zu fragen, ob diese Typologie nicht vielleicht auch dazu dienen sollte, das Neue Testament in das mit Hilfe der Psychologie betriebene aufklärerische Spiel mit dem religiösen Mythos einzubeziehen. Wenn aber ja, und daran scheint Schramm nicht zu zweifeln – und man wird ihm da Recht geben –, dann werde man „urteilen müssen, daß Thomas Manns typologisches Vorgehen und die von Theologie und Kirche ausgebildete hermeneutische Methode im Entscheidenden nichts mehr verbindet.“<sup>35)</sup>

Dies mag so sein. Aber es sei das nicht unser letztes Wort. Denn nachdenklich stimmt uns, daß Schramm als ein Musterbeispiel der von ihm für gültig gehaltenen und von Thomas Mann offenbar verfehlten hermeneutischen Me-

---

<sup>35)</sup> Tim Schramm, Joseph-Christus-Typologie in Thomas Manns Josephsroman. In: *Antike und Abendland. Beiträge zum Verständnis der Griechen und Römer und ihres Nachlebens*, hrsg. von U. Feischer et al. Bd. XIV. Berlin 1968, S. 142 – 171.

thode aus Luthers dritter Osterpredigt zitiert, wonach „Joseph in Egypten [...] ist auch gewesen eine figur Christi“. Wie Joseph es mit der Hure, Putiphars Weib, ergangen, also.

ist es auch gegangen unserem Herren Christo, der wird auch von seinen Brüdern, das ist, von Abrahams fleisch und blut, den Jüden vorkauft. Darnach do er mit der Jüdischen Synagoga nichts huren wil und ihre gottlose Teuffelische lere, zu Hierusalem helffen bestetigen und loben, da werden sie zornig, fangen und töden ihn, und meinen, es sey nun mit ihm aus. Aber ehe drey Tage umb sein, bringt ihn got zu solchen ehren [...] <sup>36)</sup>

Es mag ja sein, daß wir hier ein klassisches Beispiel für „Typologie als hermeneutische Methode“ vorliegen haben und daran abnehmen können, wie ein Figural-Interpret „das Alte Testament von Christus her“ liest und es „christozentrisch“ deutet. Aber daß der Interpret des Interpreteten Luther ein solches Exemplum anno 1968 kommentarlos und offenkundig ganz unbefangen zu zitieren vermag, das hindert uns denn doch daran, Gottesgelehrtheit allemal schon für jene Gottesklugheit zu halten, von der im Roman so oft die Rede ist. Hingegen zweifeln wir nicht daran, daß Gottesklugheit in der „schöne[n] Geschichte und Gotteserfindung von *Joseph und seinen Brüdern*“ <sup>37)</sup> waltet, in diesem Werk, das zu der Zeit beendet wurde, in der die Endlösung der Judenfrage sich zu vollenden begann.

---

<sup>36)</sup> Luther zitiert nach Schramm, a. a. O. S. 142 (= Luther, WA 20, S. 356 – 363).

<sup>37)</sup> So die Schlußworte des Romans, V, 1822.



**Prof. Dr.-Ing. Kurt Mauel**  
**Die Technik im Zeitalter des Barock**

Das 16. Jahrhundert als eine Zeit großen Umbruchs beginnt mit einer Umstimmung der Geister, die sich am deutlichsten sichtbar in der Bewegung der Reformation auswirkt, aber auch auf allen übrigen Gebieten der geistigen wie der stoffgebundenen Kultur einen Übergang vollzieht, der in der Kunstgeschichte als Übergang von der Renaissance zum Barock bezeichnet wird. Der Abschluß des 30jährigen Krieges in Europa, der alle seine Völker mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen hatte, bildet einen Einschnitt, der zeitlich wie sachlich die Äußerungen des werdenden Barockzeitalters von denen des sich vollendenden trennt. Wie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Loslösung aus den Überlieferungen der Renaissance und die Hinwendung zum Barock stattfindet, leitet die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts schon zu einer Zeitspanne hinüber, die philosophiegeschichtlich Rationalismus genannt wird. Die Renaissance mit ihrem Verlangen nach Anknüpfung an antike Überlieferungen forderte eine Rückkehr zu den Quellen und zur Quellenforschung und führte auf dem Weg über eine zunächst philologisch-archäologische Kritik zur kritischen Zergliederung der Kultur- und Naturserscheinungen. Unvermeidlich war, daß hierdurch eine Anzahl überkommener Anschauungen und Vorurteile zu Fall kam und daß nicht wenig zerstört werden mußte, was für Jahrtausende gefügt schien. Damit war aber auch Raum und Bedürfnis für einen Neubau geschaffen, den die Menschen des Barock – Eiferer und Träumer gleichermaßen – in Ungeduld und Überschwang planten und begannen. Es seien nur drei Männer genannt, deren Streben über die Schranken einer vorwiegend ästhetischen und rein humanistischen Bildung hinausdrängte und die durch Lehre und Schrifttum den Weg zum Barock als geistiger Haltung freimachen. Aus dem Zweifel an der Gültigkeit galenischer Überlieferung erhob sich der Jüngste unter ihnen, Theophrastus Paracelsus, zu seiner Erkenntnis, daß die beste Wissenschaft des Arztes mit offenem Ohr vom Volk erlauscht und mit forschendem Auge erwandert sein will. Die Mitteilungen von der Heilkraft der Pflanzen und Minerale, die er vom Volk erfahren hatte, legte Paracelsus in der deutschen Sprache, in der er sie von den Bauern und Bergleuten erfahren hatte, in seinen später viel umstrittenen Schriften nieder.

Er ließ so die deutsche Sprache als erste ihren Einzug in die Wissenschaft halten. Martin Luther wurde in seiner Bibelübersetzung zum Gestalter einer neuen deutschen Schriftsprache. Copernicus entwarf für einen engeren reinen Gelehrtenkreis und darum in lateinischer Sprache das Bild seiner veränderten

Weltschau, die unter den Händen seiner Nachfolger zu einer Wandlung der Weltanschauung wurde. Durchaus im Geiste der Renaissance dachte er daran, ein antikes Vorbild reinigend zu erneuern und er wurde – ohne es gewollt zu haben – wegweisend für die Überwindung der Antike. Überwindung der Antike, Abtun der Überlieferung nur als solcher ist das eigentliche und wesentliche Kennzeichen des Barock, der sich in Glaube, Forschung und Gestaltung als Bekenntnis und Hinwendung zur Eigenheit darstellt. Die Menschen dieser Zeit wollten sich nicht mehr damit begnügen, fremden Beispielen nachzuleben, im Sinne der Renaissance Altes und Neues zur Einheit nach antikem Vorbild zu verschmelzen. Sie wollten eine eigene neue Form. Die Bildung eines völkischen Bewußtseins und die Entwicklung von Nationalstaaten zu dieser Zeit wurden in gleicher Weise wie die merkantilistische Wirtschaftsgesinnung zum Ausdruck einer bestimmten geistigen Haltung, die sich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften in Keplers Kosmologie und Harveys Lehre vom Blutkreislauf, in der Philosophie als Cartesianismus ausprägt und die ihre bündigste Form in der analytischen Geometrie und in der Infinitesimalrechnung findet.

Für die Technik werden erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Eigentümlichkeiten deutlich sichtbar, die auch hier auf eine gleichgerichtete Entwicklung hinweisen. Will man diese Bestrebungen schon in ihren Anfängen sicher erfassen, ist es vorteilhaft, die Entwicklung gleichsam rückwärts zu verfolgen, vom 18. Jahrhundert auszugehen und nachzuprüfen, worin sich seine technischen Betätigungsformen von denen des ausgehenden 16. Jahrhunderts unterscheiden. Man bemerkt, daß für das spätere 18. Jahrhundert die Einführung von Maschinen in der Textilindustrie, Spinnmaschinen und Webstühle, der steigende Gebrauch des Werkstoffes Eisen, die Benutzung des Dampfes für den Maschinenantrieb und die Nutzung der Steinkohle als Brennstoff ebenso bezeichnend sind wie die Ausgestaltung von Fabrikbetrieben und der Aufbau technischer Geräte und Verfahren auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Erkenntnisse.

Von diesen genannten Gebieten und Arbeiten sind für die Mitte des 16. Jahrhunderts nur sehr schwache Ansätze nachweisbar. Folglich muß die vorbereitende Arbeit für die nahezu explosive Entwicklung der Technik im 18. Jahrhundert von den Ingenieuren der Barockzeit geleistet worden sein. Die Wechselwirkung zwischen dem Fortschritt naturwissenschaftlicher Erkenntnis und den Aufgaben und Erfahrungen des Ingenieurschaffens bereitete die Grundlagen, auf denen das Gebäude der Technik seither fest und sicher ruht und auf denen es auch in Zukunft breiter und höher errichtet werden kann.



Die große und entscheidende Leistung der führenden Ingenieure des 17. Jahrhunderts besteht also in der Durchdringung des zuvor fast nur nach Handwerksregeln betriebenen technischen Schaffens mit mathematischen und naturwissenschaftlichen Elementen. So stellt sich uns das Zeitalter des Barock als eine Zeit der Sammlung dar, in der sich ein bedeutsamer Wandel der inneren Einstellung zu den Schaffensrichtungen und Gestaltungsformen der Technik vollzogen hat. Die Umlagerungen, die sich im Staats- und Wirtschaftsleben vollzogen, wirkten als gestaltende Einflüsse auf Art und Form des technischen Schaffens ein. Das Emporsteigen fürstlicher Gewalt über die Macht der Städte und der Städtebünde drückte um diese Zeit auch dem Ingenieurwesen seinen Stempel auf. Die Anforderungen der Höfe stellten den Ingenieur vor andere und größere Aufgaben als die Enge der städtisch-ständischen Handwerksbetriebe. Solche Veränderungen werden gegen Ende des 16. Jahrhunderts auch im technischen Schrifttum deutlich erkennbar. Kennzeichnend für die Renaissance sind die kurzen knappgefaßten Schriftensammlungen der Werk-, Probier- und Kunstbüchlein, die für den Fachmann bestimmten umfangreicheren Darlegungen der „Pirotechnia“ des Biringuccio<sup>1)</sup> oder Georg Agricolas „Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen“ von 1556<sup>2)</sup> oder die Ausgaben oder Übersetzungen antiker technischer Schriftsteller, vor allem der „Zehn Bücher über Bauwesen“ des Vitruv<sup>3)</sup>, wobei das neue technische Wissen in den umfangreichen Zusätzen und Anmerkungen, die den Text begleiten, zu Worte kam. Sachlichkeit sowohl nach der philologischen wie nach der technologischen Seite hin ist das Kennzeichen dieser Art von Schriften. Das Bild bleibt Beiwerk, selbst da wo es so hochwertig ist wie in Agricolas auf vielen Gebieten grundlegendem Werk.

Mit dem Barock tritt eine andere Art von technischer Literatur hervor, teils Bildbücher, prunkvoll ausgestattet und von Freunden der Technik für hochgestellte Liebhaber dieser Dinge verfaßt oder herausgegeben, teils unterhaltsame Zusammenstellungen von Bemerkenswertem und Sonderbarem auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik. Hier kann man etwa die Bildsammlung des älteren de Strada nennen, die 1617 und 1618 von seinem Enkel Jacopo de Strada unter dem Titel „Künstlicher Abriß allerhand Mühlen“ herausgegeben wurde<sup>4)</sup>. Nennen kann man auch della Portas „Natürliche Magie“ oder die – wie es in der deutschen Übersetzung heißt – „mathematischen und philosophischen Erquickungstunden“, die Daniel Schwenter in

1) BIRINGUCCIO, V.: Pirotechnia, Venedig 1540

2) AGRICOLA, G.: De re metallica libri XII, Basel 1556, neue dt. Ausg. Berlin 1928

3) VITRUVIUS: De architectura, erste Ausg. Rom 1487. Neue dt. Aus.: Vitruv: zehn Bücher über Architektur, Darmstadt 1964

4) STRADA, JACOPO DE: Künstlicher Abriß allerhand... Mühlen, Tl. 1.2. Frankfurt 1617–1618; 2. dt. Ausg. 1629

Übersetzung eines französischen Textes 1636 herausgab<sup>5)</sup>). Die einzige maschinentechnische Monographie dieser Zeit ist Fontanas Bericht über den Transport des vatikanischen Obelisken von 1590<sup>6)</sup>. In den Maschinenbüchern von Zonca<sup>7)</sup> „Neues Theater der Maschinen und Gebäude“, von Salomon de Caus, übersetzt: „Von gewaltsamen Bewegungen“<sup>8)</sup>, Fausto Veranzio, „Machinae Novae“, Venedig 1616<sup>9)</sup> und einigen anderen finden wir Abbildungen von Hebezeugen, Mühlen, Stampfwerken, Wasserhebevorrichtungen, Sägewerken und Antriebsvorrichtungen, die durch menschliche oder tierische Muskelkraft, Wind oder Wasser und auch durch Heißluft betätigt werden. In der Mehrzahl der Fälle unterscheiden sich die dargestellten Geräte nur wenig von ähnlichen Vorrichtungen aus der Zeit der Renaissance, und verglichen mit dem Gedankenreichtum, der in den Skizzenbüchern Leonardo da Vincis erscheint, ist das meiste wenig ursprünglich. Bei Zonca können wir jedoch eine Zwirnmaschine oder wasserbautechnische Darstellungen wie etwa eine Kammerschleuse finden und in dem schon erwähnten Buch des Fausto Veranzio sind außer zahlreichen Vorschlägen für Mühlen mit verstellbaren Horizontal-Windrädern erste Entwürfe zu Brücken mit metallenen Trägerkonstruktionen enthalten und besonders ein Vorschlag zu einer eisernen Kettenbrücke, wie sie vorher nur aus China bekannt waren. Deutsche Autoren findet man unter den Verfassern der Maschinenbücher dieser Zeit nicht, obwohl Deutschland vom Ausgange des 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts das Land der Erfinder und der Berg- und Hüttentechnik gewesen ist.

Nun aber werden lediglich deutsche Übersetzungen etwa der Werke von Besson<sup>10)</sup>, Ramelli<sup>11)</sup>, Porta<sup>12)</sup> und Cardano<sup>13)</sup> vorgelegt. Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß die übersetzten Bücher nicht allein in lateinischer Sprache vorlägen, sondern auch in italienischer und französischer geschrieben seien

<sup>5)</sup> SCHWENTER, D.: *Deliciae physicomathematicae* oder mathematische und philosophische Erquickungsstunden, Nürnberg 1636

<sup>6)</sup> FONTANA, D.: *Della Transportatione dell'Obelisco Vaticano et delle Fabriche di nostro Signore Papa Sixto V*, Roma 1590, s. a. Beck, Th.: Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues, Berlin 1900, S. 485 – 501

<sup>7)</sup> ZONCA, V.: *Novo teatro di machine et edificii*, Padua 1607, s. a. Beck, Th.: Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues, Berlin 1900, S. 239 – 317

<sup>8)</sup> CAUS, SALOMON DE: *Les raisons des forces mouvantes*, Frankfurt 1615, dt. u. d. Titel: *Von gewaltsamen Bewegungen*, Frankfurt 1616

<sup>9)</sup> VERANZIO, F.: *Machinae novae*, Venedig 1615 oder (1616), s. a. Beck, Th.: Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues, Berlin 1900, S. 513 – 528; Schimank, H.: *Technik im Zeitalter des Barock*, in: *Die Technik der Neuzeit*, Bd. 1, Potsdam 1941, S. 17 – 37

<sup>10)</sup> BESSON, J.: *Theatrum instrumentorum et machinarum*, o. J. (1569), s. a. Beck, Th.: Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues, Berlin 1900, S. 186 – 205

<sup>11)</sup> RAMELLI, A.: *Le diverse et artificiose machine*, Paris 1588, dt. Ausg. 1620

<sup>12)</sup> PORTA, G. DELLA: *Pneumaticorum libri III*, Neapel 1601, s. a. Beck, Th.: *Geschichte des Maschinenbaues*, Berlin 1900, S. 254 – 269

<sup>13)</sup> CARDANO, G.: *Eigene Lebensbeschreibung*, Jena 1914



und „das nun auch dem gemeinen Manne in Deutschland nicht vorenthalten werden könne, da doch die Deutschen – Gott lob – so kapacis und fähig seien, solche Bücher zu verstehen und zu begreifen wie andere Nationen, ja sich mehr auf Künste legen und denselben nachtrachten, sonderlich was große Herren und von Adel sind“<sup>14)</sup>). Die Anregung scheint nicht sehr durchdringend gewesen zu sein, denn ebenso wie zwei Jahrhunderte vorher mit dem Siegeszug des Pulvergeschützes deutsche Techniker als Stückgießer oder Büchsenmeister und später als Kundige im Berg- und Hüttenwesen ins Ausland strömten, so hielten jetzt mit den italienischen und französischen Lehrbüchern der Architektur und des Maschinenwesens italienische und französische Architekten und Ingenieure Einzug an deutschen Höfen. Zu ihnen gehörte z. B. Salomon de Caus, der nach längerem Aufenthalt in Italien an den Hof Jakobs I. von England kam. Als dessen Tochter sich mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz vermählte, kam in ihrem Gefolge auch de Caus nach Heidelberg, wo er die berühmten Gartenanlagen auf dem Friesenberg schuf. Noch vor der Zerstörung des Heidelberger Schlosses, also schon im Jahre 1620 kehrte er nach Frankreich zurück und machte als Ingenieur des Königs Ludwigs XIII. Vorschläge zu einer Kanalisation der Straßen von Paris. Außer zahlreichen anderen Schriften verfaßte er das dreiteilige Werk „Raisons de Forces Mouvantes“ (erschienen 1615<sup>15)</sup>). In der ersten Abteilung dieses Buches entwickelte er im Anschluß an die Vier-Elementen-Lehre der Scholastik ohne besondere Eigentümlichkeit die Grundlagen der Mechanik und kennzeichnet deren Bereich und Wesen, auch ganz im Geiste der Renaissance. Es heißt bei ihm, „das Wort Maschine bedeutet, wie Vitruv sagt, ein Gefüge und eine feste Verbindung von Zimmerwerk oder anderem Material, das Kraft und Bewegung von sich selbst oder von mittels irgendetwas anderem hat und es gibt davon drei Gruppen: die erste, von den Griechen akrobatische genannt, dient zum Emporheben aller Arten von Lasten und wird von Zimmerleuten, Maurern und selbst von Kaufleuten benutzt um alle Sorten Kaufmannsgüter aus den Schiffen zu ziehen.

Die zweite Art ist die pneumatische, die ihre Bewegung von Wasser oder Luft empfängt, wovon es mannigfache Maschinen gibt, die zur Zier von Grotten und Springbrunnen dienen. Die dritte heißt bei den Griechen banau-son und dient dazu, alle möglichen Lasten von einem Ort zum anderen zu heben, zu ziehen und zu tragen und zudem als Antrieb für Vorrichtungen, die ohnedies für uns zu schwer wären, als da sind Wind- und Wassermühlen,

<sup>14)</sup> CARDANO, G.: De subtilitate libri XXI, Nürnberg 1550; ders. De rerum varietate, Basel 1557; s. a. Beck, Th.: Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues, Berlin 1900, S. 163 – 185

<sup>15)</sup> ZEISING, H., Henning Groß d. J. und H. Megiser: Theatrum machinarum, 6 Teile, Leipzig 1607 – 1614

Pumpen, Schraubenpressen, Uhren, Waagen, Schmiedegebläse und vieles mehr. Was aber den Nutzen solcher Kunst anbetrifft, so ist er unzweifelhaft groß und die Menge und Mannigfaltigkeit der Maschinen zu zählen, die man zum Dienste des Menschen gemacht hat, würde beinahe unmöglich sein. Von denen in diesem Buche sind die einen zum allgemeinen Nutzen bestimmt und die anderen zur Vergnügung und zum Schmucke in Gärten und Palästen“<sup>16)</sup>. Der zweite Teil des Werkes von den Bewegungen enthält dann Entwürfe von Springbrunnen und Grottenanlagen, eine dritte Abteilung behandelt den Bau von Orgelwerken. De Caus legt besonderen Wert auf eine Darstellung der Anwendung bekannter Verfahren und Erkenntnisse auf Vorrichtungen, die dem Spiel- und Luxusbedürfnis von Hofhaltungen Rechnung tragen. Er bringt auch Automaten, wie sie damals durch Ausgaben und Bearbeiten der Pneumatik Herons allgemein bekannt wurden, mit automatisch betriebenen Flötenwerken in Verbindung, macht Vorschläge zu selbstspielenden Orgelwerken mit Wasserantrieb und wandelt einen durch gewärmte Luft betriebenen Springbrunnen insofern ab, als die erforderliche Erwärmung durch Sonnenstrahlen hervorgebracht werden soll, deren Wärmewirkung durch geeignet angebrachte Sammellinsen verstärkt wird. Er nutzt also die Solarenergie aus. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß sich Salomon de Caus auf dem Titelblatt des genannten Werkes Ingenieur nennt. In der deutschen Ausgabe heißt es übersetzt „Kurfürstlich-pfälzischer Ingenieur und Baumeister“<sup>17)</sup>. Dies ist wohl die erste Erwähnung des Wortes Ingenieur im Deutschen. Neben dem Ingenieur und dem Architekten in höfischen Diensten blieben nach wie vor Meister in vielen Handwerken tätig, die ihren nicht gering zu schätzenden Anteil an den Fortschritten der Technik haben. Aus diesen Kreisen stammten so wesentliche Erfindungen wie die des Fernrohrs, die wir dem aus Wesel nach Middelburg zugewanderten Brillenmacher Hans Lippershey verdanken.

Die Erfindung ist wohl in das Jahr 1608 zu setzen. Ebenso wird die Erfindung des Mikroskops 1590 dem Mechaniker Zacharias Janssen zugeschrieben. Der Nürnberger Mechaniker Hans Hautsch, der zunächst durch den Bau eines Rollstuhls bekannt wurde, auf dem sich Behinderte durch Drehung zweier Kurbeln sitzend fortschieben konnten<sup>18)</sup>, erfand 1655 die Feuerspritze mit Windkessel, das erste Feuerlöschgerät mit stetiger Strahlgebung. Von den Niederlanden nahmen diejenigen Unternehmungen ihren Ausgang, die für die selbständigen technischen Leistungen während des 17. Jahrhunderts am nachdrücklichsten Zeugnis ablegen, die Bemühungen um die Förderung des

<sup>16)</sup> CAUS, SALOMON DE: vgl. Anm. 8, Vorrede

<sup>17)</sup> BECK, TH.: Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues, Berlin 1900, S. 502

<sup>18)</sup> DOPPELMAYR, J. G.: Historische Nachrichten von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730



Strom- und Hafenbaus. Der Ingenieur Simon Stevin, bekannt geworden durch mathematische Abhandlungen, darunter das erste Lehrbuch der Dezimalbruchrechnung und durch physikalische Arbeiten im Bereich der Hydrostatik, hat Kanäle und Schleusen gebaut, durch Wind- und Wasserkraft betriebene Entwässerungsanlagen und hat entscheidend dazu beigetragen, daß durch die Verbesserungen im Schleusenbau Kanalanlagen größeren Umfanges möglich wurden. In Frankreich wurde 1666 bis 1681 die größte Kanalanlage und die beste ingenieurtechnische Leistung dieser Zeit durch den Bau des Canal du Midi verwirklicht. Der Kanal verbindet den Atlantischen Ozean mit dem Mittelmeer, er ist 240 km lang und enthält in seinem Lauf auch einen Tunnel, der als erster mit Hilfe von Sprengarbeiten erbaut wurde. Durch hundert Schleusen wird der Höhenunterschied ausgeglichen. Auf dem Gebiet des Schiffbaus gelang es holländischen und englischen Schiffbauern, durch verbesserte Formgebung der Schiffskörper die Geschwindigkeit der Schiffe beim Segeln heraufzusetzen und sie zugleich besser lenkbar zu machen. Eine der wichtigsten Erfindungen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts gemacht wurden, ist die Pendeluhr von Huygens, durch die erst eine verlässliche Längenbestimmung auf See ermöglicht wurde, die man zuvor mit Hilfe der Fehlweisung der Magnetnadel vergeblich gesucht hatte<sup>19)</sup>.

Besonders bedeutungsvoll sind die Wechselwirkungen zwischen Naturwissenschaft und Technik für die spätere Umgestaltung des technischen Denkens und Handelns. Die moderne Naturwissenschaft verdankt ihre Entstehung der Vereinigung zweier Strömungen, die von durchaus verschiedenen Gebieten ihren Ursprung nahmen.

Auf der einen Seite war dies die Himmelskunde, die mit einer neuartigen Betrachtung der Abläufe des Geschehens zugleich das mathematische Element in die werdende Wissenschaft von der Natur hineintrug, auf der anderen Seite die Technik, die von jeher gewohnt war, sich an die Erfahrung zu halten, und die nun auch in die physikalischen und chemischen Bereiche der Kenntnisse und Erkenntnisse den Wunsch nach erfahrungsgemäßer Grundlegung einbrachte. Was Copernicus begonnen hatte, führte ein Jahrhundert später der Astronom Johannes Kepler zu Ende. Aus den Beobachtungen Tycho Brahes und seiner Schüler entwickelte er das dreifache Gesetz, welches die Planetenbewegungen zutreffend wiedergibt. Er ging über diese rein mathematische Darstellung noch hinaus, indem er in Anlehnung an Gilberts Lehre vom Erdmagnetismus eine physische Astronomie begründete und die Erfahrungen der irdischen Mechanik auf das Himmelsgeschehen übertrug. Damit entstand

---

<sup>19)</sup> HUYGENS, CHR.: Die Pendeluhr, Hrsg. A. Heckscher und A. V. Oettingen, Leipzig 1913, Ostwalds Klassiker Nr. 192

die Lehre eines tellurisch-kosmischen Magnetismus, in welcher Kräfte, die von der Sonne ihren Ursprung nehmen, als Bewegungsantrieb die Trägheit der planetarischen Massen überwinden. Diese Vorstellungen Keplers übten einen nachdrücklichen Einfluß auf Descartes aus, dessen mechanistisches Weltbild dann für über ein Jahrhundert beherrschend wurde und zugleich den Weg für eine rationelle Umgestaltung der theoretischen Mechanik freimachte und die Grundlagen für den Aufbau dieser Wissenschaft im Verlaufe des nachfolgenden 18. Jahrhunderts schuf. Bei Galilei, der seine Aufmerksamkeit astronomischen und kosmologischen wie auch technischen Fragestellungen zuwandte, sehen wir die beiden Quellen der neueren Naturwissenschaft vereinigt. In seinen „Unterredungen und mathematischen Darlegungen“<sup>20)</sup> finden wir erste Beispiele für die heute noch gültige Behandlungsart physikalischer Aufgaben, für die eine Erklärung der grundlegenden Erscheinungen durch Versuche und eine Auswertung und Zusammenfassung der Ergebnisse durch mathematische Verfahren bezeichnet ist. Galilei selbst schuf die Anfänge einer theoretischen Festigkeitslehre und eine Bewegungslehre der frei fallenden und geworfenen Körper. Sein Schüler Torricelli wurde zusammen mit Pascal zum Begründer einer erweiterten Lehre von der Mechanik der Flüssigkeit und der Gase.

Keinem dieser beiden bedeutenden Physiker gelang es, die Frage nach dem Wesen des luftleeren Raumes, die durch den 1643 ausgeführten Versuch mit einer mit Quecksilber gefüllten Barometerröhre aufgeworfen war, durch eindrucksvolle und überzeugende Versuche zu klären. Es fehlte ihnen ein Gerät zur Erzeugung großer luftverdünnter Räume, nämlich eine Luftpumpe. Deren Erfindung gelang dem Magdeburger Ingenieur und Bürgermeister Otto von Guericke, der ingenieurmäßig einem alten Problem mit den Mitteln des Versuches zu Leibe ging<sup>21)</sup>. Um die Frage nach dem Wesen des Raumes zwischen den Weltkörpern und insbesondere zwischen der Sonne und ihren Planeten zu klären, ließ er sich eine Handfeuerspritze aus Messing durch Einbau zweier Ventile in eine Pumpe umwandeln. Mit dieser Pumpe versuchte er zunächst Wasser aus einem bis auf die Ansatzöffnung der Pumpe festverschlossenen Faß herauszusaugen und erfuhr dabei, daß man auf diese Weise auch Luft aus einem Gefäß herauspumpen kann. Von den Versuchen, die sich mit Hilfe luftleerer Glas- und Kupferkugeln anstellen lassen, führte er 1654 einige auf dem Reichstag zu Regensburg vor und erregte großes Aufsehen. Der bekannte Versuch mit den Halbkugeln, zu deren Trennung ein Zug von zwölf oder sechzehn Pferden nicht ausreichte, gelangte damals noch nicht zur Vor-

<sup>20)</sup> GALILEI, G.: Untersuchungen und mathematische Demonstrationen, (übers. von A. v. Oettingen), Leipzig 1890 – 1904, (Ostwalds Klassiker 11, 24, 25)

<sup>21)</sup> GUERICKE, O. V.: Experimenta nova, Amsterdam 1672; dt. u. dem Titel: Magdeburger Versuche über den leeren Raum, Düsseldorf 1988



führung. Dies wurde erst einige Jahre später in Magdeburg ausgeführt. Es war ein Schauversuch, wie die Zeit des Barock ihn schätzte. Technisch bedeutsame Anregungen gingen von zwei anderen Versuchen Guericques aus. Durch seinen Nachweis des Gewichtes der Luft und des Auftriebes, den infolgedessen jeder Körper in der Luft erfährt, gab er den Anstoß zum Gedanken eines Luftballons. Die überraschende Erscheinung, daß der äußere Luftdruck beträchtliche Arbeit zu leisten vermag, wenn er einen Kolben in den luftentleerten Raum eines Zylinders hineinpreßt, wurde bedeutungsvoll und ausschlaggebend für den Werdegang der Wärmekraftmaschinen, an der Spitze der Dampfmaschine. Etwa zur gleichen Zeit wurden zwei wichtige Meßgeräte erfunden, nämlich das Thermometer und das Barometer. Das Thermometer entstand durch Arbeiten des Arztes Santorio um 1612 als einfaches Thermoskop und wurde durch Mitglieder der Florentiner Accademia del Cimento zu einem brauchbaren Meßwerkzeug ausgestaltet. In der von Torricelli ausgestalteten Röhre können wir die Urform des Barometers und auch des Manometers sehen.

Letzteres hatte auch schon Guericke in Form des abgekürzten Barometers verwendet. Eine durch das Reiben mit der trockenen Hand elektrisierte Schwefelkugel, die Guericke als Modell zum Nachweis kosmischer Wirkkräfte diente, stellt die Vorform einer Elektriziermaschine dar, wie sie sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts in ähnlicher Form bei Hauksbee wiederfindet. Die Entwicklung der Chemie, ebenso wie der chemischen Technologie zeigte in dem betrachteten Zeitraum wesentliche Fortschritte. In Holland lehrte van Helmont erstmals zwischen den bislang vermischten Begriffen von Luft, Wasserdampf und Gas genauer zu unterscheiden. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts machte Johann Rudolf Glauber, Deutschlands erster technischer Chemiker, seine umfangreichen Erfahrungen und vielfach neuartigen Verfahren und Geräte in einer Vielzahl von Schriften – deutsch wie lateinisch – bekannt. Das erste Lehrbuch der Glasbereitungskunst erschien 1612<sup>22)</sup>. 1665 veröffentlichte in England Dudley seine Erfahrungen über das „Metallum Martis“ oder die Eisenbereitung mit Steinkohle, die er schon seit dem Jahr 1619 betrieb<sup>23)</sup>. Im gleichen Jahrhundert kam es zu der bahnbrechenden Erfindung des Koks-Hochofens, der den Holzkohlenhochofen ablöste. Auch grundlegende Anschauungen der Chemie erfuhren innerhalb dieses Zeitraums eine Wandlung. Unter der Führung von Gassendi und des Hamburgers Joachim Jungius kam eine Erneuerung und Weiterbildung der atomistischen Lehre Demokrits zustande und eine weitgehend veränderte Auffassung chemischer Stoffumwand-

<sup>22)</sup> GLAUBER, J. R.: Des Teutschlands Wohlfahrt, Amsterdam 1656 – 1661

<sup>23)</sup> BECK, L.: Geschichte des Eisens, Bd. 2, Braunschweig 1895, S. 1213 f, 1265

lungen. Es entstand der Gedanke gegenseitiger und zwar quantitativer Vertretung der Metalle in ihren Verbindungen, der bei folgerichtiger Weiterführung eine gänzlich andere Zielsetzung für die wissenschaftlich-chemische Forschung nach sich ziehen mußte<sup>24</sup>). Ob es letzte Urbestandteile aller Stoffe gibt, wie Elektronen und Protonen, Neutronen, Positronen und Neutrinos, ist nicht mehr das nächstliegende Ziel der Untersuchung. Die chemische Forschung hat vielmehr in erster Linie festzustellen, in welche nicht weiter zerlegbare Bestandteile sich irdische Stoffe unter Anwendung all derjenigen Mittel und Verfahren zerlegen lassen, über die der Chemiker verfügt. Auch die Leistungen des 17. Jahrhunderts auf dem Gebiet der Mathematik waren förderlich für die Entwicklung der Technik, obwohl nicht alle so schnell wie die Dezimalbruchrechnung von Stevin Eingang in die Praxis fanden.

Von den durch Bürgi und Napier erfundenen Logarithmen machten zunächst nur die Astronomen Gebrauch. Der Rechenschieber, entwickelt aus den logarithmischen Skalen, wurde von den Ingenieuren schon im 18. Jahrhundert benutzt, früher jedenfalls als die Herstellung brauchbarer Rechenmaschinen gelang<sup>25</sup>). Eine der großartigsten geistigen Leistungen des Barocks stellte dann die Erfindung der Infinitesimalrechnung durch Newton und Leibniz dar, auf deren Grundlage im Verlaufe des 18. Jahrhunderts die hervorragenden Mathematiker Bernoulli, Euler und d'Alembert den großen Bau einer theoretischen Mechanik- und Maschinenlehre errichteten.

Gegenüber dem Anfang des 17. Jahrhunderts zeigt das technische Schrifttum in der zweiten Jahrhunderthälfte einen auffälligen Unterschied. Die technischen Bilderbücher sind weitgehend verschwunden. An ihre Stelle sind Sammelwerke getreten, die über größere Gebiete berichten und bei denen das Bild wieder die Rolle der erläuternden Beigabe einnimmt. Die Verfasser sind weniger selbst die Denker und Erfinder, sondern sie sammeln und übermitteln das Gedankengut anderer. So sind Werke wie etwa Caspar Schotts „Technica Curiosa“ und andere Vorläufer der wissenschaftlichen Zeitschriften, die im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts zu erscheinen beginnen und auch weiteren Kreisen das erschließen, was als Gegenstand des Briefwechsels der Gelehrten untereinander nur schwer zugänglich war<sup>26</sup>). Hierin und auch in den gleichzeitig aufkommenden ersten Fachwörterbüchern spiegelt sich eine Erscheinung wider, die bezeichnend für das Barock auf allen Lebensgebieten hervortritt, das Bestreben nach Vergesellschaftung. Es entstehen Handelskompanien und Ban-

<sup>24</sup>) SCHIMANK, H.: Zur Geschichte der exakten Naturwissenschaften in Hamburg, Hamburg 1928

<sup>25</sup>) KREBS, E.: Die Rechenstäbe und Rechenmaschinen einst und jetzt, in: Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie, Bd. 3, (1911), S. 147 – 163

<sup>26</sup>) SCHOTT, C.: Technica curiosa, Würzburg 1664



ken, neben die handwerklichen Kleinbetriebe mit wenigen der Hausgemeinschaft zugehörigen Gesellen und Lehrlingen treten Manufakturen und Fabriken mit einer Ansammlung vieler an einem gemeinsamen Werk Beschäftigter. Von Italien ausgehend setzt in Kunst und Wissenschaft der Zusammenschluß der einzelnen Künstler und Gelehrten zu Akademien ein. Die Royal Society in London und die Academie Française sind die bedeutendsten Gründungen ihrer Art nach der Mitte des 17. Jahrhunderts. In Deutschland folgt der privaten, später durch den Kaiser privilegierten Stiftung der Akademia Leopoldina aus dem Jahre 1658 in Schweinfurt die erste staatliche Gründung, die der preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, die ihre Entstehung dem Drängen von Leibniz verdankt, im Jahre 1701.

Ihre Bemühungen sollten nach den Worten einer Denkschrift von Leibniz „nicht auf bloße Kuriosität oder Wissensbegierde und unfruchtbare Experimenta gerichtet sein oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Applikation und Anwendung beruhen, sondern man müßte gleich anfangs das Werk samt der Wissenschaft auf den Nutzen richten und auf solche Specimina denken, davon das gemeine Wesen ein mehreres zu erwarten Ursach habe. Wäre es demnach der Zweck Theoriam cum Praxi zu vereinigen und nicht allein die Künste und die Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufakturen und Commerzien, mit einem Wort die Nahrungsmittel zu verbessern, überdies auch solche Entdeckungen zu tun, dadurch die überschwängliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet und dessen Wunder besser als bisher erkannt würden“<sup>27)</sup>). Diese Worte drücken eine echte Barockgesinnung aus und in diesem Geiste förderten die Regierenden in vielen Ländern die Gewerbe und errichteten Manufakturen. Manufakturen waren hier meist staatliche Unternehmen zur Herstellung von Edelerzeugnissen wie Seidenstoffe, Teppiche, Spiegelglas oder Porzellan, die überwiegend der Befriedigung höfischer Bedürfnisse und als besonders hochwertige Handelswaren dienten. Die Fürsten konnten zwar Mittel zur Errichtung von Manufakturen hergeben und den ganzen Betrieb einer staatlichen Aufsicht unterstellen. Für die Verbesserung der benutzten Verfahren und für die Einführung neuer Verfahren waren sie jedoch auf die Gedanken und praktischen Erfahrungen von Fachleuten angewiesen, die gewonnen und gehalten werden mußten. So wird im Verlaufe des 17. Jahrhunderts der Typus des technischen Projektmachers und Erfinders herangezogen, wie ihn etwa der Marquis von Worcester mit seinem „Century of Inventions“ 1663 darstellt. Nach dem Urteil von Leibniz sind Erfinder dieser Art „Gemeiniglich Leute von großen Ingenio, bisweilen auch Experientz, nur daß die disproportion ingenii et iudicii, das Mißverhältnis

<sup>27)</sup> LEIBNIZ, G. W.: Oevres, Ed. Foucher de Carail, Bd. 7, Paris 1875, S. 599 – 600

zwischen Phantasie und Urteilskraft, sie ruiniert und in Verderben und Verachtung bringt“<sup>28)</sup>). Dies gilt in einem gewissen Sinne auch für Johann Joachim Becher, einem Arzt, der sich mit seiner 1682 entstehenden oder herausgegebenen „nährischen Weisheit und weisen Narrheit“ bemühte, Anregungen im Sinne verstärkter nationalwirtschaftlicher Benutzung der Technik zu geben<sup>29)</sup>).

Leibniz selbst hatte in seinen Jugendjahren viel von einem Projektemacher an sich und versprach technische Lösungen, die er nicht realisieren konnte. Später wird er zu einem staatswirtschaftlichen Denker großen Ausmaßes, der den Gang der technischen Entwicklung mit Aufmerksamkeit verfolgt und alle Bestrebungen fördert, die eine wirkliche Bereicherung der technischen Möglichkeiten bringen kann<sup>30)</sup>. Unter den Aufgaben, um deren Lösung man damals bemüht war, tritt die des Kraftantriebes für wirksame Wasserförderungsanlagen stärker in den Vordergrund. Heute erscheint uns das Verlangen nach einer verlässlichen Wasserversorgung von Springbrunnen und anderen Wasserspielen in fürstlichen Gartenanlagen wenig wichtig, denn hier, wo es sich um die Befriedigung von Luxusbedürfnissen der Höfe handelt, wurden auch dem Ingenieur Geldmittel reichlich zur Verfügung gestellt. Insofern schuldet die Technik diesen Spielereien Dank. Aber das technisch Entscheidende, nämlich die Wirtschaftlichkeit der Anlage, stand dabei stark im Hintergrund. Das Musterbeispiel hierfür ist die berühmte Maschinenanlage von Marly, erbaut 1681 bis 1688 mit einem Kostenaufwand von vier Millionen Livres und zur Wasserversorgung der Gärten von Versailles bestimmt<sup>31)</sup>. Die Lösung der Aufgabe erfolgte noch durchaus mit den überkommenen Mitteln, diese aber entsprechend gehäuft. Vierzehn Wasserräder von je zwölf Meter Durchmesser förderten durch insgesamt 221 Pumpen das Wasser stufenweise aus der Seine auf eine Gesamthöhe von 162 Metern, wobei die täglich geförderte Menge anfangs etwa 3.000 m<sup>3</sup> Wasser betrug. Bei einem Wirkungsgrad der Anlage von bestenfalls 10%. Ein derart unwirtschaftlicher Aufwand an Mitteln war in den Bergwerksbetrieben nicht möglich, wo das Trockenhalten der Schächte immer größere Schwierigkeiten bereitete. Dem Bergbau – so hieß es – könne einzig mit solchen Maschinen geholfen werden, die kein oder nur wenig Wasser zu ihrem Umtrieb notwendig haben, oder mit solchen, die ohne Hilfe des herabfallenden Wassers zu neuen Gebrauche wieder auf die nötige Höhe erheben und es in eine Art Kreislauf setzen. Mit anderen Worten,

<sup>28)</sup> LEIBNIZ, s. Anm. 27, S. 85

<sup>29)</sup> BECHER, J. J.: Nährische Weisheit und weise Narrheit, Frankfurt 1682

<sup>30)</sup> LEIBNIZ, G. W.: Philosophischer Briefwechsel, Bd. 1, Darmstadt 1926

<sup>31)</sup> ERGANG, C.: Die Maschine von Marly, in: Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie, Bd. 3, 1911, S. 131 – 136



mit Wasserkraftanlagen alleine waren Pumpen zur Entwässerung der Bergwerke nicht mehr zu betreiben, ebenso wie mit Hunderten von Pferden, wie es in englischen Gruben geschah.

Erst durch die Erfindung der Dampfmaschine konnte hier im Verlauf des 18. Jahrhunderts wirksame Abhilfe geschaffen werden. Die Dampfmaschine war in der Lage, kräftige Pumpen anzutreiben und die Bergwerke trocken zu halten. Der wichtigste Erfindungsgedanke für den Bau einer Dampfmaschine stammt schon von einem Maschinentechniker des ausgehenden 17. Jahrhunderts, von Denis Papin, der als erster Wasserdampf zum Emporheben des Kolbens in einem Arbeitszylinder verwendete. Dies geschah damals zum Zweck, eine Springbrunnenanlage in den fürstlichen Gärten in Kassel zu betreiben<sup>32</sup>). Papin war Mitarbeiter von Huygens, wo er seine wissenschaftliche und experimentelle Schulung empfing. Wir verdanken ihm neben Verbesserungen an der Luftpumpe auch die Erfindung des Dampfkochtopfes mit Sicherheitsventil und den Bau von leistungsfähigen Kreiselpumpen<sup>33</sup>). Die Mehrzahl von Papins Veröffentlichungen findet man in den damaligen wissenschaftlichen Zeitschriften, dem französischen *Journal des Savants*, den englischen *philosophical Transactions*, und den – nicht in deutsch sondern in lateinisch – erscheinenden *Acta Eruditorum Lipsiensia*. Durch die lateinische Sprache war eine Verbreitung über Deutschland hinaus gesichert. Auch die Veröffentlichungen der preußischen Akademie der Wissenschaften waren anfangs in lateinischer und später in französischer Sprache. In Weigels „Hauptständen“ werden die Handwerkerbilder von Versen begleitet, die in allegorischer Deutung des Dargestellten das irdische Tun mit der Symbolik überirdischer Bindungen durchleuchten, eine für den Barock bezeichnende Darstellungsform<sup>34</sup>). Demgegenüber veröffentlicht Johann Kunkel, einer der besten Glastechniker aller Zeiten, dem zum ersten Mal die fabrikmäßige Herstellung des echten Goldrubinglases gelang, in seiner „*Ars Vitrarya Experimentalis*“ oder „vollkommene Glasmacherkunst“ das, was praktikabel ist oder nicht und was den Glasmachern förderlich sein kann<sup>35</sup>). So ließen praktische Erfahrungen Kunckel das Probieren von Erzen mit dem Lötrohr auf einer ausgehöhlten Kohle empfehlen. Wissenschaftlich-technische Untersuchungen über die Wirkung großer Brennspiegel und Brennlinen brachten den sächsischen Physiker

<sup>32</sup>) MATSCHOSS, C.: Die Entwicklung der Dampfmaschine, Berlin 1908, S. 287 – 291

<sup>33</sup>) GERLAND, E. (Hrsg.): Leibnizens und Huygens Briefwechsel mit Papin, nebst der Biographie Papins, Berlin 1891

<sup>34</sup>) WEIGEL, Chr.: Abbildung der gemeinnützlichen Haupt-Stände, Regensburg 1698

<sup>35</sup>) KUNCKEL, J.: *Ars vitrarya experimentalis*, oder vollkommene Glasmacherkunst, Frankfurt 1679

und Mathematiker Tschirnhaus auf die Erfindung des europäischen Hartporzellans, das dann nach den Vorschriften Böttgers in großem Maßstab in der Meißener Porzellanmanufaktur hergestellt wurde.

Dies war ein schönes Geschenk wissenschaftlich-technischer Bemühungen im Zeitalter des Barock an das formen- und farbenfrohe Kunstgewerbe dieser Epoche. August dem Starken von Sachsen, der wie kaum ein anderer das höfische Barock repräsentierte, ist das technische Schriftwerk zugeeignet, in dem noch einmal das Maschinenwesen vor Einführung der Dampfmaschine, der Spinnmaschine und des mechanischen Webstuhls zusammengefaßt wird. Es ist Jakob Leupolds „Theatrum Machinarum oder Schauplatz aller Arten von Maschinen“, in dessen neun von 1724 an erschienenen reichbebilderten Bänden die erste vollkommen sachlich abgefaßte Darstellung des damaligen Ingenieurwesens vorliegt<sup>36</sup>). Als das Zeitalter des Barocks zu Ende ging und die Rationalisten und Enzyklopädisten die Nachfolge antraten, waren die Schüler von Leibniz davon durchdrungen, „daß wir uns des Verstandes als eines edlen, uns von Gott verliehenen Organes in möglichst reichem Maße bedienen sollen“ und daß uns dann bei solcher verständigen Betrachtung der Natur die „unendliche Weisheit des Allerhöchsten, seine unumschränkte Macht und seine nie genug zu preisende Güte“ aus allen erschaffenden Dingen um so heller hervorleuchten werde<sup>37</sup>).

<sup>36</sup>) LEUPOLD, J.: „Theatrum machinarum, Bde. 1 – 7, Leipzig 1724 – 27; Bd. 8 (Supplementum) ebd. 1739; Bd. 9 (Theatrum machinarum molarium) Teil 1 – 3, Leipzig 1735 – 88

<sup>37</sup>) WOLFF, CHR.: Allerhand nützliche Versuche... zu genauer Erkenntnis der Natur und Kunst, Teil 3, Halle 1723, Vorwort



## Die Generalversammlung in Bayreuth

1. – 5. Oktober 1988

Im Jahr 1988 war die Görres-Gesellschaft mit ihrer Generalversammlung abermals in einer jungen Universitätsstadt Bayerns, in Bayreuth. Diese Universitätsgründung aus dem Jahre 1971 stellte für die Gesellschaft eine Herausforderung dar, nicht nur weil weite Wege durch Baugelände zu vorzüglichen Tagungsräumen zurückzulegen waren, sondern weil diese Universität ihren erklärten Schwerpunkt in den naturwissenschaftlichen Disziplinen besitzt. Einen solchen Schwerpunkt kann die Gesellschaft aus verständlichen Gründen nicht haben; aufwendige naturwissenschaftliche Institute zu unterhalten, geht über die Kraft einer Gelehrten-gesellschaft hinaus. Darum ist jedoch das Interesse der Gesellschaft an Hochschulen mit naturwissenschaftlichen Schwerpunkten nicht geringer als an anderen. So boten die Stadt Bayreuth – „Stadt und Fürstentum Bayreuth“ – wurden zur Eröffnung von Professor Dr. Rudolf Endres (Bayreuth) vorgestellt (vgl. S. 5 – 21) – und ihre aufwachsende Universität einen geeigneten Rahmen für die Vielfalt der Veranstaltungen.

Dem von S. E. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg, zelebrierten Pontifikalamt (die Predigt hielt Professor Dr. Walter Brandmüller, [Augsburg]) folgte der Festakt im Markgräflichen Opernhaus – „das letzte italienische Theater auf deutschem Boden“ – ; daran erinnerte der Präsident, Professor Dr. Dr. h. c. mult. Paul Mikat, zu Beginn seines Berichtes. Vor allem aber erinnerte er daran, daß die Görres-Gesellschaft nach dem Verbot in der Zeit des Nationalsozialismus vor vierzig Jahren (1948) ihre Arbeit wieder hatte aufnehmen können. Der Präsident gab einen Überblick über die zahlreichen Disziplinen und Gebiete der wissenschaftlichen Forschung, in denen die Gesellschaft arbeitet, und stellte den Fortgang des großen Unternehmens STAATSLEXIKON (soeben war Band IV erschienen) heraus. Ein ausführliches Grußwort sprach der Bayerische Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, Professor Dr. Wolfgang Wild. Ferner begrüßten der Oberbürgermeister der Stadt, Dr. Dieter Mronz, sowie der Präsident der Universität, Dr. Klaus Dieter Wolff, die Versammlung. – Der Ehrenring der Görres-Gesellschaft 1988 wurde Herrn Professor Dr. Theobald Freudenberger (Würzburg) verliehen und vom Präsidenten überreicht. Die Laudatio von Professor Dr. Konrad Repgen (Bonn) findet sich auf Seite 88 – 92 dieses Tagungsberichts. Den Festvortrag hatte

Professor Dr. Rudolf Morsey (Speyer), der Vizepräsident der Görres-Gesellschaft, übernommen: „Der Bundespräsident in der Kanzlerdemokratie – Amtsverständnis, Amtsführung und Traditionsbildung von Theodor Heuss bis Walter Scheel (1949 – 1979)“. Rudolf Morsey bot ein ebenso aufschlußreiches wie interessantes Stück lebendiger Geschichtsschreibung. Das Amt des Bundespräsidenten ist nicht ein mächtiges, jedoch ein hohes Amt; umso größere Bedeutung gewinnt das politische Gesamtprofil der Persönlichkeit, die es innehat. Eben die „metapolitischen“ Wirkungen der vier Präsidenten haben die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland stark mitgeprägt (vgl. S. 22 – 43).

Mit den öffentlichen Vorträgen aus den Bereichen Psychiatrie, Literaturwissenschaft und Technik – am Sonntag sprach Professor Dr. Hubert Tellenbach (München) über „Die Wirklichkeit, das Komische und der Humor – Facetten psychiatrischer Diagnostik“ (vgl. S. 44 – 55); am Montag sprach Professor Dr. Eckhard Heftrich (Münster) über „Mythus – Typus – Psychologie: Thomas Manns Josephs-Romane“ (vgl. S. 56 – 71); am Dienstag sprach Prof. Dr. Kurt Mael (Leverkusen/Berlin) über „Die Technik im Zeitalter des Barocks“ (vgl. S. 72 – 85) – sowie mit den öffentlich zugänglichen zweiundsiebzig Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen in den siebzehn Sektionen legte die Görres-Gesellschaft eine thematisch weitreichende wissenschaftliche Arbeit vor, die sich von der Philosophie („Philosophie und Kunst“) über Geschichte und Literatur, Pädagogik, Psychologie, Medizin und Naturwissenschaften bis zu Rechts- und Staatswissenschaften, Volkskunde und Soziologie erstreckt. Die Berichte der Sektionen finden sich S. 96 bis S. 198.

In der Sitzung des Beirats wurde als Nachfolger von Professor Dr. Horst Jürgen Helle (München) Herr Professor Dr. Arnold Zingerle (Bayreuth) zum Leiter der Sektion Soziologie gewählt. – In der Mitgliederversammlung berichtete der Präsident über die vier Auslandsinstitute der Gesellschaft in Lissabon, Madrid, Jerusalem und Rom sowie über den Fortgang der Arbeiten an der 7. Auflage des STAATSLEXIKONS sowie eines geplanten „Lexikon für Bio-Ethik“. Die Versammlung wählte siebzehn neue Mitglieder in den Beirat. – Die Generalversammlung wird 1989 in Salzburg, 1990 in Münster tagen.

*Hermann Krings*



Konrad Repgen

## Laudatio anlässlich der Verleihung des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft an Professor Dr. Theobald Freudenberger

Die Görres-Gesellschaft hat bekanntlich keine eigene Sektion für Theologie. Dies bedeutet keineswegs Interessenlosigkeit der vorwiegend, aber nicht ausschließlich von katholischen Laien geprägten Gelehrtenkorporation an kirchlichen Dingen – im Gegenteil: es war stets unser Stolz, daß viele Priester bei uns mitwirken, und die Kirche in ihren vielfältigen Erscheinungen und Konsequenzen ist ein Hauptgegenstand unserer Forschungen. Wenn daher heute mit Ihnen, hochverehrter, lieber Herr Freudenberger, nach Hubert Jedin (1978) und Joseph Kardinal Höffner (1986) zum dritten Male ein Geistlicher mit dem Ehrenring der Görres-Gesellschaft ausgezeichnet wird, so ist das weder Ausnahme noch Zufall; denn Sie als wissenschaftlich hochangesehener Priester sind seit vielen Jahrzehnten auf das Engste verbunden mit einem der wichtigsten Forschungsunternehmen unserer Gesellschaft, in dessen Mittelpunkt die Kirche steht; es handelt sich um die Herausgabe, die „nova collectio“, wie es im Titel heißt, der Quellen des Trienter Konzils. Dieses Editionsunternehmen gilt einem eminent theologischen Ereignis, und das Tridentinum bleibt ein zentrales Thema der neueren Geschichte, insbesondere der Kirchengeschichte auch nach dem Zweiten Vatikanum, weil es von diesem nicht ersetzt, sondern ergänzt worden ist.

Über Theobald Freudenberger zu sprechen, verlangt daher, zunächst kurz von der editio Goerresiana der Protokolle, Akten, Korrespondenzen und Traktate des Trienter Konzils zu berichten.

1894 wurde vom Vorstand unserer Gesellschaft auf Anregung von Sebastian Merkle (1862 – 1945) beschlossen, die Quellen des Trienter Konzils in einer großen, historisch-kritischen Ausgabe der Wissenschaft zugänglich zu machen, nachdem die an der Kurie gesammelten Akten mit der Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs durch Papst Leo XIII. zugänglich geworden waren. Band I dieser neuen Ausgabe, von Merkle, Ihrem Würzburger Lehrer und Amtsvorgänger erarbeitet, erschien 1901. Inzwischen liegen 18 Folianten dieser Edition vor, darunter sechs, auf deren Titelblatt mit der bescheiden-sachlichen Formulierung, die klassischen Ausgaben eigen ist, Ihr Name steht, verbunden mit den Worten: „collegit“ (bzw. „auxit“), „edidit, illustravit“. Das bedeutet: Sammlung, Textherstellung und Kommentierung gehen auf Sie

zurück. Sechs solcher Bände vorzulegen, ist eine einzigartige editorische Leistung. Merkle hat in einem langen Leben drei Bände publiziert, Ehses, der die Edition als Hauptgeschäft betrieb, deren vier – Sie aber sechs.

Indem die Görres-Gesellschaft dies so sichtbar auszeichnet, ehrt sie zugleich eine Form wissenschaftlicher Tätigkeit, die in unserem auf Öffentlichkeit und Betriebsamkeit angelegten Jahrhundert zu oft an den Rand gedrückt zu werden droht oder sogar wird: sie ehrt die stille, konsequente, geduldige Arbeit des Gelehrten am Schreibtisch, der, umgeben von Büchern – und in Ihrem Falle, Herr Freudenberger, von einer wirklichen, beneidenswerten Bibliothek umgeben, die Sie als Privatmann sich im Verlauf Ihres Lebens aufgebaut haben –, des Gelehrten also, der die überaus mühsame Herstellung richtiger Texte und deren verlässliche Kommentierung leistet und dies Jahr um Jahr besorgt, Jahrzehnte hindurch, Tag um Tag, ohne viele Hilfskräfte, ohne Apparat und ohne jedes Aufsehen.

Die Öffentlichkeit nimmt davon kaum Kenntnis, zumal wenn es sich – wie hier – vorwiegend um lateinische Texte handelt und die Einleitung und der Kommentar sich ebenfalls des Lateinischen bedienen, das im Abendland lange Zeit hindurch unsere *lingua franca* war, heute aber infolge der veränderten Schulausbildung von immer weniger Menschen verstanden wird. Aber so lange historische Forschung, neuere Theologie und Kirchenrechtsgeschichte als Wissenschaft betrieben werden sollen, wird die *editio Goerresiana* des Trienter Konzils, dieses Riesenunternehmen, das den Namen unserer Gesellschaft in die ganze Welt getragen hat, als ein Muster, ein Vorbild einer gelehrten Edition Geltung beanspruchen dürfen. An dieser editorischen Leistung, die nicht das Ergebnis einer besonders kunstvollen Organisation für die Kooperation zahlloser Mitarbeiter ist, sondern das Resultat einer gut durchdachten Arbeitsplanung und Arbeitsteilung, haben insgesamt nur 10 Gelehrte aktiv mitgewirkt<sup>1)</sup>; den Löwenanteil, ich sagte es schon, haben Sie geleistet; den ersten Band unter Übernahme von Materialien Merkles, einen weiteren in Fortsetzung der Vorarbeiten Birkners, und schließlich vier, bei denen Sie von Anfang bis Ende alles selbst geleistet haben<sup>2)</sup>.

Eine derartige Lebensleistung ist nur möglich, wenn der Mensch konsequent hinter der Sache und der Aufgabe zurücktritt und sich ganz auf sein Werk

---

<sup>1)</sup> Joachim Birkner (Vorarbeiten für CT VII/1); Gottfried Buschbell (CT X. XI); Stephan Ehses (CT IV. V. VIII. IX); Hubert Jedin (CT XIII/1); Umberto Mazzone (CT III/2); Sebastian Merkle (CT I. II. III/1 sowie Sammlungen für CT VI/1); Viktor Schweizer (CT XII). Es arbeiten jetzt noch an der Edition: Klaus Ganzer (CT XIII/2) und Josef Steinruck (CT III/3). – Daß der Umfang der Edition sich, gemessen an der ersten Berechnung Heinrich Finkes, mehr als verdreifacht hat, ist kein Einwand gegen die im Prinzip kluge Planung.

<sup>2)</sup> CT VI/1 (unter Einbeziehung der Sammlungen Merkles). VI/2. VI/3. VII/1 (unter Fortsetzung der Vorarbeiten Birkners). VII/2. VII/3.



konzentriert, also ein mönchisches Leben führt. Diese asketische Grundhaltung ist sicherlich in Ihrer Jugend schon grundgelegt worden. Am 23. März 1904 in Erben geboren, haben Sie Ihre Kindheit zuerst in Bamberg, danach in Schweinfurt verlebt. Wohl dort sind Sie, als junger Mensch der zwanziger Jahre, mit dem „Quickborn“ in Verbindung gekommen. Die Kirche erwachte, nach Guardinis berühmter Formulierung, damals in den Seelen vor allem der Jugend. Sie lief nicht Sturm gegen die Kirche als Heilsanstalt, aber sie wollte – darüber hinaus – intensiver auf die Kirche als Leib Christi hin leben: liturgische Bewegung und katholische bündische Bewegung waren ja nur Facetten der im Grund gleichen Sache: ein Erneuerungswille, der seinesgleichen sucht und an die besten Zeiten kirchlicher Vergangenheit erinnert.

Die Entscheidung zum Priestertum ergab sich daher nahezu von selbst, und das Studium in Würzburg hat Ihren künftigen Lebensweg vorbereitet. Dabei ist nicht allein an die Universität zu erinnern, sondern auch an das Priesterseminar mit seinen Leitern und seinen Studenten. Vor allem aber ist hier, in unserem Zusammenhang, noch einmal Sebastian Merkle zu nennen, der Ihre theologische Dissertation (1934) über den päpstlichen Bibliothekar des 16. Jahrhunderts, Augustinus Steuchus aus Gubbio, betreut und wohl auch angeregt hat. Schon damals bewiesen Sie, daß Sie das philologische Handwerk gründlich beherrschten, das schließlich nicht irgendetwas ist, sondern eine hohe Kunst. Georg Pfeilschifter (1901 – 1978) hat dann 1939 in Würzburg (Merkle war inzwischen emeritiert) Ihre wegen des Krieges ungedruckt gebliebene Habilitation vertreten – von den vorausliegenden Schwierigkeiten für einen jungen Priester, den nötigen Freiraum für das wissenschaftliche Arbeiten von der kirchlichen Behörde zu erreichen, will ich heute nicht sprechen. 1945 gingen Sie als außerordentlicher Professor an die Philosophisch-theologische Hochschule Regensburg, wo Sie 1949 zum Ordinarius aufstiegen, kehrten aber 1950 nach Würzburg zurück. Dort haben Sie zunächst 16 Jahre hindurch den Lehrstuhl Altaners für Patristik und Liturgiewissenschaft innegehabt und erst in den letzten 6 Jahren Ihres aktiven Dienstes, nach Pfeilschifters Emeritierung und nach der Teilung seines Lehrstuhls, als Ordinarius für Mittelalterliche und Neuere Kirchengeschichte gewirkt.

Es ist also im wesentlichen Würzburg, wo Sie als Gelehrter gelebt und gewirkt haben und – trotz Ihres Alters – immer noch wirken: gerade gestern hat der Vorstand der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum eine Monographie aus Ihrer Feder über die Würzburger Bischöfe und das Konzil von Trient zum Druck angenommen. Sie haben auch andere Untersuchungen geschrieben, hauptsächlich über Themen des Spätmittelalters und

des 16. Jahrhunderts; Sie haben (im Rahmen der Ausgaben des Corpus Catholicorum) 1959 die Schriften Hieronymus Emsers zur Verteidigung der Messe und 1987 die Schriften des Hieronymus Dungersheim gegen Luther sachkundig und kritisch ediert; Sie haben Rezensionen geschrieben, Aufsätze, Lebensbilder und Nachrufe verfaßt und ähnliches geleistet – wie wir alle. Sie haben auch, vom „Impuls der Gegenwart“ angerührt, 1969 eine wichtige Dokumentation über Ihre Universität Würzburg und das Erste Vatikanische Konzil vorgelegt. Aber Ihre eigentliche und große, die wichtige, ja bewundernswerte Lebensleistung, bleiben die sechs Bände mit den Akten des Trienter Konzils in seiner Bologneser Zeit, also ab 1547, und in seiner Zweiten Trienter Periode (1551/52). „Sechs Bände“, das spricht sich schnell aus. Aber man muß diese schweren Folianten mit ihren insgesamt 170 Seiten gelehrter Einleitung und ihren ca. 4.000 Seiten Text einmal in den Händen gehabt und benutzt haben, und man muß sich an der Zuverlässigkeit der Register und der mustergültigen Kommentierung immer wieder gefreut haben, um eine Ahnung von dem zu bekommen, was in und hinter einer solchen Edition steckt. Keine Sorge, ich werde über den Reichtum des Inhaltes hier nicht weiter mich verbreiten; aber vielleicht ist es doch für den Fernerstehenden nicht ganz unwichtig zu hören, daß Freudenberger im *Concilium Tridentinum* etwa (wie ich schätze) 15 000 Zitate aus den biblischen Schriften, den Vätern der Theologie und dem Kirchenrecht des Mittelalters und aus den zeitgenössischen Kontroversen des 16. Jahrhunderts verifiziert hat. Das ist schon bei den richtigen Zitaten eine sehr, sehr große Anforderung an Zeit, Kraft, Wissen und Geduld, zu der nur wenige Gelehrte fähig und bereit sind, zumal auch wenige so viele Stellen im Gedächtnis haben wie Freudenberger; wie erst bei den vielen ganz oder teilweise fehlerhaften Zitaten, bei denen man stunden- und tage-lang suchen muß! Vielleicht wissen nur die wenigen dies richtig zu schätzen, die sich an ähnlichem einmal selbst versucht haben.

Ob solche Tätigkeit im kommenden Zeitalter der Computer leichter sein wird, weiß ich nicht. Aber auch mit der altmodischen Arbeitsweise, wie sie Theobald Freudenberger betrieben hat und betreibt, ist editorisch Größtes zu leisten; dafür hat er den Beweis erbracht. In seiner zuverlässigen Nüchternheit, mit seinem breiten theologischen Wissen, in seiner einzigartigen Vertrautheit mit dem Denken der Väter des Trienter Konzils und mit seiner geduldigen Aufarbeitung dieses Wissens für die gelehrte Mit- und Nachwelt durch seine Bände des *Concilium Tridentinum* hat er sich als eine Persönlichkeit von gediegenster Erudition ein langes Leben hindurch bewährt, ein Mann von sprichwörtlicher Bescheidenheit und Selbstlosigkeit.

Wir würden sehr arm werden, wenn es solche Menschen nicht mehr gäbe.



Wir sollten uns daher freuen, solange auch diesem Typus des deutschen Professors die verdiente Anerkennung nicht versagt bleibt. Sie liegt vor allem in der Sache selbst, in der gelehrten Leistung. Zu dieser sagt unsere Gesellschaft durch die Verleihung des Ehrenringes Ja. Daher: herzlichen, ganz herzlichen Glückwunsch zu dieser hohen und verdienten Auszeichnung für die *editio Goerresiana* des Trienter Konzils und vor allem für Sie, lieber Herr Freudenberger.

## Festakademie für Professor Dr. Hermann Krings

Aus Anlaß des 75. Geburtstages ihres Generalsekretärs hatte die Görres-Gesellschaft am 7. und 8. Oktober 1988 zu einer Festakademie eingeladen. Drei Tage nach Abschluß der Generalversammlung in Bayreuth trafen sich Schüler, Freunde und Kollegen des Jubilars im Kardinal-Wendel-Haus in München zu fachlichem Gedankenaustausch. Für den verhinderten Präsidenten der Görres-Gesellschaft übermittelte Vizepräsident Professor Dr. Rudolf *Morsey* dessen Grüße und dankte Professor Krings für die in verschiedenen Bereichen der Görres-Gesellschaft geleistete Arbeit: als Leiter der Sektion für Philosophie von 1970 bis 1978, als Mitherausgeber des Philosophischen Jahrbuchs seit 1972, als Generalsekretär seit 1979 und schließlich als Leiter der Redaktion unserer Gesellschaft für die 7. Auflage des „Staatslexikons“, von dem im September termingerecht der vierte und vorletzte Band erschienen war.

Für die Schüler, Freunde und Kollegen des Jubilars würdigte Professor Dr. Hans Michael *Baumgartner* (Bonn), der in der Nachfolge von Hermann Krings die Sektion für Philosophie leitet, dessen wissenschaftliches Werk. In einem Referat von Professor Dr. Theodor *Berchem*, Präsident der Universität Würzburg, „Bildungsrat und Bildungsreform – eine Zwischenbilanz“, kam die langjährige Tätigkeit des Jubilars im Deutschen Bildungsrat zur Sprache. Fachorientierte Referate hielten Professor Dr. Wolfgang *Frühwald* (München), „Schelling und die Dichter“, Professor Dr. Annemarie *Pieper* (Basel), „Freiheit und Kunst – Zum Konzept einer transzendentalen Ästhetik“ und Professor Dr. Otfried *Höffe* (Freiburg i.Ue.), „Natürliche oder politische Gerechtigkeit?“. Bei einem festlichen Abendempfang im Schloß Suresnes würdigte der Direktor der Katholischen Akademie in Bayern, Dr. Franz *Henrich*, die Verdienste des Jubilars um Gründung, Aufbau und geistige Ausrichtung dieser Akademie, deren Leitungsgremium Hermann Krings von Anfang an angehört.



## In memoriam Joseph Meurers

Unmittelbar vor Beginn der Jahrestagung unseres Instituts 1987 erreichte uns die Nachricht, daß das Gründungsmitglied des Instituts der Görres-Gesellschaft für die Begegnung von Naturwissenschaft und Theologie – so die ursprüngliche Bezeichnung –, Universitätsprofessor Dr. Joseph Meurers, Prof. em. der Universität Wien, am 31. Juli 1987 in Ruhpolding verstorben ist. Diese Nachricht machte uns um so mehr betroffen, als Prof. Meurers sich noch kurz zuvor – in, wie es schien, rüstiger Gesundheit – zur Teilnahme angemeldet und die Absicht geäußert hatte, mit einer eigenen Abhandlung über „Rationalität und Irrationalität in der Naturwissenschaft der Gegenwart“ zur Tagungsthematik beizutragen. Es ist mehr als die schuldige Pflicht vor dem verstorbenen ehemaligen Direktor unseres Instituts der Jahre 1967 bis 1970 und weit mehr als eine formelle Ehrenbezeugung vor dem hochgeschätzten Astronomen, Naturwissenschaftler und Philosophen, daß seine letzte für unser Institut verfaßte Abhandlung im nächsten Band der Reihe „Grenzfragen“ veröffentlicht wird.

Joseph Meurers wurde 1909 in Köln geboren. Er studierte nach dem 1928 am Dreikönigsgymnasium in Köln abgelegten Abitur Mathematik, Physik, Astronomie und Philosophie in Freiburg/Breisgau, Göttingen und Bonn, wurde an der Universität Bonn 1934 zum Dr. phil. promoviert, legte 1936 das Preußische Staatsexamen in den Fächern Physik, Mathematik, angewandte Mathematik und philosophische Propädeutik ab und habilitierte sich schließlich 1938 in Bonn zum Dr. phil. habil. Da ihm eine Dozentur aus politischen Gründen verweigert wurde, arbeitete er in den Jahren 1938 bis 1947 als Meteorologe, zuerst bei der Deutschen Luftwaffe, ab 1945 bei der Royal Air Force. Aus der 1943 geschlossenen Ehe mit Alice Jung gingen drei Söhne hervor. 1947 in Bonn mit einer Dozentur für Astronomie betraut, war er ab 1948 als Assistent an der Universitätssternwarte in Bonn tätig, wurde 1949 zum apl. Professor für Astronomie an der Universität Bonn ernannt und erhielt 1950 ein Lehramt für Naturphilosophie. Im Jahre 1962 wurde Prof. Meurers zum ordentlichen Universitätsprofessor für Astronomie an der Universitätssternwarte in Wien und zum Direktor dieser Sternwarte berufen. 1972 wurde er Honorarprofessor für Philosophie an der Universität Salzburg; von 1978 bis zu seiner Emeritierung war Prof. Meurers Vorstand des Instituts für Astronomie der Universität Wien.

Seine weit ausgreifenden und interdisziplinär orientierten wissenschaftlichen Leistungen sind dokumentiert in 20 Buchveröffentlichungen und über 200 Abhandlungen, die sich von fachspezifisch astrophysikalischen und astronomischen Themen über naturphilosophische Fragestellungen bis zu metaphysischen und religiösen bzw. theologischen Problemerkörterungen erstrecken. Von 1957 bis zu seinem Lebensende war Prof. Meurers auch Herausgeber der renommierten wissenschaftlichen Zeitschrift „*Philosophia naturalis*“.

Sein von Anfang an vorhandenes Interesse an interdisziplinärer Forschung und seine tiefe Verbundenheit mit der katholischen Kirche führten ihn gleichermaßen in die Görres-Gesellschaft wie in den Kreis der Gründungsmitglieder unseres Instituts, zu dessen Veröffentlichungen er insgesamt acht große Abhandlungen beitrug. Als Direktor des Instituts leitete er die aus den damaligen Vorstandsmitgliedern Bischof Volk, Msgr. Keilbach und Pater Luyten bestehende Delegation, die Papst Paul VI. am 10. April 1967 zur Privataudienz empfing. Unvergessen ist auch seine Rede zum zehnjährigen Bestehen des Instituts vor der Görres-Gesellschaft in Mainz (1967) sowie der Hauptvortrag auf dem Katholikentag 1956 in Köln zum Thema „Gottes Reich ist euch anvertraut“. Er verstand es als hohe Auszeichnung, daß er von Kardinal König am 19. März 1979 zum *Diaconus permanens ecclesiae catholicae* geweiht wurde. An öffentlichen Ehrungen wurden ihm zuteil die Verleihung der Kopernikusmedaille der Vereinigung Mensch und Weltraum (1978) sowie der Ehrenmedaille in Gold der Stadt Wien (1979).

Prof. Meurers war ein Mann der Kirche wie der Wissenschaft: und ein Mann des Dialogs. Für unser Institut erwies er sich als ein umfassend gebildeter Gelehrter, der im Fach Astronomie ebenso kompetent war wie in Wissenschaftstheorie, Naturphilosophie und Metaphysik. Seine wiederholt geäußerte Sorge um das Gelingen des interdisziplinären Gesprächs, seine Mahnungen, das Ideal des Gelehrten nicht zugunsten eines bornierten Spezialistentums preiszugeben, sind nach wie vor aktuell – sowohl für den Fortbestand unseres Instituts wie für die Zukunft der Universität. Prof. Meurers hat sich um unser Institut verdient gemacht. Sein Tod ist ein schmerzlicher Verlust. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. R. I. P.



# Sektionsberichte

## 1. Sektion für Philosophie

Die Tagung der philosophischen Sektion stand unter dem Thema „Zum Verhältnis von Kunst und Philosophie“. Seit der Auswanderung des Schönen aus dem philosophischen Denken, insbesondere aber unter dem Eindruck der Autonomie der Kunst und dem zunehmenden Reflexivwerden der künstlerischen Tätigkeit und des Kunstwerks, ist der Zusammenhang von Philosophie und Kunst unscharf und fragwürdig geworden. Zu den grundsätzlichen Fragen gehört darum, ob das Verhältnis von Philosophie und Kunst überhaupt noch systematisch, und d. h. im Prinzip allgemeingültig und unhistorisch, bestimmt werden kann, oder ob nicht vielmehr beide nachidealistisch als je geschichtliche Konstellationen aufzufassen sind, die ihren eigenen inneren, sei es gesetzmäßigen sei es zufälligen Entwicklungen unterliegen und daher – wenn überhaupt – nur noch in einem rein äußerlichen und akzidentellen Verhältnis zueinander stehen. Unabhängig davon jedoch ist die Frage, worauf denn Philosophie und Kunst je für sich und ihrem Selbstverständnis nach sich beziehen, worin ihr je eigentümlicher Anspruch besteht. Ist es die je eigene Erkenntnis des Wirklichen in Geschichte und Gegenwart, ist es die Vermittlung einer je eigenen Art von Erfahrung des Menschen und seiner Welt, ist es bloß subjektive Expression von kontingenten Erlebnissen, Empfindungen, Gefühlen? Oder ändern sich auch diese Versuche einer Selbstbestimmung von Philosophie und Kunst im Prozeß der Geschichte?

Fragen dieser Art sollte zunächst im Blick auf zwei der klassisch gewordenen zueinander gegensätzlichen ästhetischen Theorien, der Kants und der Hegels, nachgegangen werden, um in ihrem Horizont, aber auch im möglichen Widerspruch zu ihnen, sodann Zuschnitt und Bedeutung der Kunst der Moderne erkennen und insbesondere ihre Beziehung zur Programmatik des sog. postmodernen Denkens erörtern zu können.

Der erste Vortrag von Prof. Dr. *Wilhelm Vossenkuhl*, Bayreuth, „Schönheit als Symbol der Sittlichkeit. Über die gemeinsame Wurzel von Ethik und Ästhetik bei Kant“, erörterte grundlegende Fragen eines möglichen Verhältnisses von Schönheit und Moralität im Blick auf Kants „Kritik der ästhetischen Urteilskraft“.

Zentraler Gesichtspunkt des Vortrags war die gemeinsame Basis von Ethik und Ästhetik in Kants Kritik der Urteilskraft. In der Kritik der ästhetischen Urteilskraft deutet Kant eine solche gemeinsame Basis und Wurzel zwar an, ohne sie jedoch auszuarbeiten. Der Zusammenhang, in dem Kant eine gemeinsame Wurzel annimmt, ist die Frage, wie eine moralische Besserung des Menschen denkbar ist.

Nun ist es jedoch offenkundig, daß es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Ästhetik und Moral nicht geben kann. Ästhetische Urteile führen nicht direkt zur moralischen Besserung des Menschen. Dennoch läßt sich zeigen, daß ästhetische Urteile indirekt einen Einfluß auf die Moralität haben. Untersucht man nämlich die Strukturen ästhetischer und moralischer Urteile, so wird erkennbar, daß beide Urteilsarten in der Autonomie, der menschlichen Selbstbestimmung, eine gemeinsame Wurzel besitzen. Entscheidend ist, daß die ästhetische Urteilskraft als das erste und fundamentale Modell menschlicher Selbstbestimmung verstanden werden kann. Die theoretischen Erkenntnisurteile und die moralischen Urteile sind ihrer Struktur nach Spezifikationen und Weiterentwicklungen des ästhetischen Grundmodells. In diesem Grundmodell repräsentiert das freie Spiel von Einbildungskraft und Verstand die menschliche Autonomie.

Auf der Basis dieses Zusammenhangs der Urteilsformen ist ein indirekter Einfluß ästhetischer

auf moralische Urteile denkbar. Die autonome Selbstbestimmung im ästhetischen Urteil kann als Einübung der autonomen Selbstbestimmung im moralischen Urteil verstanden werden. Durch ästhetische Urteile kann die Selbstbestimmung im Urteilen habitualisiert werden. Eben darin besteht der erzieherische Effekt ästhetischen Urteilens. Der Habitus, autonom zu urteilen, soll als intellektuelle Disposition verstanden werden, die allerdings die inhaltlichen Bedingungen des moralischen Urteils nicht ersetzt. Die inhaltlichen Bedingungen bedürfen vielmehr einer eigenen Fundierung.

Diese Rekonstruktion des indirekten Zusammenhangs zwischen Ästhetik und Ethik erlaubt ein sinnvolles Verständnis des „Ideals der Schönheit“ bei Kant. Dieses Ideal besagt danach, daß wir Menschen nur die ästhetische Möglichkeit haben, uns eine Vorstellung von sittlichen Ideen zu machen. Eine eigene moralische Vorstellung dieser Ideen ist dagegen nicht möglich. Moralische Vorstellungen sind nur als ästhetische möglich.

Der letzte Teil des Vortrags verteidigte Kants Ästhetik gegen die Ästhetik-Kritik Heideggers und würdigte auch in dieser Perspektive die Aktualität von Kants ästhetischer Urteilskraft.

Der zweite Vortrag von Prof. Dr. *Annemarie Gethmann-Siefert*, Bochum, stellte „Hegels Überlegungen zur gesellschaftlichen Funktion der Kunst“ vor.

Bereits in seinen frühen religionskritischen Schriften, speziell im Kontext der philosophischen Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution, legt Hegel die Funktion der Kunst in der Geschichte fest. Die Poesie sei „Lehrerin der Menschheit“, weil sie die Vernunftideen „ästhetisch“ und „mythologisch“ konkretisiere, eine „Mythologie der Vernunft“ ausbilde, heißt es im sog. „ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus“ von 1797. Damit entfaltet Hegel seine Konzeption des „Ideals“ als des lebendigen Vorbilds moralischen Handelns und des „(Kunst-)Werks“ als der Realisation der Vernunft in der Geschichte. Bis zu den Berliner Vorlesungen über die Philosophie der Kunst (1821 – 1828/29) hält er an diesen Bestimmungen fest.

Legt man als „Text“ der Hegelschen Ästhetik nicht die seit mehr als 150 Jahren einschlägige Edition zugrunde, die der Hegelschüler H. G. Hotho nach Hegels Manuskript und unter Zuhilfenahme von Vorlesungsmitschriften erarbeitete, sondern die Vorlesungsnachschriften zu den Berliner Ästhetikvorlesungen Hegels, so wird diese Kontinuität deutlich. Hegel geht zwar vom „Vergangenheitscharakter der Kunst“ aus, d. h. er sieht für die durch die Aufklärung geprägte Gegenwart in der Kunst nicht die ausschließliche weltanschauliche Orientierung. Erhalten bleibt aber der Grundgedanke, die Kunst habe in der Geschichte der Menschheit immer die Funktion, Kultur zu stiften, Vergangenheit mit der Gegenwart zu einer Tradition (des gemeinschaftlichen Handelns) zusammenzuschließen. Die Kunst hat eine Bildungsaufgabe etwa in dem Sinn, wie Schelling es in der Zeit der gemeinsamen Arbeit in Jena entwickelt hat: Sie schließt das Wissen, die Religion einer Zeit in der schönen Gestalt zu einer Weltanschauung zusammen.

Anders als Schelling, der die Kunst als ausgezeichnete Weise weltanschaulicher Orientierung definiert, erörtert Hegel in seinen Ästhetikvorlesungen an einer Reihe von Kunstwerken und ihrer Wirkung seine These, daß zum „Weltanschauungsvorschlag“ der Kunst die philosophische Rechtfertigung der impliziten Handlungsorientierung hinzutreten müsse. Der Vortrag führte einige dieser Beispiele vor, und zwar in der Form, wie sie sich – noch unbeeinträchtigt von Eingriffen des Herausgebers der Ästhetik, Hotho – in den Vorlesungsnachschriften finden.

Die These vom Ende der Kunst läßt sich nicht – wie oft behauptet wird – durch den Blick auf die Quellen ad absurdum führen. Hegels Ästhetik gibt uns aber einen Versuch an die Hand, die gesellschaftliche Funktion der Kunst so zu bestimmen, daß sowohl die Aporien einer marxistischen Deutung als auch die Schwierigkeiten der These von der „Autonomie der Kunst“ vermieden werden können.

Handelten die beiden ersten Vorträge von klassischen Ansätzen in ästhetischer Theorie und Philosophie der Kunst, so wandte sich der dritte Vortrag von Prof. Dr. *Gottfried Boehm*, Basel, mit dem Thema „Abstraktion und Realität. Zum Verhältnis von Kunst und Kunstphilosophie in der Moderne“, unmittelbar aktuellen Problemen und Möglichkeiten philosophischer Betrachtung der Kunst zu.

Wer aus der Perspektive der Kunst, insbesondere der modernen, die klassischen Texte der philosophischen Ästhetik liest, findet sich vielfach enttäuscht. Diese Kunstfremdheit, ja Kunst-



feindschaft der Ästhetik ist verschiedentlich beschrieben und begründet worden. Absicht des Vortrags ist keine Wiederholung dieser Kritik, vielmehr eine Art von Dialog, der diese Einschätzung voraussetzt und zwischen der Kunsterfahrung und der philosophischen Reflexion Verbindungen schafft. Zweifellos würde auch die Kunst der Moderne (sie vielleicht in besonderem Maße) von einer angemessenen Arbeit des Begriffs profitieren. Zu dieser Angemessenheit gehört allerdings die äußerst schwierige Selbstbegrenzung der Philosophie angesichts der einzelnen Werke. Was diese als „kleine Welten“ bekunden oder zeigen, das läßt sich begrifflich nicht nach Hause tragen. Ihr Erkenntnisgehalt bleibt an eine Sinnesleistung gebunden, die eher geübt als gelehrt werden kann, deren Evidenz sich diskursiven Übersetzungen weitgehend entzieht. Wenn die Philosophie reine Prinzipienwissenschaft bleiben will, wie kann sie dann zugleich Wissenschaft der Erfahrung von Kunst sein?

Die angesprochene Frage verschärft sich im Felde der modernen Kunst zusätzlich. Verfügt sie denn – z. B. in Gestalt der vollendeten Abstraktion – überhaupt noch über einen genuinen Erkenntnisgehalt? Ist sie nicht ihrerseits in einen Raum der Unverbindlichkeit, der erklärten ästhetischen Indifferenz eingetreten?

Diesem Problem stellt der Vortrag die These entgegen (und sucht sie zu belegen): abstrakte Kunst sei Deutung von Realität. Diese These wird an Beispielen entwickelt, wobei zunächst solche aus dem Bereich abstrahierender Kunst, des sogenannten Impressionismus, untersucht werden. Eine eingehende Analyse führt zu einem anschaulichen Befund, der einige denkwürdige, paradox erscheinende Qualitäten aufweist. So verweigert das einzelne vorgegenständliche Bildelement, der Baustein z. B. eines Gemäldes von Monet, jede direkte Bedeutungszuordnung. Keines dieser Elemente besitzt in sich einen Sinn und keines besitzt einen Sinn außerhalb eines Sehens, welches den Kontext der Elemente in einer dynamischen Genese zu einem simultanen Zusammenhang aufbaut.

Dieser eigentümliche Sachverhalt ist nur dem Auge zugänglich, begrifflich oder sprachlich läßt er sich nicht adäquat übersetzen. Der Bildsinn ist von der dynamischen Genese des Sehens, welches die Elemente artikuliert, nicht abzulösen. Dieser Sinn ist dabei jedoch ohne Defizit (man möchte ihn gar nicht ergänzen oder verbessern), und doch gibt es für ihn keine angemessene sprachliche Wiedergabe.

Ist damit die genuin anschauliche Erkenntnisleistung solcher Malerei ein Stück weit charakterisiert, so verschärft sich das Problem weiter angesichts der Darstellungsform abstrakter Kunst. In welchem Sinne ist sie überhaupt Darstellung, Darstellung von Realität? Es wird gezeigt, daß es vor allem die Entbegrifflichung der Wirklichkeit im 19. Jahrhundert ist und im Zuge dessen ihre Energetisierung, die als Fundament ernst genommen werden muß. Wirklichkeit leitet das Auge des Künstlers nicht als Ding, als feste oder gar ideale Ordnung, kanonisch Nachbilder herausfordernd – sondern in ihrer Unfaßbarkeit, in Energie und Wirkungsqualitäten, die man im Begriff der „Kraft“ zusammenfassen kann. Kräfte aber sind selbst unsichtbar; erst in ihrer Wirkung, in ihrer Spur veranschaulichen sie sich. Sie erlauben deshalb Übertragungen ohne Abbildlichkeit, können als Argument für den Realitätsbezug abstrakter Malerei ins Feld geführt werden. Darstellungen, die Wirklichkeit nach Maßgabe der Krafterfahrung repräsentieren, vermögen sie zu deuten (nach der jeweiligen Logik des Bildes), wobei der Gedanke der Hervorbringung, der Produktion von Wirklichkeit bedeutsam wird. Kurz gesagt: die Darstellungsleistung des abstrakten Bildes wird nach dem Modell eines Transfers von Krafterfahrungen beschrieben. Auch diese These wird an einzelnen Bildbeispielen (u. a. von Kandinsky, Mondrian und Ad Reinhardt) erläutert.

Der Konflikt von Kunst und Philosophie, der sich zwischen der individuellen, anschaulichen (letztlich begrifflich nicht substituierbaren) Erfahrung von Kunst und den theoretischen Erkenntnisansprüchen der Philosophie einstellt, ist nicht aufzuheben. Ihn auszuhalten erscheint wichtiger (für beide Seiten), als ihn einzuebnen. Die Überzeugungsgründe individueller Werke sind weder durch die Interpretationsarbeit noch durch die Form einer Prinzipienwissenschaft zu erschöpfen. Und dennoch fordern diese Evidenzen eine Erkenntnis heraus, geben zu denken. Der Dialog zwischen Kunst und Philosophie lebt von der Produktivität dieser Herausforderung.

Auch der abschließende Vortrag von Prof. Dr. *Wolfgang Welsch*, Bamberg, „Die Geburt der postmodernen Philosophie aus dem Geist der modernen Kunst“, war der modernen Kunst und ihrer Bedeutung für die Philosophie gewidmet; in ihm ging es nicht so sehr um das Problem philosophischer Kunst-Interpretation und Theorie, als

vielmehr umgekehrt um die Erkenntnis, daß eine bestimmte Form gegenwärtigen Philosophierens selbst aus der Auseinandersetzung mit moderner Kunst hervorgegangen ist.

Die These des Vortrags, daß die postmoderne Philosophie aus dem Geist der modernen Kunst entsprungen ist, wurde einleitend belegt an Aussagen von Jean Dubuffet – einem exemplarischen Künstler der Moderne –, in denen Kernpunkte poststrukturalistischen und postmodernen Denkens vorweggenommen sind: die Kritik an Anthropozentrismus, Logozentrismus, Monosemie und Visualprimat.

Bei Jean-François Lyotard, dem wichtigsten philosophischen Autor der Postmoderne, bestätigt diese These sich Zug um Zug. Lyotard hat sich vielfach mit modernen Künstlern befaßt (z. B. Duchamp, Newmann, Buren) und in solcher Auseinandersetzung seine Philosophie geklärt. Die moderne Kunst ist für Lyotard durch fünf Züge gekennzeichnet: durch Dekomposition des traditionellen Wesens der Kunst: man stellt jetzt einzelne Elemente (wie Komposition, Ort, Betrachter) des einstigen Integralphänomens bzw. Begriffs Kunst vor; durch Reflexivwerdung: angesichts einer geborstenen Realität muß Kunst zur Selbstreflexion ihres Tuns übergehen; durch die Verlagerung von einer Ästhetik des Schönen zu einer Ästhetik des Erhabenen: die Welt kann nicht mehr versöhnt, vielmehr muß der Bruch zwischen Darstellung und Nicht-Darstellbarem zur Erfahrung gebracht werden; durch Experiment-Charakter: in einer unabschließbaren Reihe von Versuchen agiert Kunst die moderne Ontologie der Möglichkeit aus; schließlich durch Pluralität: die bildnerischen Richtungen sind ihren Ansatzpunkten, Gestaltungslogiken und Kriteriensätzen nach dermaßen eigenständig und inkompatibel, daß keine generelle Ästhetik mehr möglich ist.

Das Denken Lyotards kann in jedem seiner Züge als Übersetzung dieser Charakteristika moderner Kunst in philosophische Optionen verstanden werden: Der Dekomposition entspricht das Ende der Meta-Erzählungen; der Reflexivität die Grundverfassung dieses Denkens, stets auf der Suche nach seiner Regel zu sein; dem Übergang zu einer Ästhetik des Erhabenen die Ausrichtung aufs Unfaßliche und die Offenlegung der Frakturen des Endlichen; im Experimentieren sind der Künstler und der Philosoph „Brüder“; schließlich ist Pluralität – im einschneidenden, durch Heterogenität und Inkommensurabilität bestimmten Sinn – der Fokus aller postmodernen Thesen. Bei Lyotard ist nicht nur diese Homologie von postmodernem Denken und moderner Kunst, sondern darüber hinaus auch die genealogische Inspiration seines Denkens durch diese Kunst offenkundig. Ähnliches ist auch bei anderen „postmodernen“ Denkern festzustellen. So ist das philosophische Telos des frühen Foucault durch die Sprachkonzeption Mallarmés bestimmt, und Foucaults spätere Thesen zur Mikrophysik der Macht und den Verzweigungen der Vernunft haben an der Kunst des Informel ihr ästhetisches Vorbild. Ebenso ist Derridas Denken sowohl durch die Literatur der Moderne geprägt als auch im speziellen durch das Informel angeregt: Spur, Marke, Fährte, Verstreuung, Bahnung, der Aufschub des Sinns und ein generalisierter Schriftbegriff sind Grundbestimmungen dieser Kunst und jenes Denkens zumal.

Darüber hinaus bleibt das postmoderne Denken auf Dauer ästhetisch geprägt: So auch bei Autoren wie Baudrillard, Kamper oder Sloterdijk. Der ästhetische Ausgangspunkt wird dabei als ästhetische Signatur wirksam: Wahrnehmung – aisthesis – als Ausgangspunkt und Vollzugsmedium. Daraus resultiert eine besondere Gegenwartskompetenz. Denn eine Wirklichkeit, die (wie die unsere) wesentlich über Wahrnehmungsprozesse (vor allem über Prozesse medialer Wahrnehmung) konstituiert ist, läßt sich nur noch mit einem besonders wahrnehmungsfähigen Denken begreifen. Das ästhetische – oder „postmoderne“ – Denken ist heute zum eigentlich realistischen geworden. Seine Konjunktur ist Effekt nicht einer Mode, sondern dieser veränderten Wirklichkeit und ihrer Ansprüche. Auch wenn es nicht um Ästhetik, sondern Aisthesis, und nicht um Kunstkennerchaft, sondern Wahrnehmungsfähigkeit geht, vermag Kunsterfahrung für die letztere ein ideales Demonstrations- und Schulungsfeld zu sein. Denn sie zeigt, daß für heterogene Gestaltungen je eigene Erfassens- bzw. Wahrnehmungsformen erforderlich sind, und sie lehrt, welche Gebote und Verbote in einer solchen Situation grundsätzlicher Pluralität gelten. Dies hat Bedeutung auch über die Kunst hinaus. Sofern nämlich jedes Sprachspiel, jede Lebensform, jedes Wissenskonzept spezifisch und partikular ist, bietet eine Kunsterfahrung, die nicht in Ästhetizismus abgeleitet, sondern in ästhetische Kompetenz umgesetzt wird, ein ausgezeichnetes Exerzitium unserer heutigen Verbindlichkeiten.

So läßt sich behaupten, daß das postmoderne Denken ästhetisch inspiriert ist, daß diese



Inspiration als ästhetische Grundierung desselben fortwirkt und daß dies nicht zum Nachteil, sondern zum Vorteil dieses Denkens so ist: zum Vorteil seiner Erschließungskraft für gegenwärtige Wirklichkeit.

Auf das Generalthema der Sektion bezogen zeigte der Vortrag, daß das Verhältnis von Philosophie und Kunst durchaus auch die ungewohnte Form haben kann, daß die Philosophie nicht Dekrete in Sachen Kunst erläßt, sondern sich umgekehrt durch die Kunst inspirieren läßt. Dieses Verhältnis gilt im 20. Jahrhundert. Die Kunst war, was Gegenwartsverständigung anging, der Philosophie voraus. Das postmoderne Denken hat diesen Rückstand wettzumachen versucht. Auch in diesem speziellen Aspekt bestätigt sich somit: die Postmoderne ist keine Trans- und Antimoderne, sondern eine radikalisierte Reflexionsform der Moderne des 20. Jahrhunderts.

Die gut besuchten Vorträge wurden in jeweils anschließenden Diskussionen lebhaft erörtert. Die Schlußdiskussion befaßte sich vor allem mit dem Problem der Möglichkeit einer „postmodernen Philosophie“, deren Zusammenhang mit der Kunst des 20. Jahrhunderts im Vortrag von Wolfgang Welsch mit großem Kenntnisreichtum vorgestellt worden war. Obwohl die Debatte sehr hitzig und kontrovers verlief – insbesondere was die paradoxe Konzeption des Metadiskurses einer selbst heterogenen und pluralen Philosophie betraf, dessen einheitliches Thema wiederum Heterogenität und Pluralität sein sollte – , wurden dennoch in scharfsinniger Weise die Chancen gegenwärtigen Philosophierens ausgelotet. Vor allem auch durch die Beiträge von Gottfried Boehm wurde deutlich, daß Kunst und Kunsterfahrung der Moderne als eigenständiger und schöpferischer Erkenntnisprozeß zu verstehen ist, dem die Philosophie, obwohl notwendigerweise aufs Allgemeine und Gemeinsame gerichtet, nur gerecht werden kann, wenn sie einer vorschnellen begrifflichen Deutung widersteht und sich statt dessen auf den Prozeß des Sehens selbst, auf Wahrnehmung – Aisthesis im Sinne von Welsch – einzulassen bereit ist. Ob das Verhältnis von Philosophie und Kunst nicht auch dann noch, über alle epochalen Bestimmungen hinaus, allgemein und systematisch begriffen werden könnte, blieb eine offene Frage.

*Hans Michael Baumgartner*

## 2. Sektion für Pädagogik

Die Vorträge der Sektion für Pädagogik standen unter der gemeinsamen Frage nach dem *Selbstverständnis der Universität heute*.

Gegenstand des Eröffnungsvortrages von Herrn Prof. Dr. *Clemens Menze* (Köln) war die *Klassische deutsche Universitätsidee*. Diese Idee setze einen Kontrapunkt zu den tradierten Auffassungen von Universität, die in der Spätaufklärung in eine schwere, ihre Existenz selbst in Frage stellende Krise geraten war. Den maßgeblichen Ausgangspunkt für die Neukonzeption der Universität habe Kant in „Der Streit der Fakultäten“ (1798) entwickelt. Auf diese für die klassische Universitätsidee den Anstoß gebende Schrift bezogen sich, wenngleich in weiterführender kritischer Absicht, die Entwürfe von Schelling, Fichte, Schleiermacher.

Der Referent strich heraus, daß in allen drei Konzeptionen die Universität als ein sich im Medium der Wissenschaft vollziehendes Bildungsinstitut begriffen werde. Ihr allein maßgeblicher Zweck erfülle sich in der Bildung des Menschen. In dieser Bildung läutere sich der Mensch, indem sie ihn von konkreten Gegebenheiten, die ihn in ihren Zufälligkeiten prägen, abziehe und zu seiner Wesentlichkeit freisetze, die darin bestehe, daß er sich in seiner Bestimmung vollende und dieser Bestimmung gemäß in

Freiheit handle. Dieser Vollzug lasse sich nicht vorgängig festlegen, sondern müsse durch die Philosophie in dem Menschen selbst durch Beispiel und Übung angeregt werden. Daher dürfe er auch nicht durch willkürlich aufgepreßte Zwecke, sei es aus Selbstnötigung, sei es von außen, dirigiert werden.

„Daraus folgt, daß der Staat die Universität vor Selbstverkehrung, aber auch vor Fremdeinwirkung schützen muß. Weil sie in ihrem entscheidenden Kern ein Selbstbildungsinstitut ist, darf er auch selbst nicht in sie hineinregieren. Vielmehr obliegt es ihm, sie in ihrem Freiraum zu erhalten, ohne diesen für sich selbst besetzen zu wollen, und Freiheit durch Freiheit zu geben. Deshalb ist die Autonomie der Universität in den für sie selbst konstitutiven Vollzügen zu respektieren. Dem Verbot der Einwirkung des Staates in die Universität hinein entspricht die Zurückweisung der Anforderungen der Praxis, die wie auch der Staat immer wieder dahin tendiert, die Universität in ihre Dienste zu ziehen. Es muß daher eine scharfe Grenzlinie zwischen der sich auf reine Erkenntnis und Bildung richtenden Universität und den je speziellen Zwecken des Lebens gezogen werden, weil diese den Menschen durch eine Entäußerung an scheinbar vordringliche Gegebenheiten selbst zu verbiegen und zu verstellen trachten und, statt seine Bildung zu fördern, immer mehr in die Entfremdung hineinziehen“.

Im dritten Teil des Vortrages legte Herr Prof. *Menze* schließlich dar, wie Humboldt diese vornehmlich auf das Prinzipielle gerichteten Entwürfe in ein eigenständiges, bildungstheoretisch fundiertes Handlungskonzept übersetzt hat, das die Universität in einer Gesamtreform des Bildungswesens als die abschließende Stufe begreift.

„In der Grundorientierung verfißt er die Autonomie der Universität, Einheit und Freiheit von Forschung und Lehre, ein geselliges Zusammenwirken zwischen Professoren und Studenten. Er entwickelt einen Plan, in dem sich unmittelbar einzuleitende Schritte mit fernen Erwartungen verbinden. So erfolgreich Humboldt auch mit der Einleitung der Maßnahmen ist, die die Gründung der Universität Berlin ermöglichen, so wenig vermag er sich mit seinen Vorstellungen in der Wirklichkeit der Universität durchzusetzen. Politiker treten seiner auf Freiheit und Menschenbildung beruhenden Konzeption entgegen. In den Wissenschaften und auch in der Philosophie gerät die für die Universität fundamentale Bildungsaufgabe aus dem Blick“.

Anschließend hob der Vortragende die Aktualität der klassischen deutschen Universitätsidee hervor, zumal in einer Zeit, in der das reine, um Nebenwirkungen unbekümmerte Fortschreiten in den Wissenschaften in eine Situation geführt habe, in der die Selbstabschaffung der Menschheit möglich erscheine. Es bedürfe einer anderen Einstellung zum menschlichen Leben und zur Welt, einer Umstellung in der Denkungsart, mithin einer neuen Bildung, an der mitzuwirken nicht zuletzt auch in der Rückerinnerung an ihre klassische Tradition die Aufgabe der Universität sein müsse.

Prof. Dr. *Alois Huter* (Salzburg) siedelte seine Frage nach der „Universität heute“ in der Spannung „zwischen ‚septem artes liberales‘ und ‚gesellschaftlicher Relevanz‘“ an.

Auch Prof. Huter führte für die Beurteilung der Universität den Blick aus ihrer Aktualität und Gegenwart heraus. Sein historischer Rückblick hob aber ans Licht, „daß die Universität im Grunde kaum je etwas anderes war als permanenter Konflikt, hin- und hergerissen zwischen Tradition und Reform, zwischen ... dem, was eine Universität sein soll und dem, was sie tatsächlich ist“. Die Art und Weise, wie eine Universität forsche und lehre, bleibe nicht ohne Einfluß auf Entwicklung und Gestalt einer Epoche – und der von ihr mitbewirkte Kulturwandel zwingt sie immer wieder, diesem Wandel Rechnung zu tragen und sich mit zu wandeln.

Auch Prof. Huter nahm Bezug auf das Humboldt'sche Universitätskonzept, rief aber in Erinnerung, wie rasch dessen Bildungsidee zugunsten einer „gründlichen Erlernung der Wissenschaften und Erlangung der nötigen Kenntnisse für alle Stände“



realpolitisch in den Hintergrund gedrängt wurde. Er stellte die Frage in den Raum, ob unsere Bereitschaft, die Humboldt'sche Universitätsidee als Paradigma absolut zu setzen, nicht eher eine Erschwernis des Nachdenkens über die „Universität heute“ und eine Ablenkung von jenen völlig neuen Bedingungen und Forderungen darstelle, unter denen die Universität auch heute noch „Universität“ bleiben kann und bleiben soll.

Im Rückblick auf die Universitätsgeschichte zeigte der Referent an Beispielen auf, daß eine Vermittlung zwischen den Erwartungen an die Universität als Bildungsstätte und ihrer Funktionalisierung als Ausbildungseinrichtung „von Anfang an so gut wie ausgeschlossen“ gewesen sei. Allerdings seien die drei sogenannten „oberen“ Fakultäten, nämlich Theologie, Juristerei und Medizin, zu allen Zeiten von diesen Konflikten weitestgehend unberührt geblieben. Dagegen fehle der ganz auf „Bildung durch Wissenschaft“ eingeschworenen „unteren“ Fakultät, der philosophischen bzw. geisteswissenschaftlichen, eine ähnliche und über die Zeiten hinweg gültige Zielangabe, „in welcher sich Berufs- und sittlicher Imperativ gleichermaßen harmonisch hätten vereinbaren lassen“. Denn mit dem Wandel der Kultur wandle sich nicht nur der Bildungsbegriff; es wandle sich der Begriff der Wissenschaft, die Wissenschaften und mit ihnen der gesellschaftliche und soziale Stellenwert der Wissenschaften.

Die These „Jede Epoche setzt neue Erwartungen in die Wissenschaft und stellt gleichzeitig damit auch neue Forderungen an die Universität“ kann am Wandel der Gelöbnisformeln, die anlässlich der Promotion gesprochen werden, ebenso anschaulich gemacht werden wie an dem in Österreich in Kraft stehenden Universitätsorganisationsgesetz.

Während man diese These akzeptieren könne, sehe man sich aber gleichzeitig damit konfrontiert, daß (z. B. aus dem Mund hochrangiger Ministerialbeamter) die Möglichkeit und Fähigkeit der Universitäten, „berufsverwertbares Wissen“ zu vermitteln und dadurch „gesellschaftsrelevant“ zu sein, rundweg in Abrede gestellt werde. Diesem Vorwurf könne zwar teilweise zugestimmt werden. Eine ernstzunehmende Qualitätsdiskussion dürfe aber nicht ideologisch einäugig geführt werden, müsse auch die Diskussion des Quantitätsproblems aufgreifen und dürfe die Lähmung der Universität durch politische Einmischung, Überadministration und Demokratisierung nicht verschweigen und den Gedanken der Leistung und der Elite nicht tabuisieren.

Das Bild der Gegenwart zeichnete der Referent als das einer Überforderung der Universität: durch Studentenzahlen, Vervielfachung der Disziplinen, erschwerte Einschätzung der Gesellschaftsrelevanz, studentische Erwartungen an Berufsausbildung und das Eröffnen von Chancen auf Ausübung des erlernten Berufs. Nach der Meinung der einen, so charakterisierte er die Situation abschließend, kann die Universität nicht, was sie sollte, nach der Meinung der anderen darf sie nicht, was sie könnte. Die Stimmen jener mehrten sich, die ihr keine allzugroße Chance für die Zukunft einräumen: denn durch ihre Verpflichtung auf Forschung und Lehre (bzw. Ausbildung) befände sich die Universität in einem eher hoffnungslosen Wettbewerb mit jenen wissenschaftlichen Institutionen, die mehr an Kraft, Zeit, Mitteln ausschließlich in die Forschung investieren können. Dennoch sollte man die Universität nicht voreilig und leichtfertig für tot erklären; vielmehr gründlich nachfragen, was geschehen (oder auch: unterlassen werden) müßte, um die Universität heute – unter völlig veränderten kulturellen Bedingungen – wieder zu jener richtungsweisenden Institution von Bil-

derung, Wissenschaft und Ausbildung zu machen, die sie über so lange Zeiträume und so erfolgreich war. Denn: eine vergleichbare Institution möglicher Integration von Bildung und Wissenschaft gebe es nicht!

Herr Prof. Dr. *Hartmut Schiedermaier* (Köln) stellte seine Ausführungen zu dem Thema „Die Universität vor den Aufgaben der Zukunft“ unter die leitende These, die Universität müsse sich als Einrichtung der Kultur bewähren und durchsetzen, und sie müsse in Forschung, Lehre und Studium durch Wissenschaft zum Glück des Menschen beitragen.

Er entfaltete diese These an einem Beispiel aus der deutschen Universitätsgeschichte, nämlich der Wiedereröffnung der Universität Köln im Jahre 1919; unter schlechtesten wirtschaftlichen Bedingungen sei hier das Wagnis eingegangen worden, wissenschaftliches Leben auf den Trümmern des Krieges aufzubauen; gleichzeitig könne die Wiedereröffnung als Signum des Bekenntnisses zur deutschen Kultur gelesen werden: durch Pflege der Wissenschaft, Weisheit, ... Gesittung ... einen Beitrag zur Einheit des Reiches zu leisten.

Mit Bezug auf die Gegenwart führte der Referent aus, daß die Europäische Gemeinschaft „ihren Fuß in die Ausbildungssysteme ihrer Mitgliederländer gesetzt“ habe; der Vereinheitlichung der Ausbildung folge die Frage nach der inhaltlichen Angleichung. Prof. Schiedermaier interpretierte diese Entwicklung als große Chance der Universität, „das allen europäischen Kulturen Gemeinsame“ zu entdecken und damit eine neue Form der Weltoffenheit zu gewinnen.

Im weiteren Verfolgen der Frage nach dem fundierenden Gemeinsamen entwickelte der Vortragende den Zusammenhang zwischen Menschenwürde, Freiheit, Glück und Kultur und arbeitete schließlich heraus, daß und wie in einem freiheitlichen Verfassungsstaat Universität und Wissenschaft auf Freiheit und Menschenwürde verwiesen sind.

Auf „Bildung und Ausbildung des Lehrers im Fach(schul)system der ‚Reform‘-Universität“ konzentrierte Herr Prof. Dr. *Werner Nicklis* (Bayreuth) seine Erörterungen.

Ausgehend von der These, die deutsche Universität habe sich in der Nachkriegszeit „als eine Art Nebenstelle der Bundesanstalt für Arbeit zu einem übermäßigen, rein additiven Fach- und Berufsschulsystem ohne verbindendes Muster und ohne Idee gemausert“, sieht der Referent zwei Wege „zur Identitätsrückgewinnung“:

„Entweder sie legt in einem öffentlichen Bußakt ihren altehrwürdigen Namen ab und bekennt, daß es die *universitas litterarum et scholarum* nur noch als historische Reminiszenz gibt; oder sie verändert die Grundstruktur der von ihr angebotenen Studiengänge derart, daß sie als rechter Flügelmann unseres Bildungssystems wieder Figur macht und die *Fata Morgana* des absolut perfekt geschulten Spezialisten verabschiedet“.

In der zweiten These erinnerte Prof. *Nicklis* daran, daß sich die Integration der gesamten Lehrerbildung einschließlich ihrer „Antezedenzbedingungen und historischen Hypotheken“ in die Universität zu einem Zeitpunkt ereignet habe, als die Universität selbst in einer politisch veranlaßten Krise steckte und daher, mit sich selbst beschäftigt, nicht merkte, welche „Erbschaft“ ihr hier zufiel:

„Die schöne, vom Zeitgeist suggerierte Komplizenschaft der Erben mit den Erblässern hat zu einem ‚Fortschritt‘ geführt, dessen Marschrichtung sich nur den Umerziehungsjakobinern



erschließt und der die Ungereimtheiten der Universität im verkleinerten Maßstab mit umso größerem Wirkungsgrad in die Schule hinein verlängern wird“.

Lehrerbildung sei eine Aufgabe eigener Art, die in der „hyperspezialisierenden und obendrein reformgeschädigten Universität“ unter den derzeitigen Strukturbedingungen schlecht untergebracht sei – allerdings sei diese Frage nach einem institutionell besser verwahrten Ort der Lehrerbildung vorläufig von untergeordneter Bedeutung:

„Ihr gemeinsames Schicksal liegt in der Frage nach dem Grund der Möglichkeit und Notwendigkeit, die Studiengänge speziell zu revitalisieren, ihre zerfaserte, desorientierende und deroutinierende pädagogische Hälfte entschiedener zu zentrieren und gegen die Überansprüche pädagogischer Sekten zu sichern ... Die Lehrerbildung unter dem Anspruch der spezialisierten Universitätswissenschaften vergißt weithin, daß die Erziehungspraxis der öffentlichen Schulen den ‚Werkkundigen der Gelehrsamkeit‘, nicht den ‚Depositeur der Wissenschaft‘ (Kant) braucht“.

Die Sektion Pädagogik konnte sich in diesem Jahr über den guten Besuch der Vorträge, die gut vorbereitete sachliche Abstimmung der Referenten und engagierte Diskussion freuen. Die Vorträge werden wie gewohnt in Heft 1/89 der Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik abgedruckt. *Breinbauer/Heitger*

### 3. Sektion für Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie

Die Sektionstagung stand unter der verbindenden Leitidee der Behandlung des pädagogischen Elements bei der Förderung von Hochbegabten und bei therapeutischen Aktionen in der Psychiatrie. Dr. *Adam Kormann* (Landshut) hielt ein Referat über „Psychologische Aspekte der Hochbegabtenforschung unter besonderer Berücksichtigung musikalischer Hochbegabung“. Er führte aus, daß das Thema „Hochbegabung“ allgemein und „musikalische Hochbegabung“ im besonderen im deutschsprachigen Raum nicht neu sei. Trotzdem werden gegenwärtig umfassende Untersuchungsergebnisse vermißt, die dem Praktiker gezielte Hilfen zur Identifizierung und Beratung potentiell Hochbegabter erlauben. Die Gründe für diesen unbefriedigenden Umstand sind gesellschafts- und bildungspolitischer, definitorischer und nicht zuletzt individualpsychologischer Art.

Für eine intensivere Auseinandersetzung mit Fragen der Hochbegabtenidentifizierung und -förderung werden vor allem folgende Argumente vorgebracht: Während Behindertenprobleme und damit zusammenhängende Fragen der Förderung benachteiligter Bevölkerungsgruppen die öffentliche und sozialwissenschaftliche Diskussion seit langem beherrschen, hat man relativ spät wieder erkannt, daß auch die Hochbegabungen eine Herausforderung an die Gesellschaft sind. Die Bemühungen um eine angemessene Förderung Hochbegabter werden vor allem durch zwei Umstände erschwert: einmal durch das auch heute noch verbreitete Mißtrauen gegenüber sog. Eliten, zum anderen durch die irriige Annahme, nach der Hochbegabtenförderung zu Lasten der Behindertenförderung gehen müsse und mit einem modernen Demokratieverständnis unvereinbar sei. Gegen diese Auffassung argumentierten Weinert und Wagner 1987. Außerdem darf die „Kehrseite des Talents“ nicht übersehen werden. So sind z. B. begabte Kinder und Jugendliche zwar anspruchsvoller, aber auch verletzbarer und leiden unter ihrer sozialen Isolation („Begabte Kinder finden und fördern“, Bundesminister für Bildung und Wissenschaft).

Schließlich muß auch die unterschiedliche soziale Bewertung der intellektuellen und der musikalischen Begabung berücksichtigt werden. Die Musikpsychologin de la Motte-Haber stellte fest, daß sich niemand gerne als unintelligent ausbebe, hingegen sei es unproblematisch, sich als unmusikalisch zu bezeichnen.

Eine allgemein verbindliche Definition von Hochbegabung existiert nicht. Die Frage, was Hochbegabung ausmacht, wird wesentlich bestimmt durch den Hintergrund einer Kultur, durch Werte und Einstellungen usw. (B. Feger, 1988). Gegenwärtig wird versucht, die herkömmlichen Definitionen, wie z. B. ex-post-facto-Definitionen, I.Q.-Definitionen, Prozentrangdefinitionen, aufgrund ihrer speziellen Fehlerquellen durch neue dynamische Klassifikationskonzepte und Bedingungsmodelle zu ersetzen. So gehen Heller und Hany (1986) von 5 Dimensionen aus (intellektuelle, kreative, soziale, musikalische und psychomotorische Hochbegabung), die sich erst bei einem günstigen Zusammenspiel zwischen komplexen Persönlichkeitsmerkmalen, wie z. B. hohe Leistungsmotivation oder optimale Streßbewältigungsstrategie, und sozialer Lernumwelt zu entsprechenden Leistungen entfalten können. Kormann ermittelte hinsichtlich des speziellen Begriffs der Musikalität durch eine Umfrage an 537 musikausübenden Personen folgende musikalisch relevanten Hauptkriterien: Rhythmusgefühl, Tonhöhenunterscheidungsvermögen, Interpretationsfähigkeit, Melodiegedächtnis und Integrationsfähigkeit im Gruppenspiel. Nach neuesten Ergebnissen von narrativen Interviews, die Bastian an 60 Landes- und Bundespreisträgern des Bundeswettbewerbs „Jugend musiziert“ ermittelte, sind für den instrumentalen Erfolg aber auch wichtige Persönlichkeitsmerkmale wie Konzentrationsfähigkeit, Zielstrebigkeit, Fleiß und in der Regel eine familiäre Förderung notwendig.

Prinzipiell besteht Einigkeit darüber, daß die herkömmlichen Methoden der „Statusdiagnostik“, z. B. Tests, Lehrerratings, durch Methoden der „Prozeßdiagnostik“, z. B. anamnestisch-explorative Daten, Beobachtungsbefunde, zu ergänzen sind. Am Beispiel des 14jährigen Jörg Wiedmann, des zweiten Bundespreisträgers (Klarinette), demonstrierte Kormann die speziellen Vorzüge der Dokumentenanalyse.

Das Problem der Hochbegabtenförderung wurde unter drei Aspekten diskutiert: wozu soll gefördert werden? Ab welchem Alter soll gefördert werden? Wie soll gefördert werden? Dabei werden vor allem drei Ansätze praktiziert: 1. der Akzelerationsansatz (z. B. vorzeitige Einschulung, Überspringen einer Klasse), 2. der Anreicherungsansatz (z. B. Anreicherung durch außerschulische Zusatzprogramme wie Sommerkurse, wöchentliche Pluskurse), 3. der Individualisierungsansatz (z. B. Sonderklassen, Sondergymnasien). Im Gegensatz zum letztgenannten Ansatz sind integrative Konzepte wie das Musikgymnasium der Regensburger Domspatzen zu favorisieren, weil sie auf Breiten- und Spitzenförderung zielen.

Die abschließenden Perspektiven haben Empfehlungen hinsichtlich der Konsequenzen schul- und bildungspolitischer, forschungsmethodologischer und beratungspsychologischer Art zum Inhalt. Dabei bestätigen die vorliegenden Untersuchungsbeefunde größerer Forschungsprojekte (Münchener Projekt unter Leitung von K. Heller, Projekt „Jugend musiziert“ unter Leitung von H. G. Bastian, Projekt „Musikalische Früherziehung“ unter Leitung von G. Noll) die Grundposition Rüdigers, nach der es oberstes Ziel jeder Bildungswegberatung sein sollte, den zu beratenden Schüler zunehmend mit Grundkenntnissen und Einsichten in seine Befähigung, Lebens- und Berufsvorstellungen zu verwirklichen sowie ihn mit den Fördermöglichkeiten des Bildungssy-



stems und dessen unterschiedlichen Wegen vertraut zu machen, damit er mehr und mehr in eigener kritischer Verantwortung die Weichen für seinen künftigen Bildungs-, Berufs- und Lebensweg zu stellen vermag (1987).

Priv. Doz. Dr. Dr. *Hans Georg Reinhard* und Dr. *U. Bowi* (Düsseldorf) erörterten das Thema „Kausalattribution und Verhaltensstörung im Kindes- und Jugendalter“. In einer ersten empirischen Untersuchung verglichen sie entsprechend relativ gut gesicherten Zusammenhängen zwischen Lern- und Leistungsstörungen einerseits und Motiv- und Kausalattributionen andererseits 27 Kinder mit Lern- und Leistungsstörungen mit den Motiv- und Kausalattributionen anderer Kinder. Es handelte sich um eine nach Alter und Geschlecht parallelisierte Stichprobe von Patienten der Ambulanz der Universitäts-Kinderklinik Köln. Als Instrumente kamen das Leistungsmotivgitter von Schmalt und der Kausalattributionenfragebogen von Nowicki und Strickland zur Anwendung. Entsprechend dem Forschungsstand wurden Unterschiede in Richtung erhöhter Mißerfolgsangst, aber auch erhöhter Hoffnung-auf-Erfolg-Motivation bei verhaltensauffälligen Kindern gefunden. Auch die Unterschiede in Richtung externaler Kausalattributionen waren – wenn auch schwächer als erwartet – nachweisbar.

In einer zweiten Untersuchung wurde der erheblich weiter gefaßten Frage nachgegangen, welche Persönlichkeitsmerkmale insgesamt Verhaltensstörungen bei Kindern und Jugendlichen zugrunde liegen. Es wurden mit der Thomae'schen Methode der Erfassung von Daseinsthemen und Daseinstechniken über alle diagnostischen Gruppen psychischer Störungen hinweg bei einer großen Gruppe von 1312 stationär behandelten kinder- und jugendpsychiatrischen Patienten Persönlichkeitsfaktoren erfaßt. Das wichtigste Ergebnis hinsichtlich des Erlebens der Patienten, hinsichtlich ihres subjektiven Lebensraumes, war dabei das mit der Entwicklung vom Grundschulalter über die Pubeszenz bis hin zur Adoleszenz immer stärkere Dominieren des Faktors „Endgültigkeit der Lebenssituation“. Ganz entsprechend den Erwartungen der Theorie der „erlernten Hilflosigkeit“, die von Ulrike Petermann in überzeugender Weise untersucht wurde, zeigte sich auch in der dem Alltag psychisch gestörter Jugendlicher nahen Untersuchung der Verfasser die Relevanz von Befunden, die in Laborexperimenten gewonnen wurden. U. Petermann hatte ihre Befunde in der Schule und im Berufsvorbereitungsjahr erhoben, die beiden Verfasser in einer kinder- und jugendpsychiatrischen Klinik. Unkontrollierbarkeitsbedingungen waren nicht nur in sozialen Interaktionen der untersuchten Patienten zu finden, sie wurden von diesen vor allem auch als solche erlebt und dominierten als negativ wahrgenommene Belastung und Begrenzung des subjektiven Lebensraums kinder- und jugendpsychiatrischer Patienten.

Im Zusammenhang mit diesem dominierenden Daseinsthema der Hilflosigkeit, der als unabänderlich erlebten Situation, vor allem der Unkontrollierbarkeit, stehen auch bei den untersuchten kinder- und jugendpsychiatrischen Patienten bestimmte Daseinstechniken. Passiv-resignative Daseinstechniken, verbunden mit Fluchtendenzenzen einerseits, defensiv-aggressive Daseinstechniken andererseits sind zu beobachten. Dies ist ein Ergebnis, das im Kontext der Theorie der „erlernten Hilflosigkeit“ diskutiert und erwartet worden ist. Die Kombination von Hilflosigkeits- und Reaktionstheorie führte zu einem Stufenmodell der erlernten Hilflosigkeit, das als Reaktion auf zunehmende Unkontrollierbarkeit der erlebten Situation zunächst aggressiv-aufbegehrende, dann jedoch in weiterem Verlauf passiv-resignative Verhaltenstendenzen erwarten läßt.

Auch hier fand Ulrike Petermann sowohl bei Grundschulern als auch bei Jugendlichen entsprechende Reaktionen, die in der Untersuchung der Verfasser bei einer größeren klinischen Stichprobe ebenfalls nachzuweisen waren.

Es gab nicht nur Kritik an der Theorie der erlernten Hilflosigkeit aus der Richtung der Reaktanztheorie, sondern auch eine attributionstheoretische Modifikation der Therapie durch die Arbeitsgruppe um Seligman.

Nach Abramson, Seligman und Teasdale soll die attributionstheoretische Erweiterung der Theorie der erlernten Hilflosigkeit dem denkenden Wesen „Mensch“ dadurch gerechter werden, daß nach der Stufe der Information im Sinne des Erlebens und Wahrnehmens von Unkontrollierbarkeitsbedingungen eine Attributionsstufe eingeführt wird. Durch Attributionsprozesse wird bestimmt, wie Unkontrollierbarkeit verarbeitet wird. Die Attributionsprozesse sind nach Abramson der Erwartungsbildung vorgeschaltet. Die Erwartungen hinsichtlich der Zusammenhänge zwischen Verhalten und Ergebnis werden durch sie geprägt. Entsprechend ergeben sich auf der Stufe der Erwartungen mehr oder weniger sichere Überzeugungen darüber, daß auch künftige Situationen unkontrollierbar sein werden. Auf der Verhaltensstufe zeigt sich schließlich hilfloses Verhalten mit motivationalen, kognitiven und emotionalen Störungen, wie es von Seligman beschrieben wurde. Die Situation ist dann am ungünstigsten, wenn zugleich internal, global und zeitlich stabil attribuiert wird. Damit ist dann die Erwartung am deutlichsten in die negative Richtung orientiert, das hilflose Verhalten am stärksten ausgeprägt.

Es hat ernstzunehmende Kritik gegenüber dieser attributionstheoretischen Erweiterung gegeben, vor allem den Vorwurf, die Hilflosigkeitstheorie sei nicht mehr eindeutig falsifizierbar und die Ergebnisse seien nunmehr beliebig interpretierbar. Es wurde auch der Einwand erhoben, spontan würden nicht immer Kausalattributionen vorgenommen, die im nachhinein erfragt würden. Trotzdem ist es wünschenswert, insbesondere wegen des Wertes für therapeutische Programme, eindeutigere Befunde auf dem Gebiet der Kausalattribution zu erzielen. Dabei sind vor allem die Differenzierungen in mehreren Dimensionen über die einfache Unterscheidung external-internal hinaus wichtig. Auch ist die Frage bedeutsam, ob sich nicht die zuvor beschriebenen beiden Bewältigungsformen von Hilflosigkeit (passiv-resignatives Verhalten einerseits, defensiv-aggressives Verhalten andererseits) auch hinsichtlich jeweiliger Zusammenhänge mit der Neigung zur Kausalattribution unterscheiden. Die Verfasser konnten durch die Untersuchung von 52 Schülern einer Sonderschule für Erziehungshilfe, die auf therapeutischen Erfahrungen basierende Vermutung empirisch belegen, daß bei aggressiv-defensivem Verhalten eher external, bei passiv-resignativem Verhaltensstil eher internal attribuiert wird. Weitere empirische Belege zur Absicherung dieser ersten Befunde sind notwendig.

Prof. Dr. *Franz Petermann* (Bonn) und Prof. Dr. *Ulrike Petermann* (München) stellten das Thema „Verhaltenstraining mit aggressiven Kindern in Institutionen“ zur Diskussion. Drei Ursachenbereiche aggressiven Verhaltens wurden erörtert: soziale Einflüsse, elterliches Erziehungsverhalten sowie Entwicklungs- und Verhaltensmängel beim aggressiven Kind selbst. Derartige vielgestaltige Beeinträchtigungen erfordern ein strukturiertes Interventionsverfahren, das F. Petermann und U. Petermann in der Mitte der 70er Jahre entwickelten und danach in verschiedenen Institutionen überprüften (Petermann und Petermann, 3. Aufl. 1988). Als Institutionen wurden heilpädagogische



gische Einrichtungen, Erziehungsheime, Kinderkliniken und kinder- und jugendpsychiatrische Einrichtungen angeführt.

Wird ein Verhaltenstraining mit aggressiven Kindern ambulant durchgeführt, so lassen sich drei Ebenen unterscheiden: 1. die gezielte Förderung des Kindes im Einzel- und Gruppenkontakt, 2. die Eltern- und Familienberatung, 3. die Beratung der Bezugspersonen im weiteren Umfeld (Lehrer etc.). In einer stationären Einrichtung müssen die Mitarbeiter im Pflege- oder Gruppendienst einbezogen werden und systematisch fortgebildet und über die entsprechenden Maßnahmen informiert werden, damit sie erfolgreich mit den Kindern arbeiten können.

Der Erfolg des Vorgehens, der bei der ambulanten Arbeit mit acht- bis zwölfjährigen Kindern bei systematischen Nachkontrollen in 90% zu stabilen Verhaltensverbesserungen führt, hängt in einer Institution entscheidend von personellen und organisatorischen Voraussetzungen ab. So ist unter organisatorischen Gesichtspunkten bedeutsam, daß die Einrichtung über ein Videogerät verfügt, mit dem vor allem bei Kindergruppen (3 – 4 Kinder) Verhaltensübungen kontrolliert und verbessert werden können. Auf der Seite der Mitarbeiter wird erwartet, daß diese die Bereitschaft mitbringen, strukturiert und zielorientiert zu arbeiten, sich an Absprachen im alltäglichen Umgang mit den Kindern zu halten. Sie müssen fähig sein, die Kinder zu motivieren und sich ihnen gegenüber unterstützend, aber konsequent zu verhalten. Vor allem darf zwischen den verschiedenen Berufsgruppen keine Rivalität um Ressourcen oder um die Zuneigung der Kinder bestehen. Solche Tendenzen würden aggressive Kinder weiter verunsichern und Aggressionen fördern.

Dipl. Psychologe *Wolfgang Strauß*, Dr. med. *Eckhard Klieser* und *H. Lütcke* (Düsseldorf) berichteten über „Prädiktorenttraining zur Rezidivprophylaxe bei Schizophrenen“. Es wurde untersucht, ob ein psychologisches Trainingsprogramm zur Früherkennung schizophrener Symptome die Häufigkeit und Dauer von Rezidiven beeinflussen kann. Ausgehend von Untersuchungen, nach denen Patienten, die hinreichend über ihre Initialsymptome informiert sind, geringere Wiederaufnahmeraten haben, nahmen 30 Patienten (ICD-Nr. 295.3) mit wenigstens zwei Manifestationen der Erkrankung entweder am Trainingsprogramm oder an einem Entspannungstraining (progressive Muskelrelaxation nach Jakobson) teil. Auch wurden die Patienten weiter beobachtet, die die Aufnahmebedingungen erfüllten, jedoch nicht teilnehmen wollten. Das Trainingsprogramm wurde in 10 wöchentlichen einstündigen Sitzungen durchgeführt. Folgende abhängige Variablen wurden vor und nach der Behandlung erhoben: BPRS, AMDP, PD-S, SKT, Benton, MWT, außerdem die Häufigkeit und Dauer der Hospitalisierung und der psychopathologische Zustand zur Zeit der Wiederaufnahme in einem Katamnesezeitraum von zwei Jahren. Alle Patienten erhielten Neuroleptika, meist in Depotform.

Nach dem Trainingszeitraum von 8 – 10 Wochen zeigte sich sowohl in den Selbstbeurteilungs-, den Fremdbeurteilungs- und den Leistungsskalen kein Unterschied in den zwei Gruppen. Der Gesamtscore in der BPRS sank von 22 bzw. 20 am Tag 0 auf 15 bzw. 14,6 nach dem Training ab. Die Patienten beschrieben sich weniger paranoid und depressiv in den Selbstbeurteilungsskalen und ihre Konzentrations- und Merkfähigkeit besserte sich. Das Prädiktorenttraining in Form des intensiven Redens über psychotische Symptome führte nicht, wie von manchen Forschern befürchtet wird, zur Dekompensation oder Verschlechterung des Zustandes der Patienten. Zwei Jahre nach dem

Training zeigten sich keine signifikanten Unterschiede in den Wiederaufnahmeraten zwischen den Gruppen. Die Patienten, die kein Training erfahren hatten, zeigten sogar die niedrigsten Aufnahmeraten. Auch die Hypothese, daß die Patienten vielleicht in noch besserem psychopathologischem Zustand, d. h. früher, in die Klinik kämen oder evtl. kurzfristiger behandelt werden könnten, bestätigte sich nicht.

Dipl. Psychologin Dr. *Sybille Krämer*, *Hans-Jürgen Zinner* und Prof. Dr. med. *H. J. Möller* (München) beschrieben „Vergleich und Evaluation zweier komplexer verhaltenstherapeutischer Behandlungskonzepte für chronifizierte schizophrene Patienten: kognitive Therapie und Training sozialer Kompetenz“. Die Autoren stellten fest, daß verhaltenstherapeutische Verfahren – speziell Sozialtraining und kognitives Training – einen festen Platz in der Gesamtbehandlung chronisch schizophrener Patienten haben und daß sie sich im großen und ganzen empirisch zu bewähren scheinen. Das von Brenner und seinen Mitarbeitern entwickelte komplexe Behandlungsprogramm (integriertes psychologisches Therapieprogramm) enthält sowohl kognitive Therapieabschnitte mit kognitiven Übungen, sozialer Wahrnehmung und Problembearbeitung als auch ein Sozialtraining, das über Rollenspiel und Video-Feedback soziale Kompetenz vermittelt. Das Programm schien sich in seiner Gesamtheit zu bewähren, aber auch die kognitiven Therapiekomponenten bewirkten im einzelnen – zumindest kurzfristig – beeindruckende Verbesserungen. Den Autoren erschienen besonders im Zusammenhang mit dem Basis-Störungskonzept, das dem Therapieprogramm von Brenner zugrunde liegt – die Frage nach spezifischen Effekten der einzelnen Therapiebestandteile wesentlich. Sie erwarteten in dieser Hinsicht spezifische Effekte der Interventionen einerseits, andererseits aber auch Effekte von mehr oder weniger ausgeprägten Basisstörungen der Patienten. Es wurde deshalb versucht, in einer kontrollierten Studie Fragen nach der Spezifität der Intervention und nach der Differentialindikation zu beantworten.

Die jeweiligen Therapieprogramme wurden gleichzeitig mit etwa 45 randomisiert zugeweilten Patienten über je 3 – 4 Monate mit etwa je 50 Sitzungen durchgeführt. Das Sozialtraining enthielt die Bearbeitung individueller Problemsituationen mit Rollenspiel und Videorückmeldung sowie in-vivo-Übungen. Das kognitive Training bestand aus kognitiven Übungen, Übungen zur sozialen Wahrnehmungen sowie einem Problemlösetraining. Beide Gruppen erhielten als Basisinterventionen Entspannungstraining und Information über die Erkrankung entsprechend dem Vulnerabilitäts-Streß-Modell. Es wurde eine Mehrebenendiagnostik mit kognitiven, psychopathologischen (auch Minussymptomatik) und psychologischen Variablen durchgeführt.

Die bisher vorläufigen Ergebnisse von 33 Patienten (DSM III: chronisch schizophrene Störung) scheinen weniger die Spezifität der beiden Therapieverfahren als Gesichtspunkte zur Differentialindikation herauszustellen. Insgesamt erzielten die Patienten des kognitiven Trainings mehr Verbesserungen als die des Sozialtrainings, und dies vorwiegend, wenn sie ausgeprägtere Basisstörungen aufwiesen. Die Ergebnisse könnten vorläufig im Lichte von Brenners Pervasivitätshypothese, aber auch im Rahmen evtl. interventionsabhängiger emotionaler Stimulierung beurteilt werden.

Frau Dr. *Margarete Krupitschka* (Regensburg) referierte über „Psychosoziale Aspekte von AIDS – Problemfelder, Konzepte und Beratungskonsequenzen“. AIDS als neue, sexuell übertragbare und bisher nicht heilbare Krankheit ist mit zahlreichen



und schwerwiegenden krankheitsspezifischen und -unspezifischen psychosozialen Folgen verknüpft. Betrachtet man zunächst die Gesamtbevölkerung, so ergeben sich aus den krankheitsspezifischen Charakteristika wie Infektionsmodus, Inkubationszeit und ungewisser bis infauster Prognose sowie aus den speziellen krankheitsbedingten physischen und psychischen Beeinträchtigungen massive Bedrohungen und Verhaltenskonsequenzen vor allem für den jüngeren Bevölkerungsanteil. Eine komplexe Wechselbeziehung zwischen Krankheit, medizinischer Forschung und den bestehenden Vermarktungsstrategien auf dem Informationssektor produziert neben einem Gefühl diffuser Bedrohung auch Faszination und Neugier. Angst und Vorsicht im Sinne einer angemessenen Reaktion auf eine nicht ausreichend einschätzbare Situation verkommen nur allzu oft zu AIDS-Phobie und -Hysterie und führen damit zu inadäquaten Abwehrmechanismen und zur Diskriminierung bzw. Ausgrenzung von Betroffenen.

Dies leitet über zur speziellen psychosozialen Lebenssituation von HIV-Positiven und AIDS-Patienten. Die große Verbreitung der HIV-Infektion und von AIDS in den bekannten Hauptrisikogruppen sowie die besonderen krankheitsspezifischen Faktoren, aber auch die geführte öffentliche und legislative Diskussion führen insbesondere bei Personen mit Risikoverhaltensweisen, bei HIV-Infizierten, bei ARC- und AIDS-Patienten zu einem hohen Ausmaß an Unsicherheit objektiver und subjektiv erlebter Bedrohung und psychosozialen Stress. Die damit einhergehenden psychosozialen Probleme der Betroffenen sowie der jeweiligen Partner, Angehörigen und professionellen wie nicht-professionellen Helfer im AIDS-Vorfeld und von AIDS-Patienten wurden ausführlich von der Vortragenden beleuchtet.

Ein weiterer Punkt war der Frage gewidmet, welchen Beitrag die psychologische Stress- und Angstforschung, psychologische Konzepte zur Bewältigung chronischer Krankheiten und zur Erforschung sozialer Stützsysteme im Zusammenhang mit der Beschreibung, der Erklärung und der Intervention bei psychosozialen Problemen im Kontext von AIDS leisten können. Wesentliche theoretische Grundlagen hierfür bieten die Analyse kritischer Lebensereignisse von Filipp, die psychologische Stress- und Copingtheorie von Lazarus et al sowie das Prozeßmodell zur Bewältigung chronischer Krankheiten von Heim. Der Bewältigungsprozeß bei einer HIV-Infektion und bei AIDS läßt sich als rückkoppelungsgesteuerter Ablauf von emotionsregulierenden und problemorientierten Bewältigungsstrategien beschreiben. Beide Prozeßkomponenten betreffen sowohl die HIV-Infizierten wie auch die Helfergruppen. Eine sinnvolle psychosoziale Aufklärung und Beratung im Bereich der AIDS-Prävention und -Intervention muß beim gegenwärtigen Stand des Wissens aus einer effektiven Kombination von bevölkerungsweiten Streubotschaften, zielgruppenspezifischer Aufklärung, anonymer telefonischer Beratung, persönlichem Gespräch und Selbsthilfegruppenangeboten bestehen. Formal und inhaltlich konstituierende Momente hierfür sind u. a. langfristig orientierte Aufklärungskampagnen mit Initial-, Erinnerungs- und Stabilisierungsphasen, adressatenbezogene Informationen und Kommunikationsformen (Zielgruppenorientierung), inhaltliche Offenheit, Verzicht auf Repression und eine rationale Aufklärung. Die Präventivbotschaft muß die drei Ebenen Verstehen (Informationsaufnahme), Einstellung (Akzeptanz) und Verhalten (Umsetzung) umfassen.

Die große Bandbreite der erforderlichen psychosozialen Beratungsangebote an diverse Zielgruppen (Allgemeinbevölkerung, Beratung zum HIV-Antikörpertest, Beratung HIV-Infizierter mit oder ohne klinische Symptomatik, AIDS-Patienten, Umfeld-

beratung) macht eine genaue zielgruppenorientierte Differenzierung notwendig und erfordert von den beteiligten Helfergruppen ein hohes Ausmaß an Koordinations- und Kooperationsfähigkeit. Die Beratung und Therapie manifest an AIDS erkrankter Personen berührt u. a. die folgenden Problemfelder: das Problem der sozialen Isolation, Gefühle von Wut, Ärger und Aggression sowie Traurigkeit, phasenhaft starke Stimmungsschwankungen, Pflegebedürftigkeit, Bearbeiten von Schuldgefühlen sowie Fortschreiten der Krankheit und Tod.

Die Erfordernisse an den Beratenden sind dementsprechend: die Bereitschaft, sich laufend über die Krankheit und das Umfeld der Hauptrisikogruppen zu informieren, die ständige Bereitschaft, sich mit den mit AIDS verknüpften Lebensthemen wie Sexualität, lebensbedrohliche Krankheit und Tod zu konfrontieren sowie die Bereitschaft zur Selbstreflektion.

Die Diskussionen nach den Vorträgen waren lebhaft und gekennzeichnet durch Interessiertheit und Informiertheit des Auditoriums. Es ergab sich Übereinstimmung in der Auffassung der Sektionsmitglieder, die Arbeit auf eine noch breitere Basis zu stellen und neue Mitglieder für Sektion und Görres-Gesellschaft zu werben.

*Kurt Heinrich*

#### 4. Sektion für Geschichte

Die Sektionsveranstaltung am Montag, 3. Oktober von 9–13 Uhr und von 16–17.15 Uhr sowie am Dienstag, 4. Oktober von 9–11 Uhr widmete sich dem Rahmenthema „Christliche Mission und Erschließung der außereuropäischen Welt“.

Nach einführenden Worten und Vorstellung der Referenten durch den Sektionsleiter stand am Beginn ein Grundsatzvortrag von Professor Dr. *Wolfgang Reinhard*, Augsburg, über „Christliche Mission und Dialektik des Kolonialismus“, auf dessen Thesen die Diskussionen wiederholt zurückgriffen.

Die christliche Mission der Neuzeit ist vom Kolonialismus nicht reinlich als eine ihm wesensfremde Erscheinung zu trennen, wie es Apologeten bisweilen versuchen. Sie läßt sich aber ebensowenig auf eine Erfüllungsgehilfin des Imperialismus reduzieren, wie es aktuelle Polemik versucht. Für den Historiker ist sie ein integrierender Bestandteil der europäischen Expansion, aber einer, der zu anderen in einem widersprüchlichen Verhältnis steht. Derartige Widersprüche innerhalb des Gesamtprozesses können zu neuen Synthesen führen oder zumindest unerwartete Ergebnisse hervorbringen.

Die Abhängigkeit der Mission vom Expansionsprozeß läßt sich zunächst an der vollständigen Übereinstimmung mit dessen Rhythmus demonstrieren, die sich auch auf die geographischen Schauplätze erstreckt. So führt z. B. erst der Hochimperialismus zur umfassenden Missionierung Afrikas. Ferner wird auf diese Weise verständlich, weshalb überkonfessioneller theologischer „Zeitgeist“ wie der pessimistische Augustinismus oder der Heilsindividualismus des 19. Jh. für die Mission bestimmender gewesen sind als die eigentlichen theologischen Differenzen. Soweit solche überhaupt eine Rolle spielen, handelt es sich um die Ekklesiologie mit ihren kirchenorganisatorischen Konsequenzen und nicht um zentrale Heilslehren.

Durch solchen Einklang werden aber die komplexen Beziehungen der Mission zum Kolonialismus in seinen vier Grunddimensionen Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur nicht aufgehoben.

Auch wenn es durchaus Exzesse missionarischer Geschäftstüchtigkeit gegeben hat, so stand die wirtschaftliche Tätigkeit der Mission im Regelfall im Dienste anderer Ziele: der Finanzierung der Verkündigung, der Gewinnung einheimischer Potentaten und mutterländischer Förderer, der



Erziehung der „Eingeborenen“ zu missionsgerechter Lebensweise. Dabei ist der Erfolg derartiger Entwicklungspolitik heute sehr schwer einzuschätzen, wie sich auch der mit Mission verbundene Ressourcenfluß aus dem Westen in die Missionsgebiete nicht quantitativ evaluieren läßt.

Missionare als Entwicklungspolitiker und gesellschaftliche Innovatoren stehen im Banne ihres heimatlichen Herkunftsmilieus, was bisweilen zu beträchtlicher Engherzigkeit geführt hat. Ihr Wirken kann andererseits geradezu auf Versuche zur Realisierung von Utopien hinauslaufen. Wichtiger als beides ist aber ihr alltäglicher Umgang mit den gesellschaftlichen Innovationen, die der Expansionsprozeß oder sie oder mit ihnen hervorgebracht hat, z. B. die Negersklaverei, die Aufwertung der Frau, oder westliche Bildung, die den „Eingeborenen“ nicht selten wichtiger war als die Heilsbotschaft.

Damit hat Mission mit dem Machtgefälle zwischen dem Westen und dem Rest der Welt, d. h. aber mit Politik zu tun. So kann Mission schlicht auf eine Art von Machtprobe frühmittelalterlichen Stils hinauslaufen oder Bestandteil europäischer Eroberungspolitik werden wie in Lateinamerika. Mit dem Ende des Ancien Régime wurde ein distanzierteres Verhältnis von Mission und Kolonialpolitik möglich, wobei die Distanz freilich häufig genug durch nationalistisches Engagement von Missionaren wieder verringert wurde. Der Missionar teilte ja den für den Kolonialismus grundlegenden Fundamentalkonsens hinsichtlich der Überlegenheit des Westens, was seine Anpassung an die Dekolonisation bisweilen erschwerte.

Infolgedessen war kulturelle Anpassung der Mission vor allem im 16. und 19. Jh. eher die Ausnahme; der Missionar war in Personalunion zugleich Vermittler der westlichen Zivilisation. Dem Macht- und Entwicklungsgefälle zwischen Kulturen kommt ja nachweislich ausschlaggebende Bedeutung für die Erfolgchancen der christlichen Botschaft zu. Außerdem ist deren vollständige Anpassung an asiatische oder afrikanische Kulturen nicht möglich, weil das Christentum, anders als behauptet wurde, nicht über den Kulturen steht, sondern selbst jüdische, griechische, römische Kultur ist, wie sich an seinen unverzichtbaren sakramentalen Symbolen deutlich machen läßt. Eine neue Kultursynthese ist also das einzig mögliche Ziel, ein Ziel, das heute weniger fern steht, weil Kultursynthese ohnehin Ergebnis des jetzt beendeten europäischen Expansionsprozesses ist.

Diese Kultursynthese wird freilich heute nicht mehr von der Macht des Westens kontrolliert. Sie hat daher nicht nur für westliche Vorurteile anstößige Synkretismen, sondern auch eine Umkehr der Missionsrichtung hervorgebracht: am Ende der europäischen Expansion missionieren Asiens Glaubensboten in den Städten des Westens.

Privatdozent DDr. *Ulrich Kniefelkamp*, Bamberg, sprach über „Die Portugiesen in Äthiopien. Vom Scheitern einer Kolonialmacht“.

Ein besonderer Fall im Kapitel Mission und Kolonialismus bildet die Beziehung zwischen Portugal und Äthiopien im 16./17. Jahrhundert. Nachdem im 14. Jahrhundert die Figur des sagenhaften mächtigen Priesterkönigs Johannes mit dem Negus von Äthiopien identifiziert wurde, richtete sich das Augenmerk der Römischen Kirche und europäischer Herrscher verstärkt auf dieses christliche Reich. Das Papsttum wollte die Union, d. h. die Unterwerfung der äthiopischen Kirche, und die Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer wollten den Negus als Bundesgenossen gewinnen, um mit ihm die Macht des Islam im Roten Meer und im Indischen Ozean zu brechen.

Erst 1520 gelangte die erste offizielle Delegation der Portugiesen nach Äthiopien, über die ein ausführlicher Bericht von dem Franziskaner Francisco Alvares, Hofkaplan des portugiesischen Königs, verfaßt wurde. Seine Informationen fanden zwar große Verbreitung in Europa, konnten aber den portugiesischen König vorerst nicht zu direkter Hilfe veranlassen. Erst 1541 kam ein Kontingent von 400 Soldaten nach Äthiopien, die den Emir von Harar, den gefährlichsten Feind des Negus, besiegten. Somit hatte Portugal zum ersten Mal in die Geschichte Äthopiens eingegriffen und war als einzige europäische Macht geduldet.

Diese Situation nutzten die Portugiesen zu weiterer Einflußnahme, wobei sie vom Papsttum unterstützt wurden. Aufgrund des vom Papst verliehenen Patronatsrechts war allein der portugiesische König befugt, Missionare in die neu entdeckten Gebiete, in diesem Fall in das sich öffnende Äthiopien, zu entsenden. Nach dem selbst ernannten Patriarchen Bermudez kam 1557 als erster offizieller Patriarch der Jesuit Oviedo, der ziemlich ungeschickt auftrat. Den Höhepunkt der Beziehungen bildete die Wirkungszeit des spanischen Jesuiten Pero Pais (1603 – 22), der in behutsamer Arbeit den Negus zum Übertritt zum katholischen Glauben bewegen konnte. Die

erfolgreiche Schaffensperiode der Jesuiten, die vor allem in Kirchenbau und Übersetzungen dokumentiert wird, wurde durch den Patriarchen Alfonso Mendes beendet (1625–33), der durch sein kompromißloses Auftreten die Feindschaft einflußreicher Äthiopier heraufbeschwor. Der Negus mußte die Rückkehr zum alten Glauben verkünden, sein Nachfolger ließ die Jesuiten aus dem Land vertreiben, wobei einige den Tod fanden. Die Mission und der Aufbau eines Kolonialreiches waren an der starken Nationalkirche gescheitert.

Das angekündigte Referat von Professor Dr. *Peter Segl*, Bayreuth, über „Afrika und das Papsttum im Mittelalter. Ein Bayreuther Forschungsprojekt“ mußte leider wegen Erkrankung ausfallen. In Absprache mit dem Referenten gab die Sektionsleiterin, Frau Professor Dr. *Laetitia Boehm*, München, einen Bericht über Begründung, Stand und Perspektiven des Forschungsvorhabens.

Der Bayreuther Sonderforschungsbereich „Aspekte nationaler und kultureller Identität in Afrika“ war schon vor der Berufung von Historikern eingerichtet worden. Da sich eine nachträgliche Integration althistorischer und mediaevistischer Fragestellungen als unmöglich erwies, begannen die bei Berufung zur Mitarbeit am Bayreuther Afrikanologie-Schwerpunkt verpflichteten Vertreter der Alten und der Mittelalterlichen Geschichte mit der Ausarbeitung eines genuin historischen Forschungsobjektes, in dessen Mittelpunkt die nach den Richtlinien der Pius-Stiftung erarbeitete „Africa Pontificia“ steht. Herbst 1985 sind die von Mitarbeitern Theodor Schieffers gesammelten, bis ins 5. Jh. reichenden Materialien der Pius-Stiftung nach Bayreuth überführt worden. Bei Überprüfung und Ergänzung erweist sich die zur Identifizierung der in den Quellen genannten afrikanischen Orts- und Regionalnamen notwendige Einarbeitung in die nordafrikanische Topographie und Landesgeschichte als unabdingbar, wenn auch zeitaufwendig, u. a. wegen der umfangreichen Fernleihen marokkanischer, algerischer, tunesischer und französischer Spezialzeitschriften.

Exemplarisch wird derzeit der Sitz des episcopus Gummitanus (Gummi) eruiert, der in einem Schreiben Papst Leos IX. von 1053 an die afrikanischen Bischöfe Thomas bzw. Petrus und Johannes erwähnt ist. Obgleich die wenigen Zeugnisse aus Antike und Mittelalter eine nur geringe Bedeutung des Ortes vermuten lassen, weist der Papstbrief Gummi als einen der letzten fünf damals in Afrika noch existierenden Bischofssitze aus und damit auch als eines der letzten Zentren des nordafrikanischen Christentums. Auch im Zusammenhang des Streites des Bischofs von Gummi mit dem Erzbischof von Karthago um den Primat in der afrikanischen Kirche liegt die Identifizierung des Bischofssitzes im Interesse von Kirchenhistorikern.

Die Arbeit an der Africa Pontificia ist in vier Teilprojekte gegliedert mit folgenden Arbeitstiteln:

- 1) Von den Anfängen bis zum Ende des 6. Jh.s,
- 2) Von Gregor I. bis zur Eroberung Nordafrikas durch die Araber Ende des 7. Jh.s,
- 3) Von der Eroberung Nordafrikas durch die Araber bis zur Mitte des 11. Jh.s,
- 4) Von der Mitte des 11. Jh.s (Leo XI.) bis zum Ende des 12. Jh.s, (Coelestin III.).

Die ersten beiden werden durch den Althistoriker (Schlumberger), die anderen vom Mediaevisten (Segl) betreut.

Der Schwerpunkt der Bemühungen liegt derzeit beim Teilgebiet 4. Eine Untersuchung (Anette Hettinger) über die Beziehungen des Papsttums zu Afrika in der zweiten Hälfte des 11. Jh.s und im 12. Jh. steht vor dem Abschluß (als Diss.). Auf der Basis der bisher für die Teilprojekte 2, 3 und 4 gesammelten Quellen läßt sich schon jetzt sagen, daß das Christentum in Nordafrika keineswegs (wie bislang fast durchgängig angenommen) mit dem Arabersturm untergegangen ist; es können eine Reihe von christlichen Gemeinden und mindestens fünf Bischofssitze sowie Kontakte ihrer Bischöfe nicht nur mit Rom, sondern auch mit den Amtsbrüdern in Sizilien und Spanien nachgewiesen werden. Bereits seit der Mitte des 11. Jh.s läßt sich ein wachsendes Interesse des Hl. Stuhls an Nordafrika dokumentieren, das sich im Zeitalter der Kreuzzüge intensiviert.

Über die Africa Pontificia hinaus bearbeitet der Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte (P. Segl) auch die Kontakte des Papsttums zu Nordafrika im 13., 14. und 15. Jh. Besonderes Interesse gilt den ersten Kontakten zu Schwarzafrika im 15. Jh., die nicht unter dem Aspekt „kuriale Lehenspolitik im Dienste der europäischen Expansion“ (Eberhard Schmitt) betrachtet



werden, sondern der Frage nach der Reaktion auf die Begegnung mit schwarzen Menschen nachgehen sollen. An der frühen Kongo-Mission sowie an der Ernennung und Weihe des ersten Schwarzen zum Bischof (1516, 1521), wofür in Lissabon und Rom eine fast als singulär zu bezeichnende Aktenlage besteht, läßt sich aufzeigen, daß in jenen Anfängen der europäischen Expansion nach Schwarzafrika die Schwarzen noch nicht als geborene Sklaven galten, wozu sie wenige Jahrzehnte später aus kommerziellen Interessen gemacht wurden.

Es schloß sich an der Vortrag von Professor Dr. *Horst Gründer*, Münster i.W., über „Mission, Kolonialismus und Emanzipation in Schwarzafrika“.

In dem Vortrag war beabsichtigt, in großen Zügen bei gleichzeitiger Akzentsetzung die „dialektische Funktion“ der Mission im europäischen Expansionismus der Neuzeit – hier am Beispiel des schwarzen Afrika – aufzuzeigen. Kernthese ist, daß die missionarische Aktivität im Zuge des westlichen Kolonialismus und Imperialismus im Hinblick auf einen politischen und sozialen Modernisierungsprozeß ambivalent zu sehen ist. Zum einen ging die Mission – bis zu einem gewissen Grade (vgl. „Anwalt der Eingeborenen“) – mit dem weitgehend repressiven Kolonialismus zusammen und rechtfertigte ihn ideologisch. Zum anderen löste sie – gewollt oder ungewollt – durch die Verbreitung der christlichen Lehre und ihre Bildungspolitik einen religiös-naturrechtlich begründeten Freiheits- und Emanzipationsdrang bei den von ihnen erreichten und ausgebildeten Schichten (*new men*, *évolués*) aus, der die nationale Emanzipation und den sozialen Fortschritt förderte. Auf diese Weise bildeten die revolutionären, modernisierenden und emanzipatorischen Wirkungen der christlichen Missionstätigkeit („christliche Revolution“) einen entscheidenden Beitrag auf dem Wege der Ablösung kolonialer Herrschaftsstrukturen und Abhängigkeitsverhältnisse (vgl. Art. „Kolonialismus“ in „Lexikon missionstheologischer Grundbegriffe“, 1987).

Am Nachmittag folgte ein durch Bildmaterial (Dias) ergänzter Vortrag von Professor P. Dr. *Josef Metzler*, Rom, Präfekt des Päpstlichen Hausarchivs, über „Päpstliche missionspastorale Initiativen im ersten Jahrhundert der Evangelisierung Amerikas“.

Das 500jährige Jubiläum der Entdeckung Amerikas wirft seine Schatten voraus. Zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen sind angemeldet. Das Päpstliche Komitee für Geschichtswissenschaften erhielt vom Staatssekretariat den Auftrag, eine wissenschaftliche Quellenedition päpstlicher Dokumente zur Evangelisierung Amerikas vorzubereiten. Diese soll zunächst die Dokumente des 16. Jh.s, erfassen. Sie stützt sich in erster Linie auf die Register und Minuten der Bestände des Vatikan-Archivs, die sich vor allem in den Vatikanregistern, den Lateranregistern, den Brevenregistern, den Bänden der Armarien und in jenen der *Litterae ad Principes* befinden. Viele dieser Dokumente wurden bereits veröffentlicht, wie aus den Bänden der „*Bibliotheca Missionum*“ zu ersehen ist. Aber die veröffentlichten Dokumente betreffen vorab die Errichtung von Diözesen, die Ernennung von Bischöfen, die Verleihung des Missionspatronats und sonstige meist kirchenorganisatorische Maßnahmen der Päpste. Daneben aber gibt es eine große Anzahl päpstlicher Erlasse zu innerkirchlichen Fragen der Glaubensverbreitung und Missionspastoral. Sie sind weniger bekannt, da sie bisher kaum Beachtung gefunden haben und daher auch noch nicht veröffentlicht wurden. Ihre Originale dürften aus dem gleichen Grunde größtenteils verlorengegangen sein. Unsere einzige Quelle sind daher die Register und Minuten im Vatikan-Archiv.

Unsere Aufmerksamkeit gilt heute diesen päpstlichen Dokumenten missionarischen und pastoralen Inhalts: Richtlinien für die Glaubensverbreitung, Verteidigung der Freiheit und Menschenrechte der Indios, Förderung der Volksfrömmigkeit, Erleichterung der Fastengebote, Dispensen in Ehefragen (wobei die Päpste den kulturellen Verhältnissen bei den Indios entgegenkommen), Einführung und Förderung des Ordenslebens, Schlichtung jurisdiktioneller Schwierigkeiten zwischen Bischöfen und Weltklerus einerseits und dem Ordensklerus andererseits usw.

Diese päpstlichen Dokumente zeugen von der verantwortungsvollen, aktiven Anteilnahme der Päpste an der Glaubensverbreitung unter den Indios, die sie ihrer pastoralen Sorge anvertraut sahen. Sie betrachteten von Anfang an die neuentdeckten Länder nicht als Randgebiete der Christenheit, sondern sogleich als integrierende Bestandteile der Universalkirche. So erklärt es sich auch, daß viele organisatorische Einrichtungen aus Europa nach Übersee exportiert wurden. Dem Mangel an Anpassung steht der durchaus positive Gedanke der unmittelbaren Integrierung der neuentdeckten Welt in die Gesamtkirche gegenüber. In Missions- und Pastoralfragen jedoch bewiesen die Päpste ihre Bereitschaft zu weitgehender Anpassung an die kulturellen Verhältnisse

der einheimischen Bevölkerung. Hervorzuheben sind die Verlautbarungen der Päpste in der Sklavenfrage. Die Päpste nahmen die Indios in Schutz und ermunterten die Missionare im Kampf für die Freiheit und Wahrung der Menschenrechte der Indios. Schon allein aus diesem Grunde kann die Kirche dem bevorstehenden 500jährigen Jubiläum mit gutem Gewissen entgegensetzen.

Am Dienstag sprach zunächst Professor P. Dr. *Karl Josef Rivinius* über „Das Projekt einer diplomatischen Vertretung des Hl. Stuhls im Reich der Mitte“

### 1. *Die Missionssituation im China des 19. Jahrhunderts:*

Seit der Mitte des 19. Jh.s bis ins gegenwärtige übte Frankreich in China mit Anerkennung des Hl. Stuhls die Schutzherrschaft aus über alle katholischen Missionare, unabhängig von ihrer nationalen Zugehörigkeit. Dieses Missionsprotektorat gründete ausschließlich auf der französischen Diplomatie und Waffengewalt, nicht auf formellem Recht. Seine „juristische“ Legitimation und Rechtfertigung ergaben sich französischerseits aus den „ungleichen“ Verträgen von Whampoa (1844), Tientsin (1858) und Peking (1860) sowie aus einer Reihe von Sonderabmachungen zwischen Frankreichs Gesandtschaft und dem Tsungli Yamen, dem für die auswärtigen Angelegenheiten zuständigen Ministerium.

Aufgrund der von China gewährten Konzessionen und Privilegien wurde Frankreich der Garant der Missionsfreiheit und sein Gesandter in Peking der offizielle Beschützer der katholischen Missionen. Sämtliche das Missionswesen direkt oder indirekt betreffenden Angelegenheiten gingen durch die Hand der französischen Repräsentanten. Da diese die mehr oder weniger berechtigten Forderungen und Anliegen der Missionare bisweilen rücksichtslos und ohne Respekt vor der Souveränität und territorialen Integrität des chinesischen Kaiserreichs durchzusetzen suchten, wurde das Verhältnis beider Länder im Lauf der Zeit immer gespannter und konfliktgeladener.

### 2. *Schreiben Papst Leos XIII. vom 1. Februar 1885 an den Kaiser von China:*

Angesichts permanenter Querelen und immer wieder eskalierender Konflikte wegen Missionsangelegenheiten versteiften sich die Fronten zwischen China und der französischen Republik. Die bilateralen Beziehungen wurden schließlich so stark belastet, daß jede Chance einer abschließenden und befriedigenden Übereinkunft in der Missionsfrage vertan war. Deshalb sann die Pekinger Regierung zunehmend auf Mittel und Wege, wie sich taktisch am geschicktesten das Joch der französischen Schutzherrschaft abschütteln oder doch verringern ließ, ohne dabei eine noch abträglichere Repression als bisher sich von seiten Frankreichs einzuhandeln. Dazu kam der Krieg zwischen China und Frankreich von 1884/85, der sich auf das Werk der Glaubensverbreitung verhängnisvoll auswirkte. Einheimische Christen und katholische Missionare vor allem hatten unter den Kriegswirren zu leiden. Letztere zogen nicht selten abgrundtiefen Haß und unkontrollierte Wutausbrüche der chinesischen Bevölkerung, der Beamtschaft und Literaten auf sich. Denn man sah in ihnen schlechthin Franzosen, für deren Schutz ja Frankreich die alleinige Zuständigkeit beanspruchte.

Die erwähnten Vorgänge in China lenkten verständlicherweise auch die Aufmerksamkeit des Papstes auf die dortige Lage des katholischen Missionswesens. Im Vatikan überlegte und diskutierte man Maßnahmen und Möglichkeiten, wie den Missionaren und Christen, die durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden kriegführenden Ländern schutzlos geworden waren, geholfen werden konnte. Zu diesem Zweck verfaßte Leo XIII. ein Handschreiben für Kaiser Kuang-hsü, das er durch den italienischen Missionar P. Francesco Giulianelli überreichen ließ. In ihm drückte der Papst dem Kaiser seinen Dank aus für den Schutz, der den Katholiken während des Konflikts von chinesischer Seite bereits gewährt worden war. Zugleich bat er ihn, er möge veranlassen, daß dieser Schutz weiterhin aufrechterhalten bliebe.

### 3. *Bemühungen um Aufnahme diplomatischer Beziehungen:*

Durch das Schreiben Leos XIII. an Kaiser Kuang-hsü wurde die Diskussion über das französische Missionsprotektorat neu entfacht. Seit einigen Jahren schenkte man diesem Thema nicht nur in Missionskreisen, sondern auch unter Diplomaten größere Aufmerksamkeit als früher. Dazu hatte nicht wenig das selbstherrliche Auftreten der Vertreter Frankreichs beigetragen, die häufig



die Vereinbarung mißachteten, bei allen wichtigen Angelegenheiten, die die elementaren Interessen der ausländischen Mächte tangierten, sich gemeinsam zu beraten, sich gegenseitig zu informieren und einvernehmlich zu handeln. Um dem Dilemma ein Ende zu setzen, wurden gemäß der konzeptionellen Meinungsverschiedenheiten Lösungsmodelle diskutiert, wie die Evangelisation künftig besser zu organisieren sei. Manche sahen in der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und China die sicherste Garantie gegeben für die Beendigung der nachteiligen Folgen des französischen Protektorats wie auch für den konfliktfreien Dienst der Missionare am Wort Gottes und dem Aufbau der Kirche.

Angesichts des Krieges zwischen Frankreich und dem Reich der Mitte verwundert nicht, daß die chinesische Regierung die psychologisch günstige Gelegenheit nutzte, das Projekt der Errichtung einer Nuntiatur in Peking in Angriff zu nehmen. Mit ihrer Etablierung wäre die Möglichkeit gegeben, das Missionsprotektorat von Frankreich abzukoppeln und es der alleinigen Verantwortlichkeit des kirchlichen Repräsentanten anheimzustellen. Der Papst zeigte sich mit diesem Vorschlag einverstanden. Im Gegenzug sollte China einen Gesandten beim Hl. Stuhl akkreditieren.

#### 4. Frankreichs Widerstand gegen das beabsichtigte Vorhaben:

Nach Bekanntwerden dieser Pläne und des zwischen dem Vatikan und Chinas Mandatar, dem katholischen Iren George Dunn, ausgehandelten Ergebnisse intervenierte die Regierung von Paris dagegen beim Vatikan, da sie ein Unterlaufen ihres sorgsam gehüteten Protektorats zurecht befürchtete. Bei dem nun zwischen Rom und Paris einsetzenden diplomatischen Tauziehen verschärfte sich die gegensätzlichen Positionen. Frankreich scheute selbst vor massiven Drohungen nicht zurück. Angesichts dieser Sachlage entschied Leo XIII. in einer Note vom 12. September 1886, die Entsendung eines kirchlichen Repräsentanten „sine die“ aufzuschieben.

Alle folgenden Versuche, direkte diplomatische Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und China anzuknüpfen, scheiterten jedesmal am energischen Widerstand der Pariser Regierung. Nach zähen Verhandlungen glückte es Pius XI. schließlich, im August 1922 eine Apostolische Delegatur in Peking zu installieren. Unter gänzlich gewandelten Bedingungen vermochte dann sein Nachfolger, Papst Pius XII., im Sommer 1946 eine Internuntiatur in China zu errichten.

Zum Abschluß folgte ein Bericht von Dr. *Jan Skutil*, CSc., Brünn/Tschechoslowakei, „Zur Übersee-Tätigkeit böhmischer Missionare“.

Dr. Skutil gab zunächst einen knappen Überblick über die Teilnahme böhmischer Missionare, neben Franziskanern, Dominikanern, Augustinern vor allem Jesuiten, an den Missionen in außereuropäischen Ländern im 17./18. Jh. Obwohl seit Begründung des Prager Clementinum als erstem Jesuiten-Kolleg in den böhmischen Ländern weitere Kollegien im 16. Jh. entstanden (1556 Olmütz, 1570 Brünn, 1574 Böhmisches Krömau, 1592 Komotau, 1597 Glatz = heute Polen), begann – bedingt durch politische und konfessionelle Verhältnisse, insonderheit die Haltung der spanischen Krone – die jesuitische Missionstätigkeit in Übersee erst im 17. Jh. 1678 verließ eine erste Gruppe von Missionaren Böhmen; weitere folgten seit 1684. Die erste Gruppe ging nach Südamerika: Simon Boruhradský und Josef Neumann blieben in Mexiko, Vaclav Christmas gelangte nach Paraguay; die mährischen Deutschen Mathias Cuculinus und Augustin Strobach wurden auf die Marianen, der Egerländer Paul Klein und der Tscheche Georg Josef Camel auf die Philippinen entsandt. Die zweite Gruppe erweiterte den Wirkungskreis: u. a. nach Neu Granada (Kolumbien), Brasilien, China, Vorderindien.

Die Namen böhmischer Übersee-Missionare sind belegt in der Sammlung des deutschen Jesuiten Josef Stöcklein, „Allerhand so lehr- als geistreiche Briefschriften und Reisebeschreibungen...“ (Graz-Augsburg-Wien 1726 – 1761), bekannt unter der Bezeichnung „Weltbot“ oder „Neuer Weltbot“. Der Syllabus „Patrium et Sociorum, qui ex provincia Bohemiae Societatis Jesu ad missiones Americae utriusque ad annum Salutis 1700 abiverunt“ ist im Werk von P. Emanuel de Boy, „Vita et obitus reverendissimi Patris Henrici Venceslai Richter“ (1700) enthalten. Als Gegenstück zum Weltboten Stöckleins erschienen die „Erinnerungsbriefe der gelehrten Tschechen, Mährer und Schlesier aus beiden Indien und anderen Überseeländern nach Europa geschickt“ des Prämonstratensers Jan Bohumír Dlabáč (1758 – 1820); leider ist seine Schrift nur fragmentarisch überliefert, nämlich in dem Sammelwerk „Dobroslav“ von J.L. Ziegler (1821/22).

Nach einem Forschungsbericht über Publikationen aus dem 19. und 20. Jh. über die Tätigkeit böhmischer Jesuiten-Missionare (u. a. Vlastimil Kybal über die tschechischen Spuren in Lateinamerika, Prag 1935; Herrmann Hoffmann, Schlesische, mährische und böhmische Jesuiten in der Heidenmission, Breslau 1939; besonder Zdeněk Kalista, Wege im Zeichen des Kreuzes. Briefe und Berichte tschechischer Missionare im 17. und 18. Jh. aus Übersee, in tschech. Sprache, Prag 1941) beleuchtete Dr. Skutil exemplarisch das Lebensschicksal und Werk des aus Brünn gebürtigen Josef Jirí Camel (1661 – 1706). Über seine Tätigkeit auf den Philipinen informiert ein Brief von Antonín Xaver Malínský vom 28. 2. 1739. Camel erlangte als Botaniker, Pharmazeut etc. – er war Mitglied der Londoner Royal Society – internationale Bedeutung (K. Linné und P. Forskal benannten nach ihm übrigens die Kamelie, eine Zimmerpflanze). – Die Ausführungen von Dr. Skutil gaben Anlaß für verschiedene Diskussionsfragen nach der wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung von Missionen sowie nach der Missionsfinanzierung.

An alle Referate schlossen sich lebhaft und teils sehr grundsätzliche Diskussionen an. Die Referate von *H. Gründer*, *W. Reinhard* und *K. J. Rivinius* wurden für die Veröffentlichung im 89. Jahrgang des Historischen Jahrbuches vorgesehen und ausgearbeitet.

*Laetitia Boehm*

## Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum e.V.

Bericht über die Mitgliederversammlung am 4. Oktober 1988:

Der stellvertretende Vorsitzende erstattete Bericht über die laufenden Publikationen.

Die Mitgliederversammlung nahm Kenntnis, daß der Ausschuß dem Vorstand Entlastung erteilt hat.

### *Territorium und Reformation*

Zum konfessionellen Schicksal der deutschen Länder bis zum Dreißigjährigen Krieg

Die deutsche Konfessionskarte, wie sie sich im 16. und 17. Jahrhundert herausgebildet hat, ist nicht vom Reich, sondern von den einzelnen Territorien her bestimmt worden. Deren konfessionelles Schicksal ist zur religiösen Lebensgrundlage der meisten Deutschen bis zur Gegenwart geworden. Um die Entwicklungen, die zu dieser spezifischen Konfessionsverteilung geführt haben, transparent zu machen, werden für die Zeit der Reformation und Gegenreformation vier Querschnitte gelegt, innerhalb welcher jeweils einige wichtige Fragen gestellt und Hinweise auf eine mögliche Beantwortung gegeben werden.

1. Ausgangslage um 1530/40: Hier ist die Mehrzahl der Territorien noch fraglos altgläubig, nur Kursachsen und einige mittlere und kleinere Gebiete sowie die meisten Reichsstädte haben die Glaubensneuerung übernommen. Daher wird die Frage nach städtischer und territorialer Reformation gestellt, wobei die Bedeutung der territorialen besonders hervortritt.

2. Das unsichere Gleichgewicht 1540/60: Auch in dieser Phase ist die Mehrzahl der Territorien altgläubig, sie neigt aber je länger je mehr der reformatorischen Position zu. Als Hauptgrund dafür wird die Ausblutung der alten Kirche und die reichsrechtliche Entscheidung von 1555 dargetan.

3. Die Konfessionalisierung 1560/90: In dieser Phase entstehen aus dem traditionellen Kirchenwesen die strikt konfessionellen Territorien. Die These von der Konfessionalisierung aufnehmend wird nach ihrem Beginn gefragt (der auf etwa 1570 bei der katholischen Seite konzentriert ist), dann die Gleichbewertung der drei Konfessionen kritisch betrachtet. Die Sonderstellung Österreichs wird betont.

4. Der konfessionelle Antagonismus 1590/1630: Für diesen Zeitraum, in dem sich die konfessionell bestimmten Territorien feindlich gegenüberstehen, wird nach den Gründen der Fürstenkonversionen gefragt sowie nach der Bedeutung des Eindringens des Calvinismus in das deutsche Territoriensystem. Als wichtig erscheint die Aufspaltung der konfessionellen Zweiheit durch den Calvinismus.



Der Abschluß der Entwicklung wird im Westfälischen Frieden manifest, der einerseits das konfessionelle Territorialsystem zementiert, andererseits es aber auch durchlöchert und erste Wege zur Toleranz aufzeigt.

Erwin Iserloh

## 5. Sektion für Altertumswissenschaft

### a) Abteilung für Klassische Philologie

Mitgliedern und Gästen wurden am Montag, dem 3. Oktober 1988, vier Vorträge angeboten, deren thematische Spannweite von der archaischen Literatur der Griechen bis zu christlichen Denkformen der Spätantike reichte.

Mit besonderer Freude konnte als erster Herr Referent Professor Dr. *Henryk Podbielski*, Inhaber des Lehrstuhls für Gräzistik an der Katholischen Universität Lublin (Polen), den Anwesenden vorgestellt werden. Seine Ausführungen galten dem Thema „Der Dichter und die Musen im Prooimion der hesiodeischen Theogonie“:

Der Vortrag griff erneut die Problematik auf, mit der sich der Redner schon in dem in polnischer Sprache veröffentlichten Beitrag: „Die Botschaft des Dichters im Lichte des Prooimions der hesiodeischen Theogonie“ (Rocz. Hum. XXII, 3, 1974, S. 9–36) ausführlicher beschäftigt hatte. Es ging darum, noch einmal die Frage der Funktion des Dichters und der Dichtung in der Auffassung Hesiods zu betrachten, um so die dazu gewonnen Erkenntnisse auch den deutschsprachigen Philologen mitzuteilen, denen der Vortragende nach eigener Aussage viel verdankte.

Ausgangspunkt für die durchgeführte Analyse bildete das, was E. M. Bradley in seinem Beitrag: *The Relevance of the Prooemium to the Design and Meaning of Hesiods Theogony* (Symb. Osl. XLI, 1966, 29–47) als Vermittlungsfunktion der Musen und der von ihnen symbolisierten Dichtung bezeichnet. In seinem Beitrag suchte der Referent vor allen Dingen nach einer Antwort auf die Fragen: Was ist für Hesiod die durch das Prozessionslied der Musen im Prooimion vertretene theogonische Dichtung, und was für eine Funktion erfüllt der Dichter, wenn er ihre Sendung der Gesellschaft übergibt?

Im Zusammenhang damit war ein beträchtlicher Teil der Ausführungen dem hesiodeischen Namenskatalog der Musen gewidmet. Im mythisch-poetischen Denken Hesiods wird nämlich der Name in gewissem Sinne mit der auf diese Weise bestimmten Wirklichkeit identifiziert: er spiegelt deren Wesen wider und sanktioniert ihr Bestehen. Die vorgetragene Interpretation der Namen dieser Göttinnen setzte sich im allgemeinen kritisch mit den Anschauungen derjenigen Gelehrten auseinander, die schon in Hesiods Auffassung eine Verbindung einzelner Musen mit andersartigen Dichtungsformen oder andersartigen Künsten hatten erkennen wollen. In diesen Namen haben vielmehr – so das Ergebnis der vorgeführten Untersuchung – verschiedene Aspekte und Funktionen allein der theogonischen Dichtung ihren Niederschlag gefunden, die man davon ausgehend besser ergründen und näher bestimmen kann. Auf diese Weise bestätigt sich zugleich die enge sachliche Beziehung des Prooimions mit der Theogonie in ihrer Gesamtheit.

Anschließend sprach Herr Professor Dr. *Christian Gnilka* (Münster) über „Die vielen Wege und der eine: Ein Bild im Geisteskampf der Spätantike“. Der Redner verband seine Ausführungen mit einem Appell zur Besinnung auf die Zielsetzung der Görres-Gesellschaft und auf die sich in diesem Rahmen der Sektion stellenden Aufgaben und sich bietenden Möglichkeiten:

„Auf einem einzigen Wege kann man nicht zu einem so großen Geheimnis (d. h. zur Wahrheit, zur Gottheit) gelangen“: mit diesem Satz verteidigte i. J. 384 der Redner Q. Aurelius Symmachus, auf einem Höhepunkt der geistigen und religionspolitischen Kämpfe der Spätantike, den Götterkult. Sein Satz gilt heute vielen als Muster religiöser Toleranz. Wenig Beachtung findet dagegen die ausführliche Zurückweisung des Satzes, die der Dichter Prudentius (um 400) vorlegte. Er stellt der *via simplex* des Evangeliums die *via multiplex* des Heidentums gegenüber:

die Antithese ist aus dem Wort der Bergpredigt über die Zwei Wege (Mt 7, 13 f.) entwickelt und stützt sich auf die Ergebnisse der Kritik, die Lactanz (um 310) an den Wegebildern der klassischen Literatur geübt hatte. Dank der Tatsache, daß einer der heidnischen Korrespondenten des hl. Augustinus eine ähnliche Formulierung gebrauchte wie Symmachus, besitzen wir auch von dem großen Theologen eine Erwiderung auf das Bild der „vielen Wege“. Die Auseinandersetzung gipfelt im zehnten Buch der *Civitas Dei*, wo Augustinus gegenüber Porphyrios die christliche Religion als „allgemeinen Weg zur Befreiung der Seelen“ (*via universalis*) verteidigt. Die Väterzeugnisse sind geeignet, der mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil auflebenden Diskussion über „Heilswege“ außerhalb der Kirche die Richtung zu weisen. Die vergleichende Betrachtung der Texte liefert überdies ein Beispiel dafür, daß die Klassische Philologie sehr wohl in der Lage sein könnte, ihren Beitrag zur Lösung fachübergreifender, aktueller Probleme zu leisten.

Die Vortragsreihe wurde am Nachmittag mit einem Referat von Herrn Dr. *Michael Wissemann* (Düsseldorf) fortgesetzt, der seine Ausführungen unter den Titel gestellt hatte: „Fabel. Zur Entwicklung eines Gattungsbegriffes“.

Der Vortrag zeichnete den Entstehungsprozeß der Gattungsbezeichnung Fabel historisch nach, indem er, bei den Griechen anfangend, über die lateinische Fabelliteratur, durch Spätantike und Mittelalter bis hin zu den modernen Nationalsprachen nach den Benennungen der Fabeln durch die jeweiligen Autoren sucht. Die griechische Antike benutzte *αἶνος*, *μῦθος*, *ἔπος* und *λόγος* gleichberechtigt nebeneinander; ohne eine dieser Bezeichnungen zu einem spezifischen Begriff werden zu lassen. In der lateinischen Literatur gab es ebenfalls keinen Terminus, bis sich bei Phaedrus *fabula* als Benennung für seine Dichtung herauskristallisierte. Avian griff dann diese Bezeichnung auf und benutzte sie zur Beschreibung der Fabeldichtung als eines selbständigen literarischen Genus.

Das lateinische Mittelalter kehrte in der Folge wieder zu einer Vielzahl verschiedener, unspezifischer Namen für unser Genre zurück und gab damit das Bewußtsein für die Fabel als eigene Literaturform auf. Erst in der Neuzeit setzte sich in den europäischen Nationalsprachen bei den Fabeldichtern ebenso wie in theoretischen Abhandlungen der von *fabula* abgeleitete Ausdruck Fabel/*fable*/*favola* allmählich als Terminus durch und brachte die endgültige Anerkennung der Fabel als literarisches Genre mit sich.

In diesem Längsschnitt zeigt sich literarkritisch, daß in der Antike und Spätantike die Verwendung von *fabula* als Bezeichnung für die Fabeln in unserem heutigen Sinn in direkter Abhängigkeit von ihrem Verständnis als ein eigenständiges literarisches Genus steht. Dieses Bewußtsein tritt nach seinem Verlust im Mittelalter erst wieder in der Moderne hervor, wobei sich die Probleme bei der Definition der Fabel davon beeinflußt erweisen, daß der Terminus im Laufe seiner Entwicklung einer spezialisierenden Verengung unterworfen wurde.

Den Abschluß der Sektionsveranstaltungen dieses Tages bildete ein Vortrag von Herrn Professor Dr. *Wilhelm Kierdorf* (Köln) über „Apollo und Augustus. Die Actium-Elegie des Properz (4,6)“:

Die Actium-Elegie des Properz ist in den letzten Jahrzehnten ins Gerede gekommen. Ein beachtlicher Teil der neueren Forschung erkennt in dem Gedicht, das traditionell als Bekenntnis des Dichters zu augusteischem Gedankengut gedeutet wurde, vielmehr ein parodisch überspitztes Scheinbekenntnis, das in Wahrheit die Distanz des Dichters durchblicken lassen soll. Die erneute Interpretation soll in Ergänzung der Arbeiten von BAKER und CAIRNS zeigen, daß die Umdeutung von falschen Voraussetzungen ausgeht: die kompositorischen Eigenwilligkeiten des Gedichts erklären sich überwiegend daraus, daß Properz die Schlacht von Actium im Rahmen eines Hymnus auf Apollo darstellt und Apollo regelrecht die Rolle des Feldherrn in dieser Schlacht übernehmen läßt. So erklärt sich die Unterdrückung der Namen der Heerführer bei der Vorstellung der Parteien; und die oft beanstandete Rede Apolls entspricht in Thematik und Aufbau den Gepflogenheiten der antiken Feldherrnrede. Es gibt also keinen Grund, von der traditionellen Deutung des Gedichts grundlegend abzurücken, man muß aber die Hymnus-Elemente der Darstellung klarer herausarbeiten.

Die Heranziehung der Münzmission des Antistius Vetus (16/15 v. Chr.) erlaubt es außerdem, den Anlaß des Gedichtes genauer zu bestimmen. Bei den „*ludi votivi pro valetudine Caesaris*“ im Herbst 16 v. Chr. wurde offenbar die Rolle Apollos beim Sieg von Actium hervorgehoben. Auch wenn man die Aufführung der Elegie im Rahmen des Festes für unwahrscheinlich hält, scheint



ein konkreter Bezug zu den Themen dieser Festfeier unabweisbar. Hier ist offenbar auch der Grund für die Gestaltung des Gedichtes als Apollon-Hymnus zu suchen.

Sämtlichen Vorträgen zollten die Anwesenden mit ihrem Beifall die verdiente Anerkennung. Soweit sich Gelegenheit zur Aussprache bot, wurde diese gern genutzt und führte zu mitunter fruchtbaren Diskussionen.

Vor der Mittagspause bestand – wie schon im Vorjahr – die Möglichkeit zum Austausch von Informationen und Berichten über aktuelle Entwicklungen in der Altertumswissenschaft.

Der dabei von den Herren Professoren *Mossay* (Louvain-la-Neuve) und *Sicherl* (Münster) gebotene Überblick über den Fortgang des Gregor-Unternehmens stellte ein weiteres Mal eindrucksvoll die hohe Bedeutung und Produktivität dieses der Sektion anvertrauten Forschungsprojekts unter Beweis.

Dankbarer Beifall der Anwesenden galt sodann dem Wirken von Herrn Professor *Hackens*, der als Vizepräsident der Gruppe PACT der Parlamentarischen Versammlung des Europarates eine Reihe von Initiativen ergriffen hat, die geeignet sind, das gemeinsame Bemühen um die Bewahrung des kulturellen Erbes zu stärken und zu fördern.

*Hans Jürgen Tschiedel*

#### b) Abteilung für Alte Geschichte

Am Dienstag, 4. Oktober, referierte Herr Professor Dr. *Hatto Schmitt*, München, über das Thema: „Grenzen der Macht des hellenistischen Königs.“

Eine Zusammenfassung des Vortrags liegt nicht vor.

*Heinrich Chantraine*

#### c) Abteilung für Archäologie

Am Dienstag sprach Herr Professor Dr. *Bruno Helly*, Lyon, über „Die historische Geographie Thessaliens im Lichte der Satellitenbilder und der Epigraphik“

Archäologie heute beschäftigt sich immer mehr damit, wie die Menschen von ihrem Lebensraum Besitz ergriffen und in welcher Art das Land von den verschiedensten Gesellschaften genutzt wurde. Auch in der Klassischen Archäologie wird diese Richtung berücksichtigt, wenn auch – zumindest in Griechenland – derartige Untersuchungen noch selten sind. Seit etwa 10 Jahren untersuchen wir erneut mit einer kleinen Forschungsgruppe das antike Städtetz in Thessalien unter Berücksichtigung geographisch-historischer Aspekte. Es ist kein Paradoxon – außer für die Archäologen, die glauben, alles sei schon erforscht – in einer hundert Jahre alten Archäologie, daß längst nicht alle dieser Städte bekannt sind und die genaue Lokalisierung der antiken Poleis, die die Schriftquellen nennen, noch nicht wirklich gesichert ist. Nur wenige dieser Lokalisierungen sind durch lokale epigraphische Funde bestätigt; in den meisten Fällen aber geben die am Ort entdeckten Inschriften nicht den Namen der zugehörigen antiken Gemeinden an. F. Stählin (1924) und E. Kirsten (1953) haben sich in ihren Arbeiten intensiv um die Erforschung dieser Landschaft bemüht, dennoch sind aber viele Fragen unbeantwortet geblieben, und manche Lokalisierungsvorschläge lassen Zweifel aufkommen. Daher sind wir heute noch nicht in der Lage, einen zutreffenden Kommentar zum 9. Buch von Strabo über die Geographie Thessaliens zu schreiben.

Das Ziel unserer Untersuchungen ist ein solcher Kommentar, nur mit einem Unterschied zur bisherigen Forschung: Zur Identifizierung der antiken Städte, deren Reste oft noch sichtbar sind, benutzen wir die antiken Texte nicht als einzige und überzeugende Quelle der Interpretation, wir versuchen vielmehr auch, die gesamte Landschaft mit ihrer räumlichen Struktur in die Untersuchungen miteinzubeziehen. Wir betrachten eine Siedlung oder Stadt nicht als eine kleine örtliche Einheit; denn wir untersuchen gleichzeitig, wie die dazugehörige Gegend als ökonomische Einheit genutzt wurde, indem wir die Landschaft ohne chronologische Eingrenzung mit ihren einzelnen Bestandteilen analysieren.

Diese Sehweise ist in der physischen- und Humangeographie längst üblich, und wir kennen geographische Modelle, die bereits im vergangenen Jahrhundert entwickelt wurden. Durch Luft- und Satellitenbilder läßt sich eine solche Untersuchung heute wesentlich präzisieren. Man kann mit ihrer Hilfe Informationen zur Geomorphologie, zu den Bodenarten (z. B. Überschwemmungen in der Neuzeit), zu Agrarstrukturen und Straßennetzen gewinnen. Die Prospektion, manchmal die Grabung im Gelände vervollständigt diese Informationen. Erste Ergebnisse haben wir z. B. zum Territorium, die Chôra der Stadt Larisa, deren wirkliche Ausdehnung von den antiken Quellen nicht erwähnt wird und die Historiker daher vernachlässigt haben. Auch das Städtetz dieser Gegend läßt sich rekonstruieren: durch Interpretation der Niveau-Unterschiede des Wasserspiegels des Boibe-Sees, des großen Wasserreservoirs in der thessalischen Ebene. Gleichzeitig erhalten wir die Sicherheit, daß in dieser Gegend auch antike Städte mit ihrem Territorium besiedelt wurden. Dazu können wir auch für die antiken Steine aus dieser Gegend, deren Inschriften bisher mit keiner bestimmten Stadt zu identifizieren waren, nun eine historisch signifikante Herkunftsangabe annehmen.

Es folgte ein Vortrag von Herrn Professor Dr. *Volkmar von Graeve*, Bochum, über das Thema „Neue Forschungen zur griechischen Malerei“.

Eine eingehende, bebilderte Zusammenfassung dieses Vortrags ist im *Jahrbuch der Ruhr-Universität Bochum*, 1988, S. 81 – 93, erschienen. *Tony Hackens*

## 6. Sektionen für Deutsche, Englisch-Amerikanische und Romanische Philologie

Wie im vorangegangenen Jahr veranstalteten die Sektionen für Deutsche, Englisch-Amerikanische und Romanische Philologie wieder ein gemeinsames Kolloquium, diesmal mit dem Thema „Literarische Typologie des Alten Testaments.“ Eine erste Umfrage bei Kolleginnen und Kollegen nach der Möglichkeit einer Beteiligung stieß auf eine so spontane vielfältige Reaktion, daß neben den zur Tagung zum Vortrag kommenden Beiträgen weitere fünfzig angeboten wurden, die mit ihnen in einem Sammelband der „Schriften zur Literaturwissenschaft“ 1989 im Druck erscheinen werden. Die Auswahl der Beiträge, die zum Vortrag kommen sollten, erfolgte mit der Absicht, verschiedene Zeiten und verschiedene Literaturen zu Wort kommen zu lassen sowie ein Beispiel – die Josephsgeschichte – zu einer ausführlicheren Darstellung zu bringen. Zu letzterem gehörten der öffentliche Vortrag von *Eckhard Heftrich* über Thomas Manns Josephsromane und die Referate von *Lothar Ruppert* über „Josef und Asenat“ und von *Erika Glassen* über die Josephsgeschichte in der orientalischen Literatur.



Die Thematik ging davon aus, daß Werke der schönen Literatur oder deren Motive in ähnlicher Weise als Antitypen zu entsprechenden Typen des Alten Testaments betrachtet werden können wie die Antitypen des Neuen Testaments in der biblischen Exegese. Der Rückbezug auf das im „AT“ vorgegebene Muster erlaubt es, die jeweils zeitgenössisch bedingte Eigenart herauszuarbeiten. Wenn wie in Thomas Manns „Joseph und seine Brüder“ das biblische Geschehen neu erzählt wird, vermag dessen Verständnis der alten Geschichte aus der Perspektive unserer Zeit neu erschlossen werden; Geschehen unserer Zeit wird durch den Bezug, in den es etwa in Joseph Roths „Hiob“ zur biblischen Geschichte gesetzt wird, an dieser gemessen. In Manns Romantetralogie heißt es, daß die Leute in der Gegenwart sprechen, aber die Vergangenheit meinten und diese auf jene übertrugen. Von zwei seiner Figuren wird gesagt, sie seien „eine Gegenwart, durchscheinend für immer ältere Vorvergangenheiten, die sich im Göttlichen verlieren, das in weiterer Zeitentiefe wieder aus menschlichem hervorgegangen.“ Wenn Thomas Mann darstellt, wie sich Geheimnis- und Charaktermuster in den Geschichten des „AT“ wiederholen, so kehren in der späteren Literatur die im „AT“ vorgebildeten Grundmuster wieder, sei es, daß sie nachgebildet werden oder daß späteres Geschehen dem Muster der früheren folgt.

Gegenüber anderen Texten, die Grundmuster für spätere Literatur lieferten, kommt dem Text des „AT“ eine besondere Autorität zu, insofern er als der Juden und Christen heilige Schrift den Anspruch erhebt, Offenbarungstext zu sein. Es ist eine in besonderer Weise heikle Frage, wie sich dieser Anspruch auch auf die literarische Typologie auswirkt. Der Vortrag von Eckhard Heftrich berührte die Frage, wenn er zeigte, wie die Kirche Thomas Manns Romantetralogie zunächst mit Ablehnung begegnete, da er nach ihrer Meinung die Botschaft verfälschte. Aber selbst bewußt antichristliche oder antireligiöse Literatur mißt sich immer wieder auch in ihrer Verneinung an dem Anspruch.

In dem ersten der Vorträge, „Non veni solvere sed adimplere: Zu den möglichen typologischen Hintergründen eines mittelalterlichen Gestaltungsprinzips“ zeigte *Alois Wolf*, Professor für Germanische Philologie an der Universität Freiburg i. Br., wie die Vertrautheit des Mittelalters mit dem typologischen Denken es ermöglichte, diese auch auf nichtbiblische Themenkreise zu übertragen.

Vor allem das volkssprachliche Mittelalter hat immer wieder und zum Teil in beeindruckender Fülle literarische Zeugnisse hervorgebracht, die auf Überbietung und Erfüllung vorausgehender Werke angelegt sind. Es stellt sich die Frage, ob dieses Phänomen nicht auch als epochenspezifisches Merkmal Bedeutung hat und wo dann die Wurzeln für dieses typische mittelalterliche Überbieten und Erfüllen liegen. Dabei zeigt sich, wie eine im Grunde immer verfügbare Problematik und Möglichkeit im Mittelalter unter der biblisch geprägten Denk- und Lebensform, die vor allem in der Spannung zwischen Altem und Neuem Testament begründet war, eine einmalige Zuspitzung erfuhr und ungemein fruchtbar werden konnte. So konnte es zu einer neuen Aufladung des Verhältnisses von Vor- und Hauptgeschichte kommen, so konnten neue Gestalten eingeführt werden, auf die ein anderes, verwandtes Bibelwort – *venit fortior me post me* – anzuwenden wäre, so konnten sich neue Beziehungen in der Funktion einzelner Figuren und Handlungsabläufe ergeben und der Dichter selbst, in der Beurteilung seines Tuns, konnte sich von dieser Überbietungs- und Erfüllungsdynamik getragen sehen, wenn er sich in Analogie zum neutestamentlichen *ego autem dico vobis* über seine Vorgänger erhebt und sein Wort als das Neue und Entscheidende ankündigt.

Mit einer Reihe erhellender Beispiele aus der darstellenden Kunst illustrierte *Hubertus Schulte Herbrüggen*, Professor für Englische Philologie der Universität Düsseldorf, seinen Vortrag „Wo ist dein Bruder Abel? Brudermord: Ein biblischer Motivtypus und seine Varianten in der englischen Literatur bis Shakespeare.“

Schulte Herbrüggen unterschied drei Stufen der literaturgeschichtlichen Entwicklung des Motivs von den Anfängen der englischen Literatur bis Shakespeare. Die Ausgangsstufe sah er als im wesentlichen exegetisch bestimmt wie er am Beispiel der „Irish Reference Bible“ und der Biblepik vom 8. bis zum 13. Jahrhundert dokumentierte. Als säkularisierende Ablösungsstufen interpretierte er Chroniken und Mysterienspiele des 14. und 15. Jahrhunderts. Antike Traditionsstränge treten in zunehmendem Maße an die Stelle der biblischen Vorbilder. In der Zeit des Humanismus – bei Erasmus und Thomas More – und der Renaissance – Shakespeare – sieht er das Motiv sich schließlich von seinem biblischen Ursprung lösen.

Die französische Literatur kam durch den Vortrag von *Volker Kapp*, Professor für Romanische Philologie in Erlangen, über „Racines Esther und die Diskussion über die Bedeutung der biblischen Themen im klassischen französischen Drama“ zur Darstellung.

Kapp legte dar, daß der Esther-Stoff nicht erst durch Racine für das französische Theater des 17. Jahrhunderts entdeckt wurde. Gleichwohl muß man feststellen, daß das klassische französische Drama keine biblischen Stoffe bearbeitet. Seine Dramaturgie trennt radikal zwischen profanen und religiösen Themen und verbannt letztere aus Respekt für die Angelegenheiten des Glaubens von der Bühne. 1645 hat Corneilles „Théodore vierge et martyre“ die Wende gebracht. Das Stück fiel durch und Jean Rotrous Wiederaufnahme der Thematik des bekehrten Schauspielers in „Le Véritable Saint Genest“ (1646) konnte nur noch die Befürworter einer säuberlichen Abgrenzung vom Ernst des Glaubens und Unernst des Theaters in ihrer Überzeugung bestärken. Boileau besiegelt diese Regel in seinem „Art poétique“ (1674).

1689 bildet Racines „Esther“ den Auftakt zu einer relativ kurzen Episode in der Geschichte des französischen Theaters, wo vorwiegend für das Mädcheninternat von Saint-Cyr französische Tragödien über biblische oder religiöse Themen geschrieben wurden. Zu ihren Verfassern gehören Boyer, Genest, J. B. Rousseau, die in ihrer Zeit Ansehen genossen, aber nicht in den Kanon der französischen Literatur eingegangen sind.

Racine hat seine „Esther“ auf Bestellung von Mme de Maintenon geschrieben. Die sich daraus ergebenden vielfachen Bezüge zum damaligen französischen Hof haben die Forschung so beschäftigt, daß sie das dramaturgische Konzept des Stückes selten unabhängig von diesem gesellschaftlichen Bezug analysiert und kaum einmal ernst genommen hat. Racine verlieh dem biblischen Stoff eine andere Handlungsstruktur als den antiken Stoffen, weil er auf der Bühne ein Stück Heilsgeschichte vor Augen stellen wollte. Dabei hielt er sich an Pseudo-Longinos, dessen Traktat „Vom Erhabenen“ durch Boileaus Übersetzung damals neue Aktualität erhalten hat.

An einigen Passagen zeigt Kapp, wie Racine das Erhabene zur Darstellung biblischer Themen benutzt und in seiner „Esther“ diese religiöse Weltsicht dem profanen Denken in der Gestalt des Aman entgegengesetzt, deren Geschichte nach dem Muster seiner antiken Tragödien auf die Bühne gebracht wird.

Der erste Teil der Vortragsfolge schloß mit dem Beitrag von *Fidel Rädle*, Professor für Mittellateinische Philologie an der Universität Göttingen, über „Das Alte Testament im Jesuitendrama.“

Im Mittelpunkt von Rädles Ausführungen stand Jakob Baldes „Jephtia Tragoedia.“ An ihrem Beispiel wurde erläutert, wie die typologische Tradition des Mittelalters im Drama der Jesuiten weiterlebt, Jephthas Tochter als Typ für den Antityp Christus erscheint. Das Jesuitendrama wird dabei allerdings nicht zum bloßen Nachfolger der mittelalterlichen Mysterienspiele. Wie bei diesen steht der typologische Befund nicht im Zentrum der Darstellung, sondern wird von den Rändern her eingebracht. Wie bei dem protestantischen Schauspiel der Zeit legt auch die im Jesuitendrama wirksame typologische Exegetik Wert auf den „litteralen Sinn.“

In dem ersten der beiden Vorträge zur Josephsgeschichte behandelte *Lothar Ruppert*, Professor für alttestamentliche Literatur und Exegese an der Universität Freiburg i. Br., den hellenistisch-jüdischen Roman „Josef und Asenat“ aus den ersten Jahrzehnten n. Chr.

In dem ersten Teil des Romans über Asenats Bekehrung zum wahren Gott und ihrer Liebe zu Josef will der Autor rechtfertigen, daß ausgerechnet der gottesfürchtige Josef die Tochter eines



heidnischen Priesters heiraten konnte. Nach dem Roman war Asenat zum Zeitpunkt ihrer Heirat mit Josef keine Heidin mehr, sondern durch spektakuläre Abkehr von ihren heidnischen Götzen und durch ihre vom Himmel bestätigte Hinwendung zur Religion Josefs bereits Jüdin. Es handelt sich um einen Missionsroman, da er Leser voraussetzt, die entweder bereits Juden sind oder sich als „Gottesfürchtige“ zumindest bereits auf dem Weg zum Judentum befinden.

Im Anschluß an den Vortrag von Ruppert sprach *Erika Glassen*, Professor für Islamkunde an der Universität Freiburg i. Br. und gerade neu ernannte Direktorin des Deutschen Orientinstituts in Beirut, über „Die Josephsgeschichte im Koran und in der persischen und türkischen Literatur.“

Im Koran wird die Josephsgeschichte als die „schönste Geschichte“ offenbart. Sie ist nicht identisch mit der alttestamentarischen und unterscheidet sich in Nuancen und Zusätzen, die z. T. aus den Midraschim bekannt sind. Aus dieser Quelle rühren wohl auch spätere Bereicherungen (in Form von logischen Begründungen und Verknüpfungen), die sich in den Koran-Kommentaren und Propheten-Erzählungen finden.

Die Josephsgeschichte gilt im islamischen Kulturbereich vor allem als illustratives Muster für Ereignis und Ablauf der göttlichen Prädestination. Gott demonstriert am Geschick von Joseph und seiner Familie, daß es für alle Schicksalsschläge gute Gründe gibt, wenn diese auch der menschlichen Einsicht meist verschlossen bleiben. Dem Menschen ziemt die „schöne Geduld“ Jakobs.

Als poetischer Stoff wurde die Josephsgeschichte dann von persischen und in ihrem Gefolge von osmanisch-türkischen und indo-iranischen Literaten entdeckt und gestaltet. Im Mittelpunkt des Referats steht die berühmte epische Version des persischen Dichters Ğāmī (1414 – 1492). Sein romantisches Versepos „Joseph und Suleicha“ entstand in einer Zeit, als die mystische Komponente der islamischen Religiosität sehr populär war. Joseph, dem der Schöpfer zwei Drittel des Schönheitsvorrats überhaupt zugeteilt hat, ist bei Ğāmī das Symbol der absoluten (irdischen und himmlischen) Schönheit. Er wird damit zur Inkarnation des Göttlichen, zum Geliebten jedes mystisch Liebenden.

Ğāmī hat Suleicha, der Frau Potiphars, eine eigene aus Märchenelementen gespeiste Vorgeschichte gegeben und ihr den Ruch der bloß sinnlichen Verführerin und potentiellen Ehebrecherin genommen. Joseph erfüllt seine Mission als Prophet, wenn er im heidnischen Ägypten die irdische Liebe der Geschöpfe, die seiner Schönheit gilt, in die Liebe zum „einen“ Schöpfergott verwandelt. Suleicha zerbricht ihre Götzen und wird zur Liebenden Gottes, als dessen Abglanz sie Josephs Schönheit erfährt. Doch auch die irdische Liebe kann schließlich Erfüllung finden.

Im Kontrast zu dieser mystischen Josephsgestalt steht Joseph, der Klassenverräter und Ausbeuter, in der modernen dramatischen Fassung des marxistischen türkischen Dichters Nâzim Hikmet (1902 – 1963), der die iranisch-osmanische Tradition durch das türkische Volksbuch rezipiert und sich während einer langen Gefängnishaft mit der alttestamentarischen und koranischen Josephsgeschichte auseinandergesetzt hat.

In dem ersten der beiden Vorträge zur Kain-Literatur des 20. Jahrhunderts sprach Dichter *Dieter Janik*, Professor für Romanische Philologie an der Universität Mainz, über „Das Kains-Motiv in spanisch-amerikanischen Romanen.“

Das aufregende Wagnis der spanisch-amerikanischen Literatur, so etwas wie eine literarische Typologie der altamerikanischen Mythologie zu imitieren, hat nach der Interpretation Janiks von der Tatsache abgelenkt, daß der in der kulturellen Wirklichkeit Lateinamerikas am tiefsten verwurzelte Bezugsrahmen für die Erfassung der symbolischen Dimensionen menschlichen Handelns und Leidens die katholisch-christliche Tradition ist. Sie ist verkörpert in den Geschichten und Gleichnissen des Alten und Neuen Testaments, in den anschaulichen Objektivationen des Glaubenslebens und in der institutionellen Machtstruktur der geistlichen Hierarchie. Während die beiden letzteren Erscheinungsformen des Christentums vor allem im thematischen Bereich spanisch-amerikanischer Romane eine Rolle spielen, bilden einzelne Texte und Gestalten der Bibel wiederkehrende implizite und explizite Deutungsfigurationen für die erzählten Geschichten und haben somit eine hermeneutische Schlüsselfunktion. Die vordergründig singulären Ereignisse der Erzählung öffnen sich auf bestimmte Momente biblischer Geschichten, und

umgekehrt eröffnet die Kenntnis der biblischen Geschichten ein bestimmtes Verständnis der literarischen Erzählungen.

Am Beispiel von Carlos Reyles' (Uruguay) „La raza de Cain“ (1900), José Revueltas' (Mexiko) „Los motivos de Cain“ (1957) und Eduardo Caballero Calderóns (Kolumbien) „Cain“ (1969) zeigt Janik, daß im Falle von Kain und Abel das Interesse an der biblischen Erzählung darin begründet ist, daß der Antagonismus des Brüderpaares als symbolisches Muster zahlloser gesellschaftlich begründeter Unrechtsverhältnisse in den Ländern Lateinamerikas ausgestaltet werden kann. Zugleich ist ein Bezug auf die biblische Geschichte ein Rekurs auf die einzige verbleibende Symbolik, die in der Kultur der in vielen Einzelzügen doch sehr voneinander verschiedenen Ländern Spanischamerikas präsent ist. Diese kulturelle Bedeutung des Christentums erklärt zugleich, warum auch dem christlichen Glauben und seiner Hoffnung fernstehende Schriftsteller Spanischamerikas so häufig biblische Symbolstrukturen in ihren Werken entfalten.

Für *Rudolf Haas*, der über Malamud und Chagall zu sprechen beabsichtigt hatte, aber im letzten Augenblick absagen mußte, sprang *Bernd Engler*, Habilitand und inzwischen Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br., mit einem Vortrag ein über „Der doppelte Sündenfall im menschlichen Selbstbewußtsein: Alttestamentliche Typologie in Dramen Archibald MacLeishs, Howard Nemerovs und Jean-Claude van Itallies.“

Der biblische Sündenfall wird nach Engler in den interpretierten amerikanischen Bühnenwerken zum archetypisch gültigen Sinnmodell. Problematisiert wird die Möglichkeit des Bösen. In Archibald MacLeishs „*Nobodaddy*“ macht der Sündenfall den Menschen erst zum Menschen, indem er ihm ein Selbstbewußtsein verleiht. Er wird aber zu einem tragischen Fall, insofern er auch die Einsicht in die Heimatlosigkeit und existentielle Fremdheit des Menschen in der mit keinem Bewußtsein ausgestatteten Welt vermittelt. Kain, dessen Geschichte miteinbezogen ist, wird wie bei Byron zum Rebellen statt zum Verbrecher. Im Unterschied zu dem Kain Byrons ist er aber zum Scheitern verurteilt. In Howard Nemerovs „Cain“ wird Gott selbst Ursache des Sündenfalls. Wie Nemerovs Stück erscheint auch van Itallies „*The Serpent*“ als literarischer Antityp zu einem umgedeuteten Typ des biblischen Brudermordes, wenn Präsident Kennedy und Martin Luther King zu dessen Opfern werden. In einer der ursprünglichen Bedeutungen des Sündenfalls verkehrenden Art und Weise erfüllt sich in den drei amerikanischen Schauspielen der göttliche Fluch.

An der abschließenden Podiumsdiskussion beteiligten sich alle noch anwesenden Sprecher, ferner die Professoren Eckhard Heftrich, Münster, Heinz Schulte-Herbrüggen, Berlin, Klaus Weiss, Freiburg i. Br., Univ. Doz. Kurt Müller, Freiburg i. Br., Dr. Daniela Tandeki, Bonn, sowie Professor Margot Schmidt, Eichstätt, die ihren Vortrag über „Alttestamentliche Typen in den Paradieseshymnen Ephraems des Syrers“ im Rahmen der Sektion für die Kunde des Christlichen Orients gehalten hatte.

*Franz Link*

## 7. Sektion für die Kunde des Christlichen Orients

Die Sektion für die Kunde des Christlichen Orients tagte am Montag, dem 3. Oktober 1988, im Seminarraum 44 (RW) der Universität Bayreuth. Anstelle des erkrankten Sektionsleiters übernahm Professor Dr. *Anton Schall*, Heidelberg, die Leitung der Veranstaltung. Folgende Vorträge wurden gehalten:

Univ.-Professor Dr. *Ernst Chr. Suttner*, Wien: „Filioque und Kircheneinheit“.

Die gemischte Kommission für den offiziellen theologischen Dialog zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche verabschiedete 1987 ein Dokument, das Aussagen enthält über die Möglichkeiten einer „konkreten Entwicklung, die in einem Teil der Christenheit eingetreten ist (und) von dem anderen Teil als legitime Entwicklung betrachtet werden könnte.“ Das Dokument ermöglicht eine neue Antwort auf die Frage, ob das „filioque“ die Kircheneinheit behindert, und



eröffnet neue Perspektiven gegenüber dem, was Y. Congar noch 1979/80 in seinem Werk „Je crois en l'Esprit Saint“ (deutsch: Der Heilige Geist, Freiburg 1982) darlegen mußte. In fünf Schritten wird dies aufgezeigt.

1. Es wird gefragt nach der traditionell unterschiedlichen Art der Katholiken und Orthodoxen, überlieferte Normen dem sich wandelnden Leben anzupassen und nach dem „Sitz im Leben“ hierfür.

2. Die Aussagen des Dokuments der Dialogkommission über die Bedingungen, unter denen Entfaltungen der Glaubensaussagen in einem Teil der Kirche legitim sein können, werden dargelegt.

3. Durch das „filioque“ hörte die abendländische Kirche nicht auf, sich im Sinn des Dokuments auf das authentische Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel zu beziehen.

4. Das „filioque“ verstößt nicht gegen die Grundforderung, wie sie im Dokument erhoben wird, daß weder gewollt noch ungewollt am Inhalt der Lehre etwas geändert werden kann.

5. Die Kirchengemeinschaft erwächst dem Dokument gemäß nicht mit logischer Zwangsläufigkeit aus der Tatsache, daß ihre Voraussetzungen gegeben sind; sie muß gewährt werden.

Univ.-Dozent P. Dr. habil. *Andreas Wittig* OSA, Würzburg: „Ein Unionsversuch mit den von den Persern 1604 nach Isfahan umgesiedelten Armeniern“.

1. Der Weg der Armenier nach Isfahan

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts lebten die Armenier hauptsächlich unter osmanischer und persischer Herrschaft: zwischen diesen beiden Reichen war das Grenzgebiet, in dem die Armenier wohnten, umkämpft. 1604 mußte der persische Schah Abbas I. vor dem Osmanensultan Selim I. zurückweichen. Er siedelte die Armenier von Dschulfa nach Isfahan um.

2. Die Zuständigkeit der Portugiesen

Papst Alexander VI. hatte 1493 die nichtchristliche, zu missionierende Welt unter Portugiesen und Spaniern aufgeteilt. Persien gehörte zum portugiesischen Interessensgebiet. Der portugiesische König beteiligte alle Orden an dieser Aufgabe, auch die Augustiner.

3. Die portugiesischen Augustiner

1572 gingen die ersten portugiesischen Augustiner nach Indien (Goa); von dort kamen sie 1603 nach Isfahan.

4. Der Unionsversuch des Dom Diogo

Die Augustiner in Isfahan mühten sich um die armenischen Flüchtlinge: sie unterstützten den Klerus finanziell und mit liturgischem Gerät. Der Augustinerpater Diogo fühlte sich durch diese Hilfe berechtigt, das kirchliche Haupt der armenischen Flüchtlinge, den Patriarchen David, zu fragen, ob er schon gegenüber dem Bischof von Rom sein Glaubensbekenntnis abgelegt habe; es ging ihm dabei um die Anerkennung der Oberhoheit Roms. Die Besorgnis der Armenier wegen der Beibehaltung ihrer Eigenbräuche akzeptierte Diogo nicht: Diese könnten vom Papst „gebilligt“ werden. Daraufhin unterschrieb Patriarch David eine Unionsformel.

5. Widerstand gegen die Union

Die von den finanziellen Zuwendungen der portugiesischen Ordensleute nicht abhängigen armenischen Kaufleute widersetzten sich der von David abgeschlossenen Union. Sie wandten sich an Schah Abbas mit der Behauptung, ihre Bischöfe wollten sie verkaufen und zu Portugiesen machen. David verlangte daraufhin die Rückgabe der Formel. Die Armenier vermieden fortan den Kontakt mit den Augustinern.

6. Wertung

Diogo handelte wie ein Vertreter einer Großmacht an Hilfsbedürftigen. Eine Begegnung zweier christlicher Traditionen hat hier nicht stattgefunden. Diogo war die armenische Tradition unbekannt; er zeigte sich auch nicht an ihr interessiert. Ihm ging es ausschließlich um die Unterwerfung der armenischen Christen von Isfahan unter die römische Oberhoheit.

Frau Dr. *Margot Schmidt*, Eichstätt: „Alttestamentliche Typologien in den Paradieseshymnen Ephraem des Syrs“.

## 1. *Das Bild Adams*

- 1.1 Urzustand: „Kleid der Herrlichkeit“ – „Lichtkleid des Paradieses“  
„König der Erde“  
„Herrlicher als das Paradies“
- 1.2 Adams Fall: Der Name Adams wird häßlich  
„Er wurde nackt“  
„gefallen zum Wohnort der Tiere“: Adam – Ozias
- 1.3 Adams Rückkehr: Adam – Nabuchodonosor  
Adam – Christus  
„Rückgewinnung des Kleides der Herrlichkeit“

## 2. *Das Gleichnis in Mose*

- 2.1 Sinnbild der Vergöttlichung durch stufenweise Schau
- 2.2 Ein Gleichnis der Befreiung im Paradies
- 2.3 Zeuge Gottes durch das Buch: Verkündigung

## 3. *Vorbild des Elias*

- 3.1 Für Christus Verherrlichung und Himmelfahrt
- 3.2 Für die Auferstehung des Fleisches

## 4. *Gleichnis und Bild der Schlange: Kampf zwischen Teufel und Gott*

- 4.1 Das Sprechen der Schlange und das der Eselin Balaams
- 4.2 Satan und Judas Iskariot: ein Bild für die Macht des Bösen  
Die Allgemeinheit des „Sündengiftes“

## 5. *Die Kosmographie des Paradieses, ein Typus der stufenweisen Erhebung und kosmischen Durchdringung*

- 5.1 „Der Garten Edens“, „Der Baum des Lebens und der Erkenntnis“, Die Wasser des Paradieses, Die Luft des Paradieses, Typus der geistigen Ernährung
- 5.2 „Die Höhe des Paradieses wird nie bezwungen“: Die Höhe der „Schekina“, Die Arche Noe, Der Berg Sinai
- 5.3 Das Paradies, ein Typus der Kirche  
„Das Betreten des Paradieses ist wie der Empfang der Offenbarung“

P. Lic. *Johannes Düsing*, Jerusalem: „Die Russisch-Orthodoxe Kirche im Heiligen Land. Zur Tausend-Jahr-Feier der Kiewer Rus“.

Im Apostolischen Schreiben „Euntes in Mundum“ von Papst Johannes Paul II. zur Tausend-Jahr-Feier der Taufe der Rus' von Kiew vom 25. 1. 88 heißt es: „Die gesamte katholische Kirche schaut auf dieses Ereignis und nimmt geistig an der Festfreude der Erben jener Taufe Anteil (2)... Dieser Jahrestag ist nicht nur eine geschichtliche Erinnerung und eine Gelegenheit, um wissenschaftliche Arbeiten und Wertungen zu erstellen, sondern ist auch und vor allem eine Einladung, unsere pastorale und ökumenische Aufmerksamkeit von der Vergangenheit auf die Zukunft zu lenken, unsere Sehnsucht nach Einheit zu vertiefen und unser Gebet dafür zu verstärken.“ (9)

Im Sinne dieser Worte versucht der Vortrag, mit Hilfe der im Rahmen der Präsenz der Görresgesellschaft in Jerusalem entstandenen polycopierten Beilagen einen liturgiegeschichtlichen Einstieg in sein Thema, um zu erweisen, daß das geistliche Erbe von Byzanz/Konstantinopel bei der Christianisierung der Rus' auf vielfache Weise das liturgische Erbe Jerusalems und Palästinas mit seinem Schatz heiliger Dichtung in sich einbegreift (Typikon/Ustav von Mar Saba). Mit Hinweis auf die altrussische Wallfahrts- und hagiografische Literatur (Igumen Daniil 1106 und hl. Eufrosynia von Polozk 1173) soll die einzigartige Verbindung und Liebe der Russisch-Orthodoxen Kirche zur „Stadt Christi unseres Gottes“ (Jakobusliturgie) als dem „Haupt aller Kirchen und Mutter der Orthodoxie“ (Metropolit Feodossij v. Moskau †1464) im Verlauf ihrer Geschichte bis zur Gegenwart hin aufgezeigt werden unter besonderer Berücksichtigung der Tätigkeit der Russischen Geistlichen Mission und der Kaiserlich-Orthodoxen Palästina-Gesellschaft ab Mitte des vergangenen Jahrhunderts.

Der Besuch war mehrfach sehr gut, der Seminarraum bei einigen Vorträgen voll besetzt. Im Anschluß an die Vorträge fand jeweils eine rege Aussprache statt.

*Julius Aßfalg*



## 8. Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichtsbewältigung der Deutschen: Carl Schmitt, Staatsrechtslehrer und politischer Denker, Jurist und Artist, Theoretiker und Opfer des Politischen als der Unterscheidung von Freund und Feind, selbst zum Feind erklärt und geächtet von denen, die sich über seinen Begriff des Politischen entrüsten. Gleich Martin Heidegger, sogar vor ihm, ist er von der deutschen Rechtswissenschaft und von der deutschen Universität zum Sündenbock erkoren für ihre nachträglichen Selbstreinigungsrituale, seither von politisch-frommem Schauer umhüllt. Ein Sündenbock ist nicht schuldlos. Aber er muß die Größe haben, um die Sünden der Vielen und der Mittelmäßigen mit abzubüßen. Diesem Anspruch genügt Carl Schmitt vollauf. Insofern beweist die Sündenbock-Wahl Instinkt für geistigen Rang.

Die Folge ist, daß der unbefangenen sachliche, der wissenschaftliche Zugang zu Carl Schmitts Werk durch moralische Sentiments und politische Ressentiments erschwert wird. Ein kaum ermeßliches Gesamtwerk aus mehr als 60 Jahren, das sich über alle deutschen Verfassungsepochen des 20. Jahrhunderts erstreckt, verkürzt sich in der Apperzeption auf den Zeitraum von drei Jahren (1933 – 1935), und in diesem Rahmen vornehmlich auf zwei fatale Aufsätze, die seine wahre Identität ausmachen sollen. Der Anblick der Ferse soll genügen, um den ganzen Achilles zu kennen. Mag bei Hegel die Lektüre eines Paragraphen ausreichen, um auf das totale System rückzuschließen, so versagt die Pars-pro-toto-Methode bei dem unsystematischen, dem aphoristischen Denker Schmitt, der sich nicht in eine einzige Fachdisziplin fügt, dessen Werk sich in großen Wenden und Widersprüchen entwickelt, das sich an Paradoxien und Antithesen entzündet, dem nur verwandt ist, wer sich wandelt und wer Sinn hat für gefährliche intellektuelle Spiele. Ironie liegt darin, daß der Proteus Schmitt seit 1945 gerade auf seine Gestalt in den Jahren 1933 – 1935 festgelegt wird, die ihm zu der damaligen Zeit gerade die alten NS-Kämpfer und die beflissenen unter den Spätberufenen wegen seiner Weimarer Vergangenheit nicht als glaubwürdig hatten abnehmen wollen.

Analogien zu Richard Wagner liegen nahe: Verstrickung von Person und Werk in die Fährnisse deutscher Politik, zu Lebzeiten wie posthum; Reiz und Aufreizung, Faszination und Irritation, die auch die Nachwelt ergreifen und die verhindern, daß sich Distanz und Ruhe einstellen, die Voraussetzungen für friedvoll-gleichgültige Existenz als Klassiker. Schmitt selbst hat in der Zelle des amerikanischen Internierungslagers Worte Wagners aus dem „Siegfried“ reflektiert und die in ihnen versteckten Gedanken Max Stirners, eines anderen Bayreuthers. Doch jenseits der Allusionen zum genius loci, des Tagungsortes Bayreuths, jenseits auch des kalendarischen Anlasses, im Jahre 1988 des hundertsten Geburtstages Schmitts (1888 – 1985) zu gedenken, gab es sachliche Gründe genug, daß sich die Sektion der Görres-Gesellschaft des Themas annahm.

Nicht der geringste unter den Gründen ist Schmitts Bedeutung als katholischer Intellektueller. Katholisch war seine Herkunft, katholisch sein Stigma in der liberal-protestantischen Universität nach dem Kulturkampf. Er hatte sich zu diesem Stigma mit Stolz bekannt in seiner glanzvollen Frühschrift „Römischer Katholizismus und politische Form“ (1923), der Deutung der Kirche in ihren politischen, juridischen und ästhetischen Dimensionen. Eine helllichtige Apologie und Legitimation der „Sichtbarkeit der Kirche“ steht am Anfang des Schaffens (1917). Spezifische katholische Tradition liegt in der Vermittlung der gegenrevolutionären Ideen Donoso Cortés und

de Maistres, in bestimmten Begriffsbildungen und im institutionellen Rechtsdenken. Negativ konfessionsgeprägt, Opposition gegen die hartnäckig vormoderne, ungeschichtliche, unpolitische Staatslehre der Neuscholastiker, ist sein Sinn für die geschichtliche Situation und für das existentiell Politische, seine Anknüpfung an die Klassiker des modernen Staates Machiavelli, Bodin und Hobbes, die von der katholischen Staatslehre noch heute ignoriert werden, die meint, unvermittelt von Thomas zu den Menschenrechten springen zu können. – Die katholischen Hoffnungen, die Schmitt in seinen Anfängen auf sich zog, schlugen um in Enttäuschung, als er sich mit seiner Wiederverheiratung trotz verlorenem Ehe-Annullierungsprozeß vor der Rota Romana mit der Kirche überwarf, vollends, als er sich 1933 dem NS-Regime zuwandte. Nunmehr fiel ihm, der sich bis ins hohe Alter zur Kirche seiner Herkunft bekannte und ihr verbunden blieb, die Rolle des „Abtrünnigen“ zu.

Die Sektion konnte ausgewiesene Kenner Carl Schmitts als Referenten gewinnen: *Helmut Quaritsch* (Speyer), der soeben den gewichtigen Band „Complexio Oppositorum“ (1988) herausgebracht hatte, Ertrag des von ihm initiierten ersten wissenschaftlichen Kongresses über Schmitt; *Bernd Rütters* (Konstanz), der kurz zuvor sein thematisch einschlägiges Buch „Entartetes Recht – Rechtslehren und Kronjuristen im Dritten Reich“ (1988) publiziert hatte.

*Helmut Quaritsch*, der zwei Vorlesungen hielt, den Part des verhinderten dritten Referenten Roman Schnur souverän mitübernehmend, referierte über „Carl Schmitts ‚Positionen und Begriffe‘“. Carl Schmitt hatte kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges 36 Aufsätze aus der Zeit zwischen 1923 und 1939 zusammengestellt; der Band war 1940 erschienen unter dem Titel „Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar – Genf – Versailles 1923 – 1939“. Der 1988 herausgekommene Neudruck gab Veranlassung, anhand dieser literarischen Selbstdarstellung die besondere Situation Carl Schmitts im Jahre 1939 und die subjektiven „Positionen“ nachzuzeichnen, in die er zwischen 1912 und 1919 eingerückt war. Leitgedanken des Referats: Die „Positionen“ sind als „Grundprägungen“ seines Denkens zu verstehen: Carl Schmitt war Ästhet, Katholik, Etatist und Nationalist. Sein *Ästhetizismus* entfaltete sich in seinem Begriffsdenken; mit ihm setzte er „Form gegen Chaos“. Seine *Katholizität* trug er 1939 durch das Medium Donoso Cortés vor. Sein *Etatismus* ist in diesem Bande nur durch Arbeiten vertreten, die 1939 nicht mehr aktuell waren, jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Sein *Nationalismus* (im Sinne heutiger Definitionen) trug nicht nur seinen „Kampf“ gegen Genf und Versailles, sondern auch gegen Weimar. Die Komposition des Sammelbandes scheint darauf hinzudeuten, daß Carl Schmitt 1939 über Weimar positiver dachte als 1928; Genf und Versailles hingegen sind noch voll im Visier. Die „Theorie des Mythos“ (1923) und der „Begriff des Politischen“ (1927) sind die Instrumente, die zur Revision des Versailler Vertrages und Rückgewinnung der deutschen Großmachtstellung nötig sind; seine Aufsätze über die Rheinlandbesetzung, den Völkerbund usw. konkretisieren diesen allgemeinen Ansatz. Zum Schluß untersuchte Quaritsch, wie sich in „Positionen und Begriffe“ die Wende von 1933 spiegelt und welche Motive Carl Schmitt veranlaßten, sich der Regierung Hitler so rückhaltlos zur Verfügung zu stellen.

„Positionen und Begriffe“ ziehen einen Strich unter die bisherigen Denkrichtungen und Argumentationsweisen. Carl Schmitt distanzierte sich nicht, aber er wendete seinen bisherigen „kämpferischen“ Arbeiten den Rücken zu. „Positionen und Begriffe“ bezeichnen nach Gegenstand und Form, aber auch durch den Wechsel der



Darstellungsweise einen Wendepunkt im Werke Carl Schmitts. Mit „Land und Meer“ (1942) trat Carl Schmitt aus dem Status des Kämpfers in den des Betrachters über.

*Bernd Rütters* konzentrierte sich auf das Thema „Carl Schmitt im Dritten Reich“. Er schilderte den Weg, der den glänzendsten und originellsten Staatsrechtslehrer der Weimarer Verfassungsepoche zum Nationalismus führte, die politische Konversion und ihre Wirkungen, Karrierehoffnung und deren rasches Ende, Gegnerschaft und Widerstand aus der NS-Hierarchie, Angriffe des emigrierten Freundes Waldemar Gurian. Schmitts antisemitischer Kampf, seine Analysen der staatlichen wie internationalen Gegebenheiten („Staat – Bewegung – Volk“, „Großraumordnung“), seine Legitimationsthesen („Der Führer schützt das Recht“), seine Methode („konkretes Ordnungsdenken“). Die Möglichkeit wurde sichtbar, daß eine ganze Rechtsordnung allein durch Interpretation umgewertet wird durch „unbegrenzte Auslegung“ des Rechtsanwenders, der sich dazu ermächtigt sieht, sich auf die „Seite der kommenden Dinge“ zu schlagen.

Die Vorträge lösten in dem großen Kreis aller Fachrichtungen ungewöhnliche Aufmerksamkeit und Bewegung aus. Die Diskussion sprengte den vorgesehenen zeitlichen Rahmen. Die Diskussionsbeiträge zielten auf Vita und Werk und ihre möglichen Zusammenhänge, auf Zeitbedingtheit und Übertragbarkeit der Positionen und Begriffe (etwa der Großraumidee als mögliche Gruppierungskategorie des Völkerrechts). Sie kehrten immer wieder zu der Frage zurück „Wie konnte es kommen?“, aber auch zu dem Dilemma retrospektiver Moralurteile. Zuspruch wie Widerspruch bestätigten die Aktualität Schmitt'scher Theorien.

Eine der kursierenden Carl-Schmitt-Legenden konnte vor Ort widerlegt werden: er sei nach 1933 aus der Görres-Gesellschaft ausgetreten. Schmitt hat zwar an der 5. Auflage des Staatslexikons mitgearbeitet, die in den Jahren von 1926 bis 1932 erschienen war. Doch ausweislich der Forschungen ihres Archivars Hans Elmar Onnau ist Carl Schmitt niemals Mitglied der Görres-Gesellschaft gewesen. *Josef Isensee*

## 9. Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

Die Sitzung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Sektion stand unter dem Generalthema „Probleme der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, besonders bei ihrer Anwendung im internationalen Vergleich“.

Basis der Verhandlung war das Referat von Prof. Dr. *Friedrich Geigant*, Universität Hannover, über das Thema „Nutzen und Nutzung der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung“. G. beschäftigte sich zunächst mit den paradigmatischen Voraussetzungen des Systems of National Accounts. Er umriß es als in sich konsistentes, quantifizierbares und der Marktlogik verpflichtetes Rechenwerk. Manche Kritik knüpft, wie der Referent zeigte, am Unvermögen an, die Idealkonzeption statistisch umzusetzen, so der Vorwurf der „Input-Orientierung“. Es gibt jedoch auch Kritik, die sich gegen die konzeptionellen Grundlagen richtet und deshalb besondere Aufmerksamkeit verdient. Der Referent setzte sich eingehend mit solchen Argumenten auseinander. Er hält den Spielraum für Kompromißmöglichkeiten für gering, wenn das Rechenwerk nicht in seinem ursprünglich intendierten und auch jetzt noch brauchbaren, allerdings einge-

schränkten Sinn verwendet werden soll. Das System of National Accounts gibt in dieser Sichtweise einer dem ökonomischen Kalkül angepaßten anthropozentrischen und gegenwartsorientierten Position Ausdruck. Es liefert Grundlagen für sachgerechte wirtschaftliche Entscheidungen. Dagegen ist es eindeutig überfordert, wenn seine analytische Struktur und die aus dem Rechenwerk ableitbaren Gesamtgrößen für Gesichtspunkte der Humanität und Solidarität instrumentalisiert werden sollen. Wohlstands- und Wohlfahrtsmessung waren nie eine legitime Aufgabe der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung.

In einem zweiten Referat behandelte Dr. *Frank Dorow*, Statistisches Bundesamt Wiesbaden, das Thema „Grenzen der internationalen Vergleichbarkeit der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen“. Der Beitrag näherte sich dem vielschichtigen Problem der Vergleichbarkeit unterschiedlicher VGR-Angaben in fünf Abschnitten:

1. Grundlegende theoretische Aspekte der Vergleichbarkeit:

Vergleiche führen nur zu gehaltvollen Ergebnissen, wenn sie von einer hinreichend befriedigenden (und akzeptierten) Theorie ausgehen, die angibt, worauf sich der Vergleich beziehen und anhand welcher statistischer Daten gemessen werden soll.

2. Einschränkungen der Vergleichbarkeit durch fehlende Übereinstimmung der VGR-Konzepte und Definitionen.

Vergleiche von VGR-Ergebnissen können problematisch sein, wenn

- die angewandten VGR-Konzepte die ökonomischen Verhältnisse (z. B. in Entwicklungsländern) nicht ausreichend widerspiegeln,
- die zugrundeliegenden Konzepte und Definitionen nicht übereinstimmen.

3. Einschränkungen der Vergleichbarkeit durch fehlende statistische Genauigkeit.

Bei Vergleichen anhand derartig komplexer Zusammenfassungen, wie sie VGR-Ergebnisse darstellen, können große Einschränkungen durch Fehler in den Ausgangsstatistiken, durch Lücken und durch fehlerhafte Schätzungen solcher Lücken auftreten.

4. Probleme des Vergleichs verschiedener Währungen.

Alle Umrechnungen stellen Kompromißlösungen dar, deren Aussagekraft oft nur schwierig zu beurteilen ist.

5. Die EG-Richtlinien zur Harmonisierung der Erfassung des Sozialprodukts als politische Anwendung eines Sozialproduktsvergleichs.

Das Sozialprodukt der EG-Mitgliedsstaaten wird in den nächsten Jahren die Höhe der Beiträge zum EG-Haushalt bestimmen. Das bringt umfangreiche und schwierige Harmonisierungsprobleme für die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung in allen EG-Staaten mit sich.

Die besondere Problematik der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung für den Vergleich zwischen Entwicklungsländern und von Entwicklungsländern mit entwickelten Ländern behandelte der Berater der EG-Kommission im Ministerium für Planung und Bergbau der Republik Togo, Herr Dipl. Volksw. *Wolfgang Götz*.

Bei internationalen Vergleichen von Entwicklung bzw. Unterentwicklung wird das Bruttosozialprodukt pro Kopf als wichtigste Maßgröße herangezogen. Besondere Zweifel ergeben sich dabei für die Sozialproduktsdaten von Entwicklungsländern. In Togo sind diese hauptsächlich durch die folgenden drei Punkte begründet:



1. Das Statistische Amt der Republik Togo ist – wie die meisten afrikanischen Länder – personell und materiell unzureichend ausgestattet. Notwendige Daten können deswegen oft nicht oder nicht rechtzeitig erhoben werden.

2. Neben der modernen, organisierten Wirtschaftstätigkeit bestehen zahlreiche traditionelle und informelle Produktions- und Lebensweisen mit nicht marktmäßigen Aktivitäten. Es gibt bis heute kein Mittel, diese vollständig zu erfassen und zu bewerten.

3. Der Wert des Außenbeitrages afrikanischer Entwicklungsländer ist eine problematische Größe, weil für die Festlegung der Preise eher politische als Marktkriterien von Bedeutung sind. In Togo wird diese Maßzahl besonders fragwürdig, denn hier hat die geographische Lage den Schmuggel zu einem wichtigen nicht quantifizierbaren Wirtschaftsfaktor werden lassen.

Eine gute Diskussion vertiefte die von den Referenten behandelten Probleme, und man wurde sich der eingeschränkten Bedeutung der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung bewußt. Andererseits war es auch die Überzeugung des Auditoriums, daß darauf für eine beschränkte Aussage nicht verzichtet werden kann.

*J. Heinz Müller*

## 10. Sektion für Kunstgeschichte

Das Sektionsprogramm der diesjährigen Jahresversammlung war unter das Rahmenthema „Probleme kirchlicher Textilkunst“ gestellt, das in fünf Referaten abgehandelt wurde. Natürlich war es nicht möglich, die volle Spannweite des Themas zu entwickeln. Doch konnten sehr unterschiedliche Gesichtspunkte und Denkmäler der Kunst zur Geltung gebracht werden – angefangen von einem herrscherlich-sakralen Werk wie dem berühmten Bamberger Sternenmantel über kirchliche Gebrauchstextilien des hohen Mittelalters zu Fragen der Gestaltung des Meßgewandes in barocker Zeit. Am Beispiel des Rubenszyklus „Triumph der Eucharistie“ und seiner Tapissereien wurde ein barockes „Gesamtkunstwerk“ kirchlicher Ausstattung vorgeführt. Die Präsentation eines heutigen bedeutenden Domschatzes mit charakteristischen Beispielen liturgischer Textilien verschiedenster Art schloß die Folge der Vorträge ab, deren Referenten vorwiegend aus der Reihe von Mitarbeitern der kirchlichen Denkmalpflege bzw. Diözesanmuseen gewonnen werden konnten. Ihnen ist für ihre spontane Bereitschaft zur Mitarbeit ausdrücklich zu danken. Die Vorträge wurden von einer wechselnden, aber in allen Fällen ansehnlichen Zahl von Interessenten besucht, die sich auch an den zum Teil sehr lebhaften Diskussionen beteiligten.

Das erste Referat wurde von Frau Dr. *Renate Baumgärtel* (Bamberg) gehalten, die besonders durch ihre Arbeiten über liturgische Geräte und Paramente des Bamberger Domschatzes bekannt geworden ist, dessen Sammlungen sie seit 1980 hauptamtlich betreut, mit dem Thema: „Der Sternenmantel Kaiser Heinrichs II.“

Unter den goldgestickten Gewändern der Jahrtausendwende, die im Bamberger Domschatz verwahrt werden, nimmt der sogenannte Sternenmantel Kaiser Heinrichs II. eine besondere Stellung ein, da aus der großen Widmungsschrift am Mantelsaum eindeutig hervorgeht, daß er aus dem Besitz des in Bamberg als Bistumsgründer hochverehrten Kaisers stammt. Der Mantel ist jedoch nicht unversehrt auf uns gekommen. Eine umfangreiche Restaurierung fand in den Jahren 1452 bis 1455 statt, bei der die gestickten Motive und die Buchstaben aus dem alten Trägerstoff ausgeschnitten und auf einen blauen Seidendamast mit Granatapfelmuster aufgenäht wurden.

Eine 1986 durchgeführte technische Untersuchung ergab jedoch, daß die heutige Anordnung der Motive in etwa der ursprünglichen entspricht. Damit ist gesichert, daß an dem Mantel ein christlicher Themenkreis (Majestas Domini) und profane Darstellungen (Sternenbilder und Tierkreiszeichen) zu einer „descriptio totius orbis“ vereint waren.

Den Sternenbildern sind Inschriften zugeordnet, die auf eine lateinische Übersetzung der Phainomena des Aratos zurückgehen. Die unregelmäßige Anordnung der Texte läßt erkennen, daß sie nicht mehr dem einstigen Zustand entspricht. Nur eine einzige Inschrift steht noch im originalen Zusammenhang (mit dem Sternbild Krebs). Da sie mit dem Phainomena-Text nicht übereinstimmt, muß daraus geschlossen werden, daß die verkürzten Aratos-Texte erst von der 1452 ff. erfolgten Restaurierung stammen. Sie ersetzen wesentlich längere Texte, deren Inhalt nicht mehr zu rekonstruieren ist.

Auch von den Bildmotiven glaubte man bisher, daß ihnen – analog zu den Inschriften – illustrierte Phainomena-Ausgaben zum Vorbild gedient haben müssen. Da aber die Inschriftentexte in der heutigen Form erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts hinzukommen, können für die bildlichen Darstellungen auch andere (bisher nicht aufgefundene) astronomische Handschriften als Vorbild in Frage kommen. Weitere Beobachtungen erlauben den Schluß, daß die Inschriften einst in zwei Zeilen jedes Sternbild umgaben. Damit läßt sich das ursprüngliche Aussehen des Mantels zeichnerisch recht gut rekonstruieren. Die Entstehungszeit des Mantels ist durch die gestickten Widmungsinschriften zwischen 1018 und 1024 einzugrenzen. Als Entstehungsort kommt Regensburg in Frage, wie die stilistische Untersuchung der großen Umschrift am Mantel-saum erweist.

(Das Referat wird in erweiterter Form erscheinen in: Epigraphik 1988, Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse).

Das zweite Referat war Museumsdirektor a. D. Dr. *Horst Appuhn* (Lüneburg) zu verdanken, den Mitgliedern der Görres-Gesellschaft bereits von einem 1986 in Göttingen gehaltenen Vortrag bekannt. Er stellte „Altardecken, Fastentücher, Wand- und Bodenteppiche in Kloster Lüne“ beispielhaft für die Textilpflege in mittelalterlichen Frauenklöstern und Damenstiften im nordwestlichen Deutschland vor (vgl. seine Veröffentlichung „Bildstickereien aus Kloster Lüne“, 1984<sup>2</sup>):

In dem ehemaligen Benediktinerinnen-Kloster Lüne blieb ein einzigartiger Schatz liturgischer Textilien des Mittelalters bis heute bewahrt: Weißstickereien des 13. und 14. Jahrhunderts, die als Altardecken und Hungertücher gebraucht worden sind, 43 serienmäßig gewirkte Banklaken mit dem Bild des Pelikans (um 1500), vor allem der Ornat farbiger Wollstickereien, der zwischen 1492 und 1508 von den Klosterschwestern angefertigt wurde, nämlich acht Banklaken und vier große Teppiche. Auch wenn keine schriftliche Quelle davon zeugt, lassen sich die Banklaken und Teppiche aufgrund der Ikonographie ihrer Darstellungen den Hochfesten und Festzeiten zuordnen. Die Teppiche müssen wegen ihres Formates auf dem Fußboden vor dem Altar ausgebreitet worden sein, die Banklaken hingen über den Sitzen des Chorgestühls. Nach dem Grad des Verblässens der Farben waren die Teppiche dem Licht länger ausgesetzt als die Banklaken, wahrscheinlich in jedem Jahr mehrere Wochen lang. Die Banklaken mit den Legenden der hll. Bartholomäus, Katharina und Georg hat man wahrscheinlich nur an deren Tagen aufgehängt.

Weil das Kloster seit 1528 / 29 schrittweise in ein evangelisches Damenstift umgewandelt wurde (offiziell erst 1711 so benannt), ist damit zu rechnen, daß die Teppiche und Banklaken während des 16. Jahrhunderts noch in Gebrauch waren. Später haben die Klosterdamen sie aufbewahrt, weil sie die Kunst der Handarbeiten weiterhin pflegten und die außerordentlichen Arbeiten ihrer Vorgängerinnen nicht untergehen lassen wollten. Dem haben wir es zu verdanken, daß der Ornat der farbigen Teppiche von 1492 – 1508 vollständig konserviert ist. Der größte von ihnen mußte allerdings in der Not nach dem Zweiten Weltkrieg an das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg verkauft werden, wo man ihn zu Ostern zeigt. Im Kloster ist es erst in unseren Tagen üblich geworden, die Textilien jährlich eine Woche lang (um den Bartholomäus-Tag, 24. August) auf dem Nonnenchor öffentlich auszustellen.

Es folgte ein drittes Referat über das liturgische Gewand des Priesters und über die Bekleidung des Altares: „Das Gewand des Mysteriums – Beziehungen zwischen Liturgie, Altaraufbau und Mode.“



Dr. *Peter Steiner*, der dieses Thema an Beispielen aus oberbayrischen Sakristeien entwickelte, ist Direktor des Diözesanmuseums Freising und Autor zahlreicher Kataloge und Einzelveröffentlichungen über die Kunstschatze dieses Hauses. Sein Vortrag war nicht nur ein wohldokumentierter Bericht, sondern zugleich eine nachdenkliche Paraphrase zur Wandlung liturgischer Kleidung und Bekleidungen an Beispielen vorwiegend des Barock, aber auch ausgreifend bis in die neuere Zeit, mit Formulierung eindeutiger Postulate:

Damit die Glaubensgeheimnisse der Kirche gefeiert werden können, bedürfen sie der Einkleidung in Riten, Gebete, Gegenstände und Gewänder. Die liturgischen Gewänder im Erzbistum München und Freising werden im Zuge der Kunsttopographie des Erzbistums seit 1982 systematisch dokumentiert. Nachdem nun etwa die Hälfte des Diözesangebiets durchforstet ist, stellt sich heraus, daß von drei mittelalterlichen Meßgewändern Teile, nämlich Kaselstäbe, in kirchlichem Besitz erhalten sind. Aus dem frühen 17. Jahrhundert sind einige wenige Gewänder beziehungsweise Gewandteile erhalten, aus der Zeit zwischen 1680 und 1770 eine schier unübersehbar große Zahl, und zwar sowohl in Großkirchen (München Frauenkirche 74, St. Peter 107 Barockkaseln, dazu kommen noch die Ornate mit Pluvialen, Levitenkleidern, Velen, Baldachinen, Antependien, insgesamt an die 1000 Stück barocker Textilien in dieser reichsten Pfarrkirche) als auch in Filialkirchen auf dem Lande, die immer noch fünf bis acht Barockkaseln besitzen. Erfasst werden in der Kunsttopographie alle Kaseln in der römischen Form, wie sie bis zur Liturgiereform üblich waren, sowie jene modernen Kaseln, die als Werk von Textilkünstlern eigenständige Kunstwerke sind.

Bei einer Übersicht über die Gesamtmasse kann man feststellen, daß die Stickerei von religiösen Bildern und Symbolen auf den Kaseln um 1600 aufhört und daß von da an Profanstoffe (Sofa- und Kleiderzeuge, Braun 1907), vor allem Produkte der Seidenindustrie von Lyon, später auch von Wien und Mannheim, verwendet wurden. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts tauchen besondere Kirchenstoffe mit Webmustern religiöser Symbolik auf, gleichzeitig beginnt auch die Bildstickerei wieder mit Symbolen, Bildern und Namen (Jesus, Maria) auf den Kaselrückseiten. Der Kaselstab wird ab 1820 zum deutlichen Kaselkreuz, die Verwendung von Möbel- und Kleiderstoffen in der Paramentik hört gegen 1850 immer mehr auf. Das liturgische Gewand hebt sich als Sakralkleid immer mehr von der Tracht und den Dekorationsmoden der Welt ab.

Diese Entwicklung läßt sich folgendermaßen deuten:

1. In der Verwendung von Stoffen und im Grade der Sakralisierung durch Symbole, Schriften und Bilder schlägt sich das Verhältnis der katholischen Kirche zur Welt nieder.
2. Das barocke ornamentale Meßkleid aus kostbaren modischen Stoffen ist auf Fernsicht angelegt und integriert ästhetisch den Zelebranten in die Farben- und Formenwelt der Barockkirche. Es ist im Zusammenhang mit dem Altarbau zu sehen.
3. Die ausgeprägte religiöse Symbolik der Meßkleider des 19. Jahrhunderts begleitet die kirchliche Restauration bis in die defensive Kräftekonzentration unter Pius X (Jedin), sie markiert einen Rückzug der Kirche aus der Welt in eine religiöse Sonderkultur.
4. In der Gegenwart sinkt das Niveau des liturgischen Gewandes oft unter den Standard profaner Festkleidung, damit wird sie zum Zeichen eines Verfalls kirchlicher Autorität.
5. Liturgische Kleidung sollte dem Charakter einer festlichen Feier von Mahl und Opfer gerecht werden. Der Zelebrant sollte durch das liturgische Gewand nicht über Gebühr von den Teilnehmern am Mahl isoliert werden, darum sollte liturgische Kleidung nicht auf den Priester allein beschränkt bleiben.

Mit dem Thema „Der Eucharistiezyklus des P. P. Rubens für den Kölner Domchor“ wurde eine weitere Dimension kirchlicher Textilkunst erschlossen, ausgehend von der ursprünglichen Bekleidung des christlichen Gotteshauses durch Textilbehänge und weitergeführt zu einem Verständnis, das dem Realitätsdenken des Mittelalters nahesteht. Der Referent, P. Dr. *Walter Schulten* C.S.Sp., seit 1972 Direktor des Erzbischöflichen Diözesanmuseums in Köln, hat zahlreiche Veröffentlichungen über die Kunst

zwischen Mittelalter und Barock aus allen Bereichen des kirchlichen Lebens verfaßt. Erst kürzlich ist von ihm auch ein Büchlein über die Rubensteppiche erschienen, die in seinem Vortrag behandelt wurden:

Am 7. Januar 1688 postulierte das Kölner Domkapitel den Straßburger Fürstbischof Wilhelm Egon von Fürstenberg als Nachfolger des alternden Kölner Erzbischofs Maximilian Heinrich von Wittelsbach. Wohl im Anschluß daran schenkte Wilhelm Egon dem Dom eine Serie von acht Wandteppichen aus dem Zyklus „Triumph der Eucharistie“ nach Entwürfen von P. P. Rubens. Wenn auch die Bemühungen des Straßburgers um den Kölner Erstuhl schließlich scheiterten – die Kölner wußten das großzügige Geschenk sehr zu schätzen. Die Teppiche wurden im Domchor über dem Gestühl aufgehängt. Nach Motiven des christlichen Triumphes zwischen typologischen Szenen aus dem Alten Testament angeordnet, verblieben sie dort bis 1841. Erst 1925 „wiederentdeckt“, restauriert und ins Kölner Schnütgen-Museum geholt, wurden sie durch eine Ausstellung in der Villa Hügel zu Essen ins öffentliche Bewußtsein zurückgerufen. In einem Katalog dieser Ausstellung und in nachfolgenden Studien im „Kölner Domblatt“ (1955 ff.) wissenschaftlich bearbeitet, wurden sie erneut restauriert. Heute werden sie im Kölner Dom zu bestimmten Gelegenheiten wieder aufgehängt.

Der vollständige Zyklus umfaßte elf Teppiche. Er wurde im Auftrag von Isabella Clara Eugenia, Regentin der Niederlande († 1633), für das Kloster der „Descalzas Reales“ in Madrid entworfen und in Brüssel gewebt bzw. gewirkt. Die Kölner Repliken ebenso wie andere Einzelstücke sind später in derselben Stadt nachgewebt worden.

Der künstlerische Werdegang des Zyklus läßt sich gut nachzeichnen. Er führt von originalen Ölskizzen des Meisters über die Farbskizzen von ca 70 x 90 cm Größe („petit patron“) zu Leinwandbildern im vollen Format („grand patron“), Werkstattbildern, die als Vorlagen für die Kartons dienten. Frühe Kopien sowie Stichwerke machten den Zyklus „Triumph der Eucharistie“ schon bald zum meist verbreiteten, noch im 18. Jahrhundert oft wiederholten Zyklus des Künstlers. Die vollständige Reihe der Madrider Teppiche umfaßte vier typologische Vorbilder der Eucharistie, zwei Tapisserien mit Lehrern und Verteidigern des Sakramentes, ferner die Siege über heidnische Opfer und Häresie, schließlich den Triumph des Glaubens, der Kirche und der göttlichen Liebe. Im Zyklus ist Bildgut aus der christlichen Kunst der Vergangenheit zusammengefaßt, theologisch systematisiert und in barockem Pathos zur Darstellung gebracht. Das Motiv der „trionfi“, vor allem seit der Renaissance in Literatur und Kunst bekannt, ist dem flämischen Meister gewiß aus den Triumphbildern seines Lehrers Otto van Veen vertraut gewesen.

Nicht nur die einzelnen Teppichbilder weisen eine Fülle von typologischen, allegorischen und symbolischen Bezügen auf, auch in der Gesamtheit des Zyklus ist eine entsprechende Absicht erkennbar. Er ist als neutestamentliche Parallele zur Ausstattung der Stiftshütte des Alten Bundes mit elf Teppichen anzusehen (vgl. Exod. 26,7). So wird er zum neuen „tabernaculum Altissimi“, wie dies auch schon im 17. und 18. Jahrhundert erkannt worden war. In der überreichen Verwendung von Spiralsäulen in der Eingrenzung der Bilder ist zugleich eine Beziehung zu den konstantinischen Spiralsäulen in St. Peter zu Rom gegeben, an deren Herkunft aus dem salomonischen Tempel in Jerusalem man glaubte. Die reiche Gedankenwelt des Zyklus wird angesichts der Beziehungen des P. P. Rubens zu den gelehrten Jesuiten in Antwerpen leicht verständlich erscheinen, die auf Thematik und Ausgestaltung Einfluß genommen haben dürften.

Die Reihe der Referate in der Sektion „Kunstgeschichte“ wurde mit einem umfassenden Einblick in die Sammlungen kirchlich-liturgischer Textilien im Domschatz zu Regensburg abgeschlossen. Dr. *Hermann Reidel*, Bischöflicher Konservator und Autor wichtiger Arbeiten zur neueren Kunstgeschichte von Regensburg, hob neben dem allgemeinen Überblick bedeutende Einzelwerke hervor, so den Retabel des Heinrich von Rotteneck und das bekannte Rationale. Das Schwergewicht seines Referates war aber auf eine Gesamtschau gelegt, bei der es auch nicht an berechtigten kritischen Anmerkungen zu neuesten Entwicklungen und zum gestörten Verhältnis unserer Zeit zur Geschichte kirchlicher Textilkunst fehlte. Das Vortragsthema lautete: „Liturgische Textilkunst aus dem Regensburger Domschatz“:

Der Regensburger Dom besitzt wie fast alle deutschen Kathedralen einen bedeutenden Schatz



kostbarer alter Geräte und Paramente. Zu den ältesten Objekten zählen Textilien, die wie die sogenannte Wolfgangskasel im Dienste der Liturgie standen. Glücklicherweise haben sich trotz großer Verluste beim Dombrand im Jahre 1273 dennoch mittelalterliche Gewänder und Textilien erhalten. Ein großer Förderer des gotischen Domneubaus und des Domschatzes war Bischof Heinrich von Rotteneck (1277 – 1296), der – wie eine zeitgenössische Chronik meldet – „die Kathedrale von Regensburg ... mit Rauchmänteln, Meßgewändern, Dalmatiken, Fahnen, Vorhängen, Büchern und anderen Gegenständen“ schmückte.

Aus dieser Zeit stammt eine Stiftung des Bischofs, ein großer gewebter Wand- oder Altarbehang, das sogenannte Retabel des Heinrich von Rotteneck. 1857 wurde dieses Textil vom späteren Domvikar Georg Dengler in der Sakristei der Schloßkapelle von Würth aufgefunden und in der großen Ausstellung des Christlichen Kunstvereins in der Regensburger Ulrichskirche im gleichen Jahr ausgestellt. Der Altarbehang zeigt in der Mitte eine Kreuzigungsgruppe, Christus ist von Maria, Maria Magdalena und dem hl. Johannes Ev. flankiert. Links vom Betrachter aus gesehen erscheint frontal die Figur des hl. Petrus, ganz links der im vollen Ornat kniende Stifter mit der Stiftungsinschrift: „+ EPISCOPVS HEINRICVS“. Über ihm schwebt ein weihrauchschwingender Engel. Rechts von der Kreuzigungsgruppe ist ein nicht näher zu bezeichnender Bischof dargestellt. Nach der bisherigen Forschung dürfte das meisterliche Stück der Webkunst als Behang hinter der Hochaltarmensa im Regensburger Dom gedient haben. Als eine Art von Retabel dürfte es sicherlich zu den ältesten textilen Exemplaren dieser Gattung gehören.

Ein zweites Werk mittelalterlicher Textilkunst ist ein Gewandstück von besonderer Schönheit und Seltenheit, das Rationale des Domschatzes. Das mit Gold- und Silberstickereien auf Leinen-Grund geschmückte Schultergewand ist ein nur dem Bischof vorbehaltenes Gewandstück, das über der Kasel getragen wurde. Das von der Schulterbekleidung des alttestamentarischen Hohenpriesters abgeleitete Rationale oder Superhumorale wird heute nur noch von den Bischöfen in Eichstätt, Paderborn, Krakau und Nancy-Toul getragen. Das Regensburger Rationale ist eine Nachbildung des berühmten Rationale aus dem Bamberger Domschatz, das um die Mitte des 11. Jahrhunderts entstanden ist. Stilkritische Vergleiche an den auf dem Regensburger Rationale angebrachten Figurendarstellungen lassen eine Datierung in das zweite oder dritte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu. Stifter war höchstwahrscheinlich König Ludwig der Bayer an den Regensburger Bischof Nikolaus von Ybbs (1313 – 1340), der lange Zeit Parteigänger Ludwigs gewesen war. Die Schenkung dieses Gewandes, für das nur der Papst das Privileg erteilen konnte, spiegelt den absoluten Herrschaftsanspruch des Königs wider.

Aus der Barockzeit besitzt der Regensburger Domschatz eine Fülle von Ornaten, die auf Stiftungen der regierenden Bischöfe und der Domherren zurückgehen. Ausführliche Bestimmungen verpflichteten die Mitglieder des Domkapitels zur Anfertigung eines Ornates während ihrer Amtszeit. Kam ein Domherr seiner Pflicht nicht nach, war das Domkapitel berechtigt, aus seinem Nachlaß eine entsprechende Summe abzuziehen.

Mit der Säkularisation im 19. Jahrhundert endeten diese großen Stiftungen. Allein Bischof Ignatius von Senestrey (1858 – 1906) gab am Ende des 19. Jh. einen schweren Silberornat in Auftrag.

Nach dem Erfolg der diesjährigen Veranstaltung ist beabsichtigt, auch in den kommenden Jahren die Arbeit der Sektion jeweils unter ein gut vorbereitetes Rahmenthema zu stellen, soweit dies möglich ist, und dadurch auch eine größere Resonanz unter den Studenten und Interessenten des Faches zu erreichen.

*Victor H. Elbern*

## 11. Sektion für Musikwissenschaft

Die Sektion für Musikwissenschaft tagte am Montag, 3. Oktober 1988. Das Programm umfaßte drei Vorträge zur Kirchenmusik des 18./19. Jahrhunderts, bei denen bisher weniger bekannte Aspekte und Zusammenhänge berücksichtigt und diskutiert wurden.

Dr. *Inge Forst*, Bonn, sprach über „Eine unbekannte Jagdmusik aus dem 18. Jahr-

hundert: Die Missa Sancti Huberti des Bonner Hofmusikers Johann Ries (1723 – 1784)“.

Die Missa Sancti Huberti (1756) stammt neben sieben weiteren kirchenmusikalischen Werken von Johann Ries aus den Beständen der kurfürstlichen Notenbibliothek in Bonn und befindet sich heute unter der Signatur Mus. F. 976 in Form einer handschriftlichen Partitur in der Biblioteca Estense in Modena. Das Werk verdient Beachtung vor allem deswegen, weil es den singulären Fall einer Orchestermesse darstellt, die auch musikalische Elemente der Jagdmusik enthält und so eine Annäherung der Bereiche Kirche und Jagd zeigt, wie sie sonst nur von den sog. Hubertusmessen bekannt ist, die aber rein instrumental sind. Der Jagdcharakter dieser Messe manifestiert sich nicht nur in der für das 18. Jahrhundert durchaus ungewöhnlichen Besetzung mit Soli, Chor, 2 Hörnern, 2 Trompeten, Streichern und Generalbaß, welche außerdem die bemerkenswerte Verbindung zweier Symbole, nämlich der Hörner für die Jagd und der Trompeten für den Herrscher zeigt. Darüber hinaus verwendet Ries die gleichen musikalischen Gestaltungsmittel zur Darstellung der Jagd, wie sie auch bei anderen Komponisten des 18. Jahrhunderts in den verschiedenen Gattungen begegnen: die spezifische Hörner- und Trompetentonart D-Dur in den Tutti-sätzen aller fünf Ordinariumsteile, den schnellen  $12/8$ - bzw.  $6/8$ -Takt im trochäischen Rhythmus, häufige Dreiklangmelodik sowie horntypische Tonrepetitionen.

Der Vortrag wird in einem der nächsten Jahrgänge des Kirchenmusikalischen Jahrbuchs gedruckt werden. Das Werk selbst erscheint 1989 im Musikverlag Dr. J. Butz, St. Augustin, und gelangt im Rahmen der 2000-Jahr-Feier der Stadt Bonn am 18. Juni 1989 in der Münsterkirche zur ersten Wiederaufführung.

Den zweiten Vortrag hielt Professor *Dr. Friedrich Wilhelm Riedel*, Mainz: „Kirchenmusik als politische Manifestation. Zur Vertonung des Te Deum laudamus im 18. und 19. Jahrhundert.“

Der „Hymnus ambrosianus“, seit der Regel des Hl. Benedikt an Sonn- und Festtagen zum Schluß der letzten Nokturn des Nachtoffiziums gesungen, seit dem späten 15. Jahrhundert an Hochfesten (z. B. Weihnachten) auch mehrstimmig musiziert, wurde im Laufe des 16. Jahrhunderts aus dieser liturgischen Verbindung herausgelöst und zum Mittelpunkt einer feierlichen Andacht „pro gratiarum actione“. Eine besonders festliche Gestaltung erfuhr diese Dankesfeier im höfischen Bereich, wenn der christliche Herrscher sich innerhalb einer kirchlichen Handlung repräsentierte. Anlaß waren vor allem Ereignisse der Kirchen-, Reichs- oder Landespolitik, also Krönungen und Erbhuldigungen, Sieges- und Friedensfeiern, Bischofskonsekrationen oder Kardinalsbirettsverleihungen.

Aber das Te Deum erklang auch zur Begrüßung des Herrschers als dem Schirmvogt der Kirche oder bei Festlichkeiten in der fürstlichen Familie wie Hochzeiten, Taufen oder Namenstagen. Besonders in Zeiten politischer und kriegerischer Auseinandersetzungen (Pfälzischer Krieg, Türkenkriege, Spanischer und Österreichischer Erbfolgekrieg, Siebenjähriger Krieg, Napoleonische Kriege) häuften sich Kompositionen und Aufführungen des Te Deum laudamus. Länge, Gliederung und Besetzung unterschieden sich entsprechend den Vorschriften des liturgischen und höfischen Zeremoniells. Besonderes Kennzeichen waren die Trompeten und Pauken, die auch mit selbständigen Vor-, Zwischen- und Nachspielen (Intraden) eingesetzt werden konnten. Eine weitere Steigerung der Festlichkeit wurde bei manchen Anlässen durch Glockengeläut sowie durch das Abfeuern von Böllerschüssen und Gewehrsalven erzielt, und zwar stets vor dem Vers „Te ergo quaesumus“, der mit einer Kniebeuge vor dem Allerheiligsten verbunden war. Dieser Vers wurde in den Kompositionen durch langsames Zeitmaß, verringerte Klangstärke und expressive Harmonik herausgehoben. Die meisten Vertonungen waren vierteilig, d. h. die Ecksätze in voller Besetzung und raschem Tempo (die abschließenden Verse „In te Domine speravi“ fast immer fugiert), der dem „Te ergo“ folgende Satz oft als arioses Solo. Diese Grundform blieb bis weit in das 19. Jahrhundert, denn das Te Deum behielt auch über das Ancien régime hinaus seine Funktion im öffentlichen Leben bei.

Professor Riedel ergänzte seine Ausführungen in signifikanter Weise durch Klangbeispiele aus Te Deum-Kompositionen u. a. von Johann Michael Breunich, Franz Xaver Richter, Vincenzo Righini und Anton Reicha.

Schließlich sprach *Dr. Joachim Bauer*, Bayreuth, über „Franz Liszts Reformen zur Kirchenmusik“.



Liszts Reformen zur Kirchenmusik waren nie als Systemveränderungen, geschweige denn als geschlossenes System geplant oder gar ausgearbeitet worden, sondern sie sind aus der Kritik an bestehenden Mißständen geboren und lediglich fragmentarisch aufgezeichnet worden. Freilich hatte Liszt sowieso vor, seine Ideen nicht nur verbal zur Diskussion zu stellen, sondern kompositorisch in die Tat umzusetzen. Dennoch gingen Liszts schriftlich fixierte Reformpläne über eine spezielle Reform der Kirchenmusik weit hinaus und enthielten in zwei Hauptpunkten (die Förderung der zeitgenössischen Tonkunst und die Anerkennung der Künstler) acht Teilforderungen (von der „Gründung einer ... Versammlung für religiöse, dramatische und symphonische Musik“ bis zu „wohlfeilen Ausgaben der bedeutendsten Werke alter und neuer Kompositionen“) sehr konkrete Vorstellungen von einer Umgestaltung des gesamten Kulturbetriebs. Liszts Vision von einer zukünftigen Kirchenmusik fußte auf dem Ziel einer „Musique humanitaire“, die aus der lebendigen Einheit von Volk und Gott neu erstehen sollte. Liszts eigener Weg zu dieser zukünftigen Kirchenmusik vollzog sich in drei Entwicklungsstufen: 1. In der theoretischen Forderung zur Verbindung von Kirche und Theater. 2. In der kompositorischen Verwirklichung in der „Graner Festmesse“ von 1855, die noch unter dem Vorbehalt einer überwiegenden Bevorzugung der zeitgenössischen Ausdrucksmittel stand, so daß Liszt nach einer überzeugenderen Lösung zur Verbindung von Kirche und Theater suchte, die er 3. in der Synthese von Gregorianischem Choral, Palestrinastil und Neudeutscher Schule gefunden hatte und in der „Missa choralis“ von 1865 in überzeugender Weise zum Ausdruck brachte. Daß Liszt dennoch gerade mit dieser Messe bei den Cäcilianern, den offiziellen Kirchenmusikreformern, nur einen vorübergehenden Achtungserfolg erzielte, lag weniger in der kirchenmusikalischen Überzeugungsfähigkeit der Lisztschen Messe, als vielmehr an den engstirnigen Maßstäben zu liturgischem Gebrauch, dem selbst kirchenmusikalische Werke von Mozart und Beethoven nicht Stand zu halten vermochten. So wurde Liszts Kirchenmusik – wie seine gesamte Kompositionsarbeit – verkannt und ein Jahrhundert lang in die musikgeschichtliche Rubrik des Exzentrischen verbannt. Umso dringlicher wird jetzt, nach sorgfältigen Analysen seines Oeuvres, eine Neubewertung des „Wegbereiters der Neuen Musik“ nicht nur in seinen weltlichen Kompositionen, sondern auch in seiner Kirchenmusik als die reife Frucht eines der genialsten Musiker des 19. Jahrhunderts.

Mit diesem Vortrag – er wird im 73. Jahrgang (1989) des Kirchenmusikalischen Jahrbuchs im Druck erscheinen – kam auch die Verbindung zum Tagungsort Bayreuth zum Ausdruck, wo Liszt am 31. Juni 1886 starb, und wo sich sein Grab befindet.

*Günther Massenkeil*

## 12. Sektion für Volkskunde

In der Sektion Volkskunde wurden am Montag, 3. 10., und Dienstag, 4. 10. 1988, sieben Referate zum Rahmenthema „Volkskunde und Nationalsozialismus“ erstattet. Anlaß war die fünfzigjährige Wiederkehr der Unterdrückung des „Jahrbuchs für Volkskunde“ durch die Nationalsozialisten und die parallel dazu erfolgte Stornierung der damals jungen „Sektion Volkskunde“ der Görres-Gesellschaft in der Tagungsöffentlichkeit.

Darüber berichtete als erster *Wolfgang Brückner*, Würzburg, aufgrund neuer Aktenstudien zur Geschichte des von Georg Schreiber gegründeten „Instituts für Volkskunde“ in Münster und des von dort aus redigierten Jahrbuchs „Volk und Volkstum“ 1936 – 1938. Der Referent weitete die Faktendarstellung aus zu einem Überblick der Ergebnisse seiner im Druck befindlichen Dokumentation über die Auseinandersetzungen des volkskundlichen Referenten im Amte Rosenberg, Matthes Ziegler mit Prälat Georg Schreiber, die 1938 in konkrete Polizeiaktionen mündeten, deren publizistische Vorbereitungen schon zu Beginn des Jahres mit der Veröffentlichung des berüchtigten „Leitfadens für die Schulungs- und Erziehungsarbeit der NSDAP“ ihren wirksamen Höhepunkt gefunden hatten: „Deutsche Volkskunde im Schrifttum“.

Die drei folgenden Referate des Montags bildeten eine Einheit. Es ging nicht nur um

Beispiele von Aktivisten der NS-Bewegung innerhalb der wissenschaftlichen und der angewandten Volkskunde, so wie es am folgenden Tage um besondere Aktivitäten oder Projekte gehen sollte, sondern es wurde zugleich der braune genius loci beschworen, nachdem schon der Nürnberger Matthes Ziegler zu den jungen fränkischen Karrieristen der Zeit gerechnet werden darf.

Sein Erlanger Studiengenosse Hans Strobel aus Heinersreuth, kurz vor Bayreuth gelegen, ist durch ihn in Berlin in eine wichtige Position der „Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde“ des Amtes Rosenberg gekommen und dort bis zu seinem Tode als SS-Hauptsturmführer an der Ostfront 1944 geblieben. Von ihm stammen weit verbreitet gewesene Schriften zur Brauchtumspflege. Vor einem Vierteljahrhundert noch hätte man ziemlich unbefangen darüber mit jedermann reden und also auch von damals noch lebenden Zeitzeugen Einschlägiges erfahren können. Esther Gajek, München, hat nicht locker gelassen und in Anwesenheit der Verwandten sachlich referiert.

Von Strobel wissen wir, daß er gleich seinem Freunde Ziegler schon während des Studiums und also vor 1933 Mitglied der NSDAP und der SS war, mithin ein in der Wolle gefärbter junger Nationalsozialist, als germanistischer Flurnamenforscher bei Friedrich Maurer in Erlangen promoviert und über den Reichsbauernführer in die völkische Gesinnungsbetreuung des Landvolkes gekommen. In der Rosenbergschen „Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Volkskunde“ betreute er von Anfang an das Referat „Schulung“, und sein Hauptwerk von 1936, „Bauernbrauch im Jahreslauf“ (<sup>2</sup>1937), ist zu einem Schlüsseltext der Epoche für diesen Bereich der Pflegeabsichten geworden, für die sogenannte „Feiargestaltung“ der Volksgemeinschaft. Eine Aufsatzsammlung von 1943 trägt den bezeichnenden Titel „Erbe und Erneuerung“.

*Heidrun Alzheimer*, Würzburg, führte am Beispiel von Georg Fischer (1897 – 1972), zuletzt Stadtarchivar in Kulmbach, heutige Forschungsprobleme vor und zwar unter dem Titel „Ein Nationalökonom als Volkskundetheoretiker und Lehrerbildner oder die Schwierigkeiten, etwas von damals zu erfahren.“ Der elterlicherseits aus Oberfranken stammende und in Würzburg gebürtige, in Hamburg 1924 zum Doktor rer. pol. promovierte spätere Professor für Volkskunde und Vorgeschichte an der Hochschule für Lehrerbildung in Frankfurt a.d. Oder (1935 – 1939) war Anfang der dreißiger Jahre in Dresden in den Kreis von Adolf Spamer und die „Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde“ gekommen. Er gab sich darum später als Assistent und Berliner Nachfolger Spamers aus. Damals war er seit 1939 Hauptmann im Felde und 1944 lediglich zu einer Vertretung des Lehrstuhls vorgeschlagen, doch lassen sich an diesem Detail der Vita wichtige parteiinterne Auseinandersetzungen um die volkskundliche Wissenschaftspolitik darlegen. Fischer war als Mitglied der Rosenbergschen „Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde“ untragbar für die in der Regel an Universitäten dominierende Volkskunde des NS-Ahnenerbes geworden.

Bei Rosenberg allerdings gehörte er zu den sich vor dem Kriege wissenschaftlich exponierenden neuen Leuten für Zukunftsposten. Er hatte sowohl in Spamers wie in Peßlers großen Handbüchern der Volkskunde aus den Jahren 1934 ff. jeweils die Kapitel zur Fachgeschichte verfaßt und war 1935 Professor an einer der neuen Hochschulen für Lehrerbildung geworden und 1939 neben Matthes Ziegler Hauptschriftleiter der neuen Zeitschrift des Amtes Rosenberg „Deutsche Volkskunde“. Dann unterbrach der Krieg den aktiven Einsatz, und die Pädagogischen Hochschulen wurden 1941/42 wieder aufgelöst, so daß er um seine Zukunft fürchten mußte. Daß wir heute



von ihm nicht mehr erfahren dürfen sollen, gehört zu den Geheimnissen der neuen Herren unserer Lokalgeschichte, den Oberbürgermeistern als Datenschützern. Sie entscheiden darüber, wann und wie lange ihre einstigen Untergebenen gelebt haben.

Am Ende des ersten Sitzungstages sprach *Wolfgang Brückner*, Würzburg, über „Friedrich Schmidt-Ebhausen, Volkskundedozent der Hochschule für Lehrerbildung Bayreuth im Dritten Reich“. Man möchte meinen, daß dies geläufige Fakten seien, aber mitnichten. F. H. Schmidt ist nach Berliner Schuljahren in Tübingen 1930 als Flurnamenforscher bei Bohnenberger promoviert worden, dann in Berlin 1930 – 1934 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am „Atlas der Deutschen Volkskunde“ gewesen und seit 1934 zusätzlich „Fachstellenleiter Volkskunde“ beim „Reichsbund Volkstum und Heimat“ in der NS-Kulturgemeinde, in welcher Funktion er die Schriftenreihe „Deutsches Volksgut“ herausgab. Über diese Verbindungen nach Bayreuth gekommen, hat er ohne Lehrerausbildung und entsprechende Examina 1936 zunächst kommissarisch und 1942 dann in voller Beamtenfunktion die Dozentur für Volkskunde an der neuen Hochschule erhalten. Hier hat Schmidt im damaligen Wahlfach Volkskunde Zulassungsarbeiten schreiben lassen, die „Arteigenes und überfremdetes Brauchtum“ aufzeigen sollten oder „Das rassisch und landschaftlich gebundene Volkslied“, doch vor allem Themen zur Flurnamenkartierung in der Umgebung vergeben entsprechend seinem wissenschaftlichen Herkommen. Er veranstaltete sogenannte „Kundfahrten“ mit Hilfe seiner Parteiverbindungen zum NS-Ausflugsunternehmen „Kraft durch Freude“, so 1939 nach Osttirol, aber auch zur „Reichsarbeitsstagung der Mittelstelle deutscher Bauernhof“ des Amtes Rosenberg in Eger, und er selbst war offizieller Universitätsvertreter 1938 auf dem ersten NS-Volkskundekongreß des Amtes Rosenberg in Braunschweig. Nach der Umbildung der Hochschule für Lehrerbildung 1941/1942 in eine Lehrerbildungsanstalt wurde Schmidt am 17. 3. 1942 „zwecks hauptamtlicher Verwendung auf der Stelle des Referenten beim Reichspropaganda-Amt Bayerische Ostmark ...“ weiter beurlaubt.

Am Dienstag, dem 4. Oktober 1988, referierte *Peter Schwinn* vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Marburg/Lahn über ein NS-Projekt, dessen Erhebungsmaterialien sich heute u. a. im Erzählarchiv Marburg befinden: „Auf Germanensuche in Südtirol. Zu einer volkskundlichen Enquête des Ahnenerbes“. Dieser Beitrag besitzt deshalb große Aktualität, weil inzwischen in Österreich andere Erhebungsmaterialien dieser Enquête kommentarlos publiziert worden sind und ganz naiv als authentische Zeugnisse aus der Zeit vor einem halben Jahrhundert gewertet werden können. Der Referent vermochte jedoch aufgrund eingehender Quellenstudien und Selbstaussagen der SS zu zeigen, mit welcher Absicht und mit welchen Methoden hier selektiert und vorgefiltert worden ist, wie nötig wir also die genaue Kenntnis des Erhebungsprozesses für eine quellenkritische Beurteilung dieses „Fundus“ haben.

Im Rahmen der geplanten Umsiedlung von über 200 000 Südtirolern in das Großdeutsche Reich ist von Mitte 1940 an in weitem Umfang das gesamte dingliche und geistige Kulturgut aller umzusiedelnden Volksdeutschen erfaßt und dokumentiert worden. Unter Leitung von Wolfram Sievers, dem damaligen „Reichsgeschäftsführer“ der SS-Stiftung „Ahnenerbe“, erhob eine „Kulturkommission“ von Sommer 1940 bis Herbst 1943 Materialien in Südtirol. Dabei ging es den politisch Verantwortlichen 1. um die exemplarische Erhebung germanischen Kulturgutes für die allgemeine wissenschaftliche und politisch-propagandistische Nutzung, 2. um die Gewinnung von „arteigenem“ Basismaterial für den äußeren und inneren Wiederaufbau von Sied-

lungsgemeinschaften der Südtiroler im eroberten Osteuropa. Die neuen Dörfer der Umsiedler sollten als Zentrum ein „Haus der Heimat“ erhalten, in dem die Überlieferungen und das „Ahnenerbe“ aufgenommen werden sollen. Geplant als Kirchenersatz, sollte dieses Haus gleichzeitig der „Brauchtumsneubildung“ und NS-konformen „Feiertagsgestaltung“ dienen.

*Dieter Harmening*, Würzburg, referierte schließlich über „Himmlers Hexenkartei“, was im Untertitel „Lagebericht zu ihrer Erforschung“ heißt, nämlich Auskunft über den Stand der Bemühungen um dieses heute in Polen lagernde Material, von dem man in Deutschland erst seit 1981 weiß. Unter Anführung deutscher Sozialhistoriker befaßt sich der „Arbeitskreis interdisziplinäre Hexenforschung“ (AKIH) mit dieser Frage und wird demnächst die Ergebnisse einer eigenen Tagung zum Thema vorlegen. 1935 wurde ein SS-Sonderkommando beauftragt, großflächige historische Recherchen zur frühneuzeitlichen Hexenverfolgung anzustellen. Es war ein von Himmler persönlich inspiriertes Forschungsunternehmen, das bis 1944 mit acht Wissenschaftlern in neun Jahren 150 Archive durchforstete und 30 000 Erhebungsbögen mit je 57 Fragerubriken ausgefüllt hat. Die methodischen Mängel für eine heutige Auswertung als Quellenmaterial sind offensichtlich, dennoch bleibt die seinerzeitige Erkenntnis wichtig, daß es wahrscheinlich sehr viel weniger Prozesse gegeben hat, als von der älteren Forschung immer wieder angenommen worden ist.

Wichtiger für uns bleibt die Frage nach den ideologischen Hintergründen des damaligen Interesses. Sie lassen sich durch Beobachtungen zur mythologischen wie zur völkischen Hexentheorie des 19. und 20. Jahrhunderts mit ihren deutlich antikonfessionellen Motivationen erklären. Für die Nazis sollte das Projekt einerseits zur „Gegnerforschung“ beitragen, andererseits übte das Thema durch die Beschäftigung mit Folter und Massenmord auf den obersten Polizeichef Himmler offenbar eine besondere Faszination aus.

Das letzte Referat sollte *Georg R. Schroubek* München, halten, der sich seit langem mit den Mordbeschuldigungen von Christen gegen Juden, speziell im Zusammenhang von Wallfahrtslegenden, beschäftigt, und von dem in den heftigen öffentlichen Auseinandersetzungen um den Kultort Rinn bei Hall in Tirol nach Verbotseingriffen durch den Bischof von Innsbruck die grundlegenden historischen Untersuchungen stammen. Gerade in unserer Sektion war es daher an der Zeit, diese wissenschaftlich unanfechtbare Position deutlich zu Wort kommen zu lassen. Der Anlaß ist ein doppelter durch die Tatsache, daß der Würzburger Historiker Wilhelm Engel (1905 – 1964), der 1945 aus der Universität entfernt wurde, während des Dritten Reiches die Fabeln der Ritualmordsagen als historische Tatsachen zu belegen suchte. Schroubek war zwar durch Krankheit verhindert, hatte jedoch ein Papier geliefert und wird den gesamten Aufsatz bei uns veröffentlichen. Sein geplantes Referat trug die Überschrift „Instrumentierbare ‚Verwissenschaftlichung‘ der jüdischen ‚Ritualmord‘-Beschuldigungen“.

Alle Referate der Sektion werden, zusammen mit weiteren kleinen Beiträgen zum Thema, im nächsten Band 12 des Jahrbuchs für Volkskunde 1989 publiziert werden und also Anfang Oktober des kommenden Jahres zur Generalversammlung in Salzburg gedruckt vorliegen.

*Wolfgang Brückner*



### 13. Sektion für Naturwissenschaft und Technik

Die Sektion für Naturwissenschaft und Technik hielt bei der Generalversammlung eine Sitzung zu dem Rahmenthema „Interdisziplinäre Probleme von AIDS“ ab. Es wurden von medizinischer Seite, aus der Sicht der Theologie und vom Standpunkt des Rechts Vorträge gehalten und gemeinsam diskutiert.

Prof. Dr. med. *August Wilhelm von Eiff*, Universität Bonn, sprach über „AIDS, Probleme und Aufklärung“. Trotz der begrüßenswerten Aufklärungskampagne über AIDS sind bestimmte Sachverhalte kaum bekannt. 1. Das Ausmaß der Gefährdung der Bevölkerung erfordert bisher nicht gezogene Konsequenzen für den Bettenbedarf in Krankenhäusern in knapp mehr als einem Jahrzehnt. 2. Der prozentuale Zuwachs der HIV-Infektionen ist bereits jetzt durch heterosexuelle Ansteckung größer als in den sogenannten Risikogruppen. 3. Es gibt ein Sexualverhalten, das biologisch als *contra naturam* angegeben werden kann. 4. Zur Frage anderer Ansteckungsmöglichkeiten wie bei der Benutzung des gemeinsamen Kelches beim Abendmahl wird Stellung genommen. 5. Die *safer sex* Propaganda läßt bei einem Großteil der Bevölkerung die Inhalte übersehen, daß es sich nur um eine ‚safer sex‘ Prophylaxe und nicht um eine sichere Vorsorge handelt. 6. Die Gefährdung, die sich aus wahrscheinlich längeren Serokonversionszeiten bei sexueller Ansteckung ergibt, wird nicht der Öffentlichkeit mitgeteilt. 7. Notwendige Aufklärungsstrategien werden auch durch bestimmte kirchliche Persönlichkeiten behindert.

Prof. Dr. theol. *Johannes Gründel*, Universität München, Freising, hielt den zweiten Vortrag zum Thema „AIDS, eine Herausforderung an die theologische Ethik“. 1. Die heute bestehende Gefährdung durch AIDS ist für jeden Menschen eine Herausforderung, den eigenen Lebensstil und sein Verhalten zu hinterfragen, gleichzeitig aber auch gesellschaftlich einen Nachdenkprozeß in Gang zu bringen. Bei Aufklärungsaktionen darf die ethische Fragestellung nicht zu kurz kommen. 2. Die Empfehlung von „safer sex“ kann nur vorübergehend als eine Möglichkeit toleriert werden, bietet aber in keiner Weise bereits eine Lösung für die anstehende Problematik. 3. Angst ist – besonders im Bereich der Sittlichkeit – ein schlechter Berater. Ethische Fragestellungen sollten darum nicht vom Negativen und von den bestehenden Gefahren her aufgeworfen werden. Ebenso fragwürdig erscheint die Rede von AIDS als ‚Rache der Natur‘, ‚Strafe Gottes‘ oder als eine ‚Geißel unserer Zeit‘. Solche Rede führt leicht zu fragwürdigen Diskriminierungen und Pauschalverurteilungen; sie verstärkt zudem ein vorhandenes falsches Gottesbild. 4. Die Reaktion auf die AIDS-Problematik ist geradezu kennzeichnend für die Art und Weise, wie in unserer Gesellschaft mit Konflikten umgegangen wird. Sie werden verdrängt oder auf andere Gruppen abgeschoben, solange man persönlich davon nicht betroffen ist. AIDS sollte uns veranlassen, die vorherrschenden gesellschaftlichen Leitbilder und Wertvorstellungen kritisch zu überprüfen. 5. Die Bewertung der Problematik der Homosexualität verlangt einerseits eine klare Distanz von jeder Diskriminierung Homosexueller, andererseits aber auch ein Bekenntnis zur Heterosexualität, von promiskuen Verhaltensweisen abzugehen und eine Vertiefung personaler Beziehungen anzustreben. 6. Solidarität mit den HIV-Infizierten und erst recht mit den an AIDS Erkrankten sollte für Christen selbstverständlich sein. Hierfür ist das Verhalten Jesu beispielhaft. Entsprechend dem „Gesetz der Gradualität“ wird man bei konkreten Hilfen u. U. auch gewisse Kompromisse zugunsten der Betroffenen eingehen.

Den dritten Vortrag hielt Prof. Dr. jur. *Erwin Deutsch*, Universität Göttingen, zum Thema „AIDS: Das Recht auf dem Prüfstand“. Die möglicherweise in die fünfziger Jahre zurückreichende, jedenfalls seit den sechziger Jahren sporadisch auftretende HIV-Infektion stellt in allen Rechtsgebieten nicht einfache Fragen. Die von der Gefahr der Infektion bis zur aktuellen Übertragung angesprochenen Rechtsgebiete reichen vom Verfassungsrecht bis zum Arzneimittelrecht und berühren inzwischen so wichtige Bereiche wie das Strafrecht, das zivile Haftungsrecht, das öffentliche Seuchenrecht, das Arbeitsrecht und das Familienrecht. In dem Vortrag werden vier typische Problemkreise herausgegriffen und unter rechtlichem Aspekt erörtert: nämlich die Diagnose HIV, ARC oder AIDS; die mögliche Übertragung und die Folgen der Infektion mit dem HIV-Virus; medizinische Versuche zur Immunisierung und Behandlung von HIV; schließlich sollen auch Probleme der HIV-Infektion im Bereich der Krankenversicherung und der Lebensversicherung erörtert werden.

Nach den drei Vorträgen fand eine Podiumsdiskussion mit den drei Referenten und den Teilnehmern statt. Es wurden hier besonders die Thesen des medizinischen Vortrags diskutiert.

*Kurt Mauel*

#### 14. Sektion für Politische Wissenschaft und Kommunikationswissenschaft

Die Sektionsveranstaltungen fanden – nach einem Treffen der Mitglieder am Sonntagabend – am Vormittag und Nachmittag des 3. Oktober statt. Sie hatten als Rahmenthema den „Sonntag“: seine reale Verfassung in einer Freizeitgesellschaft, seine künftigen Probleme im Zeichen eines geschlossenen europäischen Wirtschaftsraumes mit der Tendenz zu abnehmendem Sonn- und Feiertagsschutz. Die Diskussion spielte sich im wesentlichen zwischen analytischen (historischen, soziologischen, wirtschaftspraktischen) Beiträgen und normativen Positionen (des Verfassungs- und Sozialrechts, der Pastoral) ab. Alle Vorträge werden 1989 in den „Politik- und kommunikationswissenschaftlichen Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft“ erscheinen.

Prof. Dr. *Urs Altermatt*, Univ. Freiburg (Schweiz): „Vom kirchlichen Sonntag zum säkularisierten Weekend.“

Der Referent schilderte, vorwiegend an Schweizer Beispielen, die Entwicklung, die im Titel seines Vortrags angedeutet ist. Noch um 1950 bildete der Sonntag im Lebensrhythmus der Dörfer und Kleinstädte (schon weniger der Großstädte) einen festen Bestandteil von Brauchtum und Sitte. Die profane Gesellschaft stützte den kirchlichen Sonntag. Soziale und kirchliche Elemente waren ineinander verflochten. Mit der aufkommenden Freizeit- und Konsumgesellschaft verweltlichte sich der Sonntag. Religiöse Vorstellungen (Meßfeier, Andachten, Besinnung auf Gott) traten zurück, die Bedürfnisse der einzelnen Menschen rückten in den Vordergrund. Der Sonntag füllte sich mit säkularisierten Inhalten. Zumindest wer in städtisch-industriellen Arbeitsverhältnissen lebte, forderte zwar am Sonntag nach wie vor Ruhe und Entspannung, begann aber den sonntäglichen Ruhetag mehr und mehr mit weltlichen Elementen (Sport, Zeitungslektüre, Fernsehen) aufzufüllen. Entscheidend ist dabei, daß die Kirche den sozialen Rahmen für diese Freizeitaktivitäten nicht mehr absteckt (bis heute nicht): an ihre Stelle treten zunehmend Vereine, das Fernsehen, eine sich ausweitende Freizeitindustrie. Die Kirche reagierte auf den sozialen Wandel mit einer Verkirchlichung des verbliebenen Restsonntags. Da sie jedoch die verlorene soziale Funktion des Sonntags nicht ohne weiteres restituieren kann, sind quantitative Verluste unvermeidlich.

Prof. Dr. *Peter Häberle*, Univ. Bayreuth/St. Gallen: „Sonn- und Feiertagsrecht im Verfassungsstaat“.

Die Sonn- und Feiertage sind ein Stück „Verfassungskultur“. Sie gehören zu den „kulturellen



Identitätselementen“ des modernen Verfassungsstaates. Die Normativität des konstitutionellen Sonntagsprinzips kann zwar von der Normalität des allgemeinen Sonntagsverhaltens nicht absehen, doch ist am Sonntagsgrundsatz des Grundgesetzes als einer institutionellen Garantie mit eng begrenzten Ausnahmen festzuhalten. Die Prinzipien der Sonntagsruhe und der „seelischen Erhebung“ stehen im Dienst bestimmter, vor allem kultureller Grundrechte des GG, wie Art. 4 (Religionsfreiheit), 6 (Ehe und Familie), 5 Abs. 3 (Kunst und Wissenschaft), 9 (Vereine und andere Vergemeinschaftungen wie Versammlungen, Nachbarschaften, Freundschaften), letztlich auch der Menschenwürde (Art. 1). Überdies verlangen menschenwürdige, gerechte Arbeitsbedingungen und der Gesundheitsschutz den Wochen- bzw. Sonntagsrhythmus. Zur Sonntagskultur gehören neben den „Lustbarkeiten“ der Gewerbeordnung auch Müße, Balancen im psychischen und physischen Bereich, in Deutschland auch der aktivbürgerliche Status (16 BWahlG: Sonntag als Wahltag!). Allerdings bleibt es in einer Verfassung der Freiheit und des Pluralismus im Rahmen der allgemeinen Arbeitsruhe beim „Angebotscharakter“ der Sonn- und Feiertage. Für die gesetzgeberische Zulassung von Ausnahmen und die Interpretation des Gesamtsystems des „Ausnahmerechts“ in den Sonn- und Feiertagsschutzgesetzen bzw. der Gewerbeordnung genügen rein betriebswirtschaftliche und technische Interessen allein nicht: Der Sonntag hat seine – vom Grundgesetz gewollten! – wirtschaftlichen Kosten, um seines Menschenwürdebezugs willen.

*Cornelius G. Fetsch*, Vorsitzender des Bundes katholischer Unternehmer, Köln: „Ökonomische Probleme des Sonntagsschutzes“.

Das Thema hat in jüngster Zeit vor allem aus drei Gründen Bedeutung gewonnen: 1. wegen der Anfrage einiger bekannter Industriefirmen in Süddeutschland um Ausnahmegenehmigungen für Sonntagsproduktion (BMW in Regensburg, IBM und SEL in Stuttgart, Siemens in München); 2. wegen der parlamentarischen und vorparlamentarischen Behandlung des neuen Arbeitsschutzgesetzes; 3. allgemein wegen der Diskussion um die Flexibilisierung der Arbeitszeiten.

Das verfassungsrechtliche Verbot der Sonntagsarbeit ist nicht total. Die Ausnahmen sind in der Gewerbeordnung geregelt (Gaststätten- und Verkehrsgewerbe, Musik, Theater und „sonstige Lustbarkeiten“, Arbeiten in Notfällen und im öffentlichen Interesse usw.). In der aktuellen Diskussion geht es vor allem um Sonntagsarbeit, die sich aus einem unternehmerischen Kalkül ergibt. Die wichtigste Ausnahmeregelung in diesem Zusammenhang ist enthalten in § 105 c Abs. 1 Ziffer 4 GewO – danach ist Sonntagsarbeit erlaubt, wenn sie erforderlich ist „zur Verhütung des Verderbens von Rohstoffen oder des Mißlingens von Arbeitserzeugnissen, sofern nicht diese Arbeiten an Werktagen vorgenommen werden können“.

Prozeßtechnische Gründe können nach Ansicht des Referenten eine Sonntagsarbeit nötig machen, wenn ein vollkontinuierlicher Produktionsablauf unvermeidbar ist. Ausnahmeregelungen hierfür sollten jedoch nur zeitlich befristet gegeben werden, um neue technische Entwicklungen, die diese Produktionsverfahren überflüssig machen, zu fördern. Sie dürfen keine Wettbewerbsvorteile mit sich bringen. Wird einem Betrieb eine Ausnahmegenehmigung erteilt, so haben grundsätzlich alle Betriebe mit demselben Produktionsverfahren Anspruch auf gleiche Behandlung.

Realistische Lösungen können nur auf europäischer Ebene herbeigeführt werden, weil sonst gerade für die deutsche Industrie schwere Wettbewerbsverzerrungen entstehen (der Sonn- und Feiertagsschutz ist in allen europäischen Ländern weniger ausgeprägt als in der Bundesrepublik Deutschland!). Für solche Lösungen fehlen aber zur Zeit noch die entsprechenden Kompetenzen. So gibt es keine europäischen Tarifabschlüsse und Manteltarife. Auch die Kirchen in Europa sprechen nicht mit einer Stimme. Bei der Einführung der erweiterten Sonntagsarbeit in Belgien und Frankreich 1987 gab es keine Proteste der dortigen Bischofskonferenzen. Ein Hirtenbrief der europäischen Bischöfe im Hinblick auf die erweiterte Gemeinschaft zu Fragen des Arbeits- und Sonntagsschutzes wäre ein dringendes Desiderat!

Prof. Dr. *Jürgen Wilke*, Univ. Eichstätt: „Der Sonntag und die Massenmedien“.

Das Referat untersuchte anhand von Bevölkerungsumfragen, was Menschen am Sonntag tun, wie sie die an diesem Tag zur Verfügung stehende Freizeit verbringen. Dabei treten drei Klassen von Tätigkeiten hervor: 1. rekreative Tätigkeiten (Ausschlafen, Körperpflege, Ausruhen usw.), 2. arbeitsähnliche, aber doch selbstbestimmte oder freiwillige Tätigkeiten (Haus- und Küchen-

arbeiten, Hobbies, Reparaturen). 3. „kommunikative“ Tätigkeiten (Lektüre, Fernsehsendungen, Anhören einer Morgenfeier im Radio – hier wird in den Umfragen auch der Kirchgang eingeordnet!). Dies betrifft den Sonntagvormittag; bezieht man den Nachmittag ein und versucht man ein Inventar der Tätigkeiten am gesamten Sonntag aufzustellen, so „tritt das Fernsehen an die Spitze der Dinge, die im allgemeinen getan werden“.

Bezüglich der Massenmedien konstatierte der Referent eine „Kommunikationslücke“ bei den Sonntagszeitungen (im Unterschied zum angelsächsischen Bereich!), ähnliches gilt für den Hörfunk (der heute an Sonntagen weniger gehört wird als an Werktagen!). Das Fernsehen dagegen übertrifft sonntags (und nur sonntags) an Reichweite und Nutzungsdauer den Hörfunk bei weitem, und zwar bereits von 14 Uhr an. Bezüglich der umstrittenen Frage der Sonntagswerbung verwies der Referent auf die rechtlichen Regelungen, bezweifelte jedoch, ob der Staat auf die Dauer mit rechtlichen Geboten sichern könne, wozu die Gesellschaft nicht mehr aus sich heraus bereit sei.

Prof. Dr. *Hanspeter Heinz*, Univ. Augsburg: „Die Sonntagsheiligung und die Christen“.

In der Feier des Sonntags bezeugt die Kirche Woche für Woche die revolutionäre Neuheit des Christlichen und meldet zugleich ihren Widerspruch an gegen den alten (wieder modernen) mythischen Lebenskult, der in Wahrheit ein Toteskult ist. Von seiner alttestamentarischen Vorgeschichte her ist der Sonntag ein Tag der Entscheidung und Unterscheidung, der krisis. In seiner Neubesinnung stellt das Zweite Vatikanische Konzil den „Herrentag“ als den Urfeiertag der Kirche und als einen Tag der Freude und der Muße heraus, als Fundament und Kern des liturgischen Jahres. „Ein dreifaches Charakteristikum ist hieraus zu erheben: Der Auferstandene erhebt am Herrentag den Anspruch, Herr der Geschichte zu sein; er setzt die ursprüngliche Absicht des Schöpfers durch, inmitten der Welt solle der Mensch Gottes Bild und Gleichnis sein; er verwandelt die zerrinnende Zeit des Naturkreislaufs in die zielgerichtete Zeit auf den endgültigen Sieg des Lebens hin, der im liturgischen Jahr sich bezeugt und anfänglich ereignet.“

Die moderne Industriegesellschaft hat die eine Welt in vielfältige Teilwelten differenziert (Wohn-, Arbeits-, Freizeit-, Kulturwelt usw.). Diese Entwicklung hat Wohlstand und Freiheit in der arbeitsteiligen Gesellschaft gefördert, hat aber auch dazu geführt, daß sich für den einzelnen die Einheit des Lebens durch die Wahrnehmung stets wechselnder Rollen aufzulösen droht. Davon ist der christliche Sonntag als Tag der Versammlung besonders betroffen. Wenn fortschreitende Differenzierung nicht durch das Gegengewicht einer verstärkten Einheit in der Balance gehalten wird, ist das Menschsein in Gefahr.

Angesichts der Krise des Sonntags entwickelte der Referent Umriss einer pastoraltheologischen Therapie in vier Thesen: 1. Der Sonntag muß mehr sein als reine Arbeits-Unterbrechung, es gilt ein Stück geheiligter Zeit („geheilte Zeitlichkeit“) zurückzugewinnen. 2. Liturgie und Fest sind in allen Religionen nicht nur Erholung vom Alltag, sondern Erhebung über den Alltag zum göttlichen Ursprung. In christlicher Zuspitzung heißt das: dem Vater alles verdanken; in der Nachfolge Jesu das Leben ganz ausleben; in der Freiheit des Heiligen Geistes alles teilen. 3. Dieser heile ursprüngliche Zeitrhythmus des Empfangens, Gestaltens und Lassens muß das ganze Leben prägen. Er muß, über den Mitvollzug der Eucharistiefeyer hinaus, den ganzen Sonntag und die Werktage bestimmen. 4. Daher ist auch die Krise des Gottesdienstes, die sich in allen Industrienationen zeigt, nur vom „ganzen Sonntag“ her zu überwinden. Wer in der Schule des Sonntags ein evangeliumgemäßes Leben neu entdeckt, der wird auch einen genuinen Zugang zur Liturgie, zur Mitte des Sonntags finden.

*Hans Maier*

## 15. Sektion für Soziologie

Die Veranstaltung der Sektion für Soziologie hatte als Rahmenthema Max Webers Konzept des Charisma. In seiner Einleitung skizzierte der Unterzeichnete Aspekte der aktuellen Diskussion um das Charisma-Konzept sowie Perspektiven seiner Weiterentwicklung. Er bemängelte insbesondere zwei wiederkehrende Verkürzungen des Konzepts in der Rezeption: sie reduziere es auf das „reine“ Charisma (auf Kosten der bei



Weber zentralen Aspekte der Veralltäglichen und Institutionalisierung); außerdem beschränke sie sich in den meisten Fällen auf Phänomene der Herrschaft bzw. der Politik, ohne die zahlreichen Zusammenhänge der Religionsgeschichte zu beachten, die von Weber ebenfalls analysiert worden sind. In beiderlei Hinsicht könnten die im folgenden zusammengefaßten Referate zu einem Ausgleich der Diskussionslage beitragen.

Der Vortrag von Dr. *Winfried Gebhardt*, Bayreuth, zum Thema „Charisma als Lebensform: Über Versuche, das Außeralltägliche im Alltag zu bewahren“ hatte zum Ziel, das Webersche Konzept der Veralltäglichen des Charisma theoretisch weiterzuentwickeln und für eine kultursoziologische Analyse sozialer Bewegungen fruchtbar zu machen.

Mit der Bezeichnung „Charisma als Lebensform“ werden spezifische soziale Gruppen belegt, die gegen den nach Weber zwangsläufigen Prozess der Veralltäglichen ankämpfen, indem sie versuchen, die „Reinheit“, „Originalität“ und „Kraft“ des nur aktuell existierenden, „reinen“ Charisma zu bewahren und dauerhaft zu sichern. Um dieses Ziel zu erreichen, entwickeln sie besondere Handlungsstrategien, Normensysteme und Organisationsformen, die sich zu einer spezifischen Lebensform verdichten und so die Einheitlichkeit einer allgemein verbindlichen Lebensführung garantieren, weil alle Handlungen ihr zugerechnet und durch sie erst Sinn und Bedeutung erlangen.

Am Beispiel der Entstehung, Organisation und Kulturbedeutung des christlichen Mönchtums können diese allgemeinen Einsichten verdeutlicht werden. Leitendes Motiv des Mönches ist das „Heimweh nach der Urkirche“, deren Exklusivität und ethischer Rigorismus zurückgeholt und auf Dauer gestellt werden sollen. Dieses Ziel soll erreicht werden durch die strikte Einhaltung der klösterlichen Abgeschiedenheit mit ihren Armuts-, Demuts- und Gehorsamgeboten sowie durch streng reglementierte, methodisch-rationale Askese-, Buß- und Gebetsübungen. Durch die Ausbildung solcher Organisationsformen und Normensysteme verfestigt sich das Mönchtum zu einer Institution, deren Besonderheit darin besteht, daß sie ihre Legitimität und ihren Sinn aus der Gegnerschaft zu einer anderen, übergreifenden Institution, der Kirche, bezieht. So läßt sich das Mönchtum als institutionalisierte Anti-Institution verstehen, die der Kirche durch das alltägliche exemplarische Vorleben ihres ursprünglich charismatischen Gehalts Vorbild und Gewissen sein will.

Das Mönchtum kann als „Modell“ der Form des institutionalisierten Charisma dienen, die als „Charisma als Lebensform“ bezeichnet wurde; es ist freilich nicht die einzige. Jede charismatische Bewegung bringt, wenn sie in die Phase der Institutionalisierung eintritt, Gruppen hervor, die sich der damit verbundenen Abkehr von den Ideen und Idealen des Anfangs widersetzen und diese in ihrer Reinheit erhalten wollen. Das theoretische Konzept „Charisma als Lebensform“ kann deshalb auch auf andere, auch moderne soziale Bewegungen gewinnbringend angewandt werden.

Im zweiten Teil der Sektionssitzung sprach zuerst Prof. Dr. *Wolfgang Lipp*, Würzburg, über das Thema „Stigma und Charisma“. Die vorgetragenen Thesen (vgl. W. Lipp, *Stigma und Charisma*, Berlin 1985) beziehen sich auf Ursprungszusammenhänge des Charisma, die von Max Weber nicht untersucht worden sind; darüber hinaus bringen sie eine systematische Erweiterung des Weberschen Konzepts mit dem devianz-soziologischen Begriff „Stigma“.

Charisma – die Gabe, zu führen – und Stigma – Zeichen für Absonderlichkeit, schuldenhafte Verfehlung und soziales Deklassement – bedingen gleichsam einander; sie können – Plurivalenz, ja Gegenläufigkeit kulturellen Sinns vorausgesetzt – am Ende zum Umschlag kommen. Abgedrängt in Randlagen, Bannräume, Krisenzonen der Gesellschaft, in denen Selbstwert und Identität zunichte werden, versuchen Stigmatisierte, Stigmatisierung – Negation durch Kontrollinstanzen – abzuwehren und aufzuheben. Als wirkungsvolle Strategie, identifikative Ansprüche durchzusetzen und in zentrale Wert- und Würdefelder zurückzukehren, erscheint „Selbststigmatisierung“. Indem Selbststigmatisierer Stigmata, die die Gesellschaft

aufgelegt, demonstrativ für sich bejahen, rücken sie im Wagnis der Ächtung – das sie auf sich nehmen (Hauptverhaltenstypen, die in Geschichte und Gesellschaft hervortreten, sind „Exhibitionismus“, „Provokation“, „Askese“ und „Ekstase“) – dramatisch aufgedeckten, neuen kulturellen Sinn ans Licht. Getragen von Gefolgschaften, Sympathisanten und mitgerissenen sozialen Massen, die sich mit Selbststigmatisierern identifizieren, erhalten sie „aufblitzenden“ charismatischen Glanz.

Die Kategorien „Charisma“, „Stigma“ und „Selbststigmatisierung“ lassen soziales Dasein als Prozeß erkennen, der zurückführt auf personales Handeln und heben zugleich die hintergründige, sinnvibrierende, kulturelle Verfaßtheit der Dinge hervor. So liegt es, auf empirischer Ebene, auf der Hand, daß „Charisma“, „Stigma“ und „Selbststigmatisierung“ eine ganze Reihe strategischer religiöser Phänomene entschlüsseln. Am Ende ist es, in Idee und Wirklichkeit, elementar das Christentum, sind es Tod und Auferstehung Jesu selbst, die den Zusammenhang erfüllen. Typische empirische Anwendungsfelder liegen sodann auf Gebieten vor, die sich auf soziale Ebenen, z. B. Chiliasmus, Nativismus, Kreuzzüge aller Art beziehen. Wichtige Gruppen von Belegen sind schließlich dort gegeben, wo Handlungskomplexe teils der Pflicht, Verantwortung und Hingabe, teils von Kreativität und Genialität in Frage stehen. Über die schon skizzierten kategorialen Kerngehalte hinaus rücken, in Verbindung mit Recht und Unrecht in die Nachbarschaft von „Stigma“ Strafe und Buße, Schuld und Sühne ins Blickfeld, während im Umkreis von Selbststigmatisierung das Phänomen des Opfers hervortritt.

Im Rückblick auf Max Weber zeigt sich, daß Charisma und „Gnadengabe“, charismatische „Strahlkraft“, „Verklärung“ und Erfüllung von „Heil“ nichts Definitives, ontologisch in sich Abgeschlossenes darstellen. Zwar gibt Weber – der von Nietzsche und der „Genealogie der Moral“ gerade in diesem Punkt wohl geprägt ist – zu solcher Fixierung an sich keinen Anlaß. Angesichts des Zusammenhangs, der zwischen Charisma und Stigma (Stigmatisierung, Selbststigmatisierung) besteht, springt der Prozeßcharakter der Verklammerung indessen unmißverständlich ins Auge; es zeigt sich, daß der Vorgang von Grund auf als „Drama“ – Dramatisierung, dramatisches Geschehen – begriffen werden muß. Nicht bloß laufender „sozialer Wandel“ ist es dann, der sich in ihm vollzieht, sondern Wandlung im Sinne von „Umkehr“, „Fulguration“, „coincidentia oppositorum“. Als Hauptbewegkraft, die die Dinge treibt, erscheint in sowohl aktiver wie passiver Gestalt das Opfer (Selbststigmatisierung). Zu den Hauptmethoden, den Prozeß zu erfassen, zählen genuine dramatologische Konzepte. Sie arbeiten mit Ansätzen wie „Publikum“, „Chor“ und „Heroen“, „Peripatie“ und „Katharsis“, „Lösung“ und „Erlösung“ und sind in Zukunft auszubauen.

Der Vortrag von Dr. *Michael N. Ebertz*, Konstanz, „Über den charismatischen Charakter der Bewegung um Jesus von Nazareth“ befaßte sich mit einem Thema, das bislang in der bibelwissenschaftlichen Theologie, kaum jedoch von religionssoziologischer Seite Beachtung gefunden hat, und ging es mit dem von Max Weber in der Auseinandersetzung mit Rudolf Sohm vorgeformten Konzept der „charismatischen Bewegung“ an. Dieses besitzt den Vorzug, innerhalb der Religionssoziologie bestätigt, modifiziert und weiterentwickelt, sodann empirie- und geschichtsnah sowie interdisziplinär plausibel und offen als auch theoriefähig zu sein.

Nach einigen methodischen und methodologischen Vorüberlegungen zu einem spezifisch soziologischen Zugang zur „Jesusbewegung“, dem sich ihre theologisch dogmatisierte transzendente Dimension entzieht, gab der Vortrag einen Überblick auf den krisenhaften historisch-gesellschaftlichen Hintergrund der „Jesusbewegung“, den er zusammenfassend als einen komplexen soziopolitischen, sozioökonomischen und sozioreligiösen „Stigmatisierungszusammenhang“ interpretierte, der einen deutlichen Brennpunkt im politisch äußerst unruhigen Galiläa, der Heimat Jesu und seiner Jünger, hatte. Unter seiner prophetischen Führung bildeten sie zusammen eine prophetische Gruppe als sozialer Kern einer religiös-charismatischen Bewegung, zu deren Konfiguration typischerweise auch noch Mäzene und Sympathisanten innerhalb eines „offenen Publikums“ zu rechnen sind.

Ebertz stellte weiter heraus, wie Jesus mit seinen Jüngern jenen zeitgenössischen Stigmatisierungszusammenhang durch eine typische, noch klar erkennbare Strategie der „Selbststigmatisierung“ (Wolfgang Lipp) zu unterlaufen und zu bewältigen suchte. Das Zentrum der jesuanischen „Propaganda“ sieht er darin, die römischen und innerjüdischen Träger von Gewalt, Geld und Gesetzesbildung mit der radikaltheokratischen jüdischen Gotteskonzeption zu konfrontieren,



die Legitimität dieser Machtmittel zu bestreiten, selbst auf ihren Einsatz zu verzichten und schließlich die mit ihnen erzeugten politischen, sozioökonomischen und sozioreligiösen Defekte und Schuldzuschreibungen bewußt zu erdulden, ja gezielt auf sich zu laden, demonstrativ hervorzukehren, sie mit ausgesprochen positiven Zügen zu versehen und damit ihre „Mächtigkeit“ zu unterlaufen, um den Anbruch der absoluten Herrschaft Gottes vorzubereiten. Jesus tat damit selbst einen Schritt in die naherwartete geschichtliche Außeralltäglichkeit, wo die widergöttlichen und zugleich unbrüderlichen Mächte der Gewalt, des Geldes und der religiösen Gesetzesbildung genauso zu einem „Nichts“ werden wie Fortpflanzung und Totenbestattung, Ehe, Familie und Beruf, zu deren freiwilligem – im Effekt stigmatisierenden – Verlassen er seine Jünger auffordern konnte. Anwachsene kontercharismatische Prozesse sind erwartbare Merkmale der charismatischen Szenerie. Sie durchkreuzen den von der Jesusbewegung ausgelösten, doch nach seiner Kreuzigung nicht mehr zu bremsenden charismatischen Prozeß.

Charisma und Stigma sind in der Bewegung um Jesus von Nazareth unzertrennbar verknüpft – von ihrer Entstehungsbedingung bis hin zu ihrem Ende durch seine Kreuzigung –, so daß man geradezu von einem jesuanischen Charisma der Selbststigmatisierung sprechen kann (vgl. Michael N. Ebertz. *Das Charisma des Gekreuzigten*, Tübingen 1987).

Auf die Referate folgte eine ausführliche Diskussion, deren Verlauf die Fruchtbarkeit des Charisma-Konzepts sowohl in historisch-empirischer wie theoretisch-systematischer Hinsicht bestätigte. Sie verdeutlichte auch Grenzen der Erweiterung des Konzepts durch das „Stigma“. Dieses sei überwiegend für Entstehungszusammenhänge bestimmter Art relevant, also nicht als universelle Komponente charismatischer Phänomene aufzufassen.

*Arnold Zingerle*

Dritter Teil  
**Jahresbericht**

**I. Vorstand und Sektionsleiter**

**Protector:**

Se. Eminenz Dr. Joseph Kardinal Höffner  
Erzbischof von Köln †

**Vorstand:**

*Präsident:*

Professor Dr. Dr. h. c. mult. Paul Mikat, Minister a. D., Erich-Hoepner-Straße 21,  
4000 Düsseldorf 30

*Vizepräsident:*

Professor Dr. Rudolf Morsey, Blumenstraße 5, 6730 Neustadt 22 – Geinsheim

*Generalsekretär:*

Professor Dr. Hermann Krings, Zuccalistraße 19a, 8000 München 19

*Stellvertretender Generalsekretär:*

Domkapitular Professor Dr. Dr. h. c. Erwin Iserloh, Domplatz 29, 4400 Münster

*Beisitzer:*

Professor Dr. Hans Michael Baumgartner, Seebreite 4, 8137 Berg 1

Professor Dr. Hans Jürgen Becker, Leichtensternstraße 11, 5000 Köln 41

Professor Dr. med. Kurt Heinrich, Novalisstraße 1, 4000 Düsseldorf

Professor Dr. Walter Kasper, Schwabenstraße 65, 7400 Tübingen

Professor Dr. Dr. h. c. mult. Hans Maier, Staatsminister a. D., Meichelbeckstraße 6,  
8000 München 90

Professor Dr. Konrad Repgen, Saalestraße 6, 5300 Bonn-Ippendorf

**Sektionsleiter:**

*Sektion für Philosophie:*

Professor, Dr. Hans Michael Baumgartner, Seebreite 4, 8137 Berg 1

*Sektion für Pädagogik:*

Professor Dr. Marian Heitger, Dreimarksteinstraße 6, Haus 5, A-1190 Wien



*Sektion für Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie:*  
Professor Dr. med. Kurt Heinrich, Novalisstraße 1, 4000 Düsseldorf

*Sektion für Geschichte:*

Professor Dr. Laetia Boehm, Hohenzollernstraße 54/I, 8000 München 40

*Sektion für Altertumswissenschaft:*

Abteilung für Klassische Philologie:

Professor Dr. Hans Jürgen Tschiedel, Richard-Strauß-Straße 5, 8078 Eichstätt

Abteilung für Alte Geschichte:

Professor Dr. Heinrich Chantraine, Troppauer Straße 1, 6834 Ketsch

Abteilung für Archäologie:

Professor Dr. Tony Hackens, 28a, Av. Léopold, B-1330 Rixensart

*Sektion für Romanische Philologie:*

Professor Dr. Theodor Berchem, Frühlingstraße 35, 8700 Würzburg-Lengfeld

*Sektion für Deutsche Philologie:*

Professor Dr. Wolfgang Frühwald, Römerstädter Straße 4K, 8900 Augsburg

*Sektion für Englisch-Amerikanische Philologie:*

Professor Dr. Franz H. Link, Eichrodtstraße 1, 7800 Freiburg

*Sektion für die Kunde des Christlichen Orients:*

Professor Dr. Julius Aßfalg, Kaulbachstraße 95, 8000 München 40

*Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft:*

Professor Dr. Josef Isensee, Meckenheimer Allee 150, 5300 Bonn

*Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft:*

Professor Dr. J. Heinz Müller, Ringstraße 13, 7815 Kirchzarten

*Sektion für Kunstgeschichte:*

Professor Dr. Victor H. Elbern, Ilsensteinwg 42, 1000 Berlin 38

*Sektion für Musikwissenschaft:*

Professor Dr. Günther Massenkeil, Böckingstraße 3, 5340 Bad Honnef

*Sektion für Volkskunde:*

Professor Dr. Wolfgang Brückner, Bohlleitenweg 59, 8700 Würzburg

*Sektion für Naturwissenschaft und Technik:*

Professor Dr.-Ing. Kurt Mauel, Widdauener Str. 8, 5090 Leverkusen

*Sektion für Politische Wissenschaft und Kommunikationswissenschaft:*  
Professor Dr. Dr. h. c. mult. Hans Maier, Staatsminister a. D., Meichelbeckstraße 6,  
8000 München

*Sektion für Soziologie:*  
Professor Dr. Arnold Zingerle, Döbereinerstraße 11, 8580 Bayreuth

*Archivar der Görres-Gesellschaft:*  
Hans Elmar Onnau, Köln



## Träger des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft

- 1977 *Professor Dr. Clemens Bauer, Freiburg/Br.*
- 1978 *Prälat Professor Dr. Dr. h. c. Hubert Jedin, Bonn*
- 1979 *Professor Dr. med. Franz Grosse-Brockhoff,  
Düsseldorf*
- 1980 *Professor Dr. Johannes Broermann, Berlin*
- 1981 *Professor Dr. Dr. h. c. Ernst Friesenhahn, Bonn*
- 1982 *Dr. h. c. Hermann Josef Abs, Frankfurt*
- 1983 *Professor Dr. José Manuel Pérez-Prenedes, Madrid*
- 1984 *Professor Dr. Max Müller, Freiburg/Br.*
- 1986 *Se. Eminenz Joseph Kardinal Köhner,  
Erzbischof von Köln*
- 1987 *Professor Dr. Dr. h. c. Josephus Joannes Maria  
van der Ven, Bilthoven*
- 1988 *Professor Dr. Theobald Freudenberger,  
Würzburg*

## II. Mitgliederstand

vom 31. Dezember 1988

Mitglieder .....	2.817
davon:	
a) lebenslang .....	114
b) zahlende .....	2.635
c) Teilnehmer .....	68

## III. Beirat

- Abraham, Karl, Professor Dr., Viktoriastraße 3, 6242 Kronsberg  
Adam, Adolf, Professor Dr., Waldthausenstraße 62, 6500 Mainz-Finthen  
Adam, Hans, Professor Dr., CIB FIB Lond., Hellbrunner Straße 34, A-5020 Salzburg  
Ahrens, Rüdiger, Professor Dr., Universität Würzburg, Am Hubland, Institut für Englische Philologie, 8700 Würzburg  
Albrecht, Dieter, Professor Dr., Adalbert-Stifter-Straße 16, 8400 Regensburg  
Aldea, Quintin, Professor Dr., Serrano 123, Instituto Enrique Florez, Madrid 6  
Altermatt, Urs, Professor Dr., Universität Miséricorde, CH-1700 Fribourg  
Angenendt, Arnold, Professor Dr., Waldeyer Straße 41, 4400 Münster  
Arnold, Gottfried, Dr., Rechtsanwalt, MdB, Leostraße 107, 4000 Düsseldorf  
Arnold, Rainer, Professor Dr., Wolfsteinerstraße 14, 8400 Regensburg  
Asselmeyer, Fritz, Professor Dr.-Ing., Sollner Straße 6a, 8000 München 71  
Aßfalg, Julius, Professor Dr., Kaulbachstraße 95, 8000 München 40  
Auer, Alfons, Professor Dr., Paul-Lechler-Straße 8, 7400 Tübingen  
Babolin, Albino, Professor Dr., Via Ponte d'Oddi, 29 D 3, I-0600 Perugia  
Bacelar e Oliveira, José, Professor Dr., SJ, Rua da Lapa, 111, Lisboa-2  
Bader, Karl Siegfried, Professor Dr., Rebbergstraße 57, CH-8049 Zürich  
Baldus, Manfred, Dr., Schimmelsweg 5, 5353 Mechernich  
Baltes, Matthias, Professor Dr., Hornstraße 2, 4400 Münster  
Bartelink, G.J.M., Professor Dr., Postweg 152, NL-6522 Nijmegen  
Baruzzi, Arno, Professor Dr., Pfarrer-Grimm-Straße 18c, 8000 München 50  
Baumeister, Theofried, Professor Dr., OFM, Scharnhorststraße 28, 6200 Wiesbaden  
Bäumer, Remigius, Professor Dr., Mattenweg 2, 7815 Kirchzarten  
Baumgartner, Hans Michael, Professor Dr., Seebreite 4, 8137 Berg 1  
Beck, Lutwin, Professor Dr., Himmelgeister Landstraße 67, 4000 Düsseldorf  
Becker, Hans-Jürgen, Professor Dr., Leichtensternstraße 11, 5000 Köln 41  
Becker, Josef, Professor Dr., Am Mühlenfeld 20, 8902 Neusäß-Westheim  
Becker, Winfried, Professor Dr., Reinhold-Koepfel-Straße 10, 8390 Passau-Grubweg  
Beer, Rainer, Professor Dr., Talblick 50, 8417 Lappersdorf  
Berchem, Theodor, Professor Dr., Frühlingstraße 35, 8700 Würzburg-Lengfeld  
Bergsdorf, Wolfgang, Dr., Ministerialdirektor, Konstantinstraße 18, 5300 Bonn  
Bernhard, Ludger, Professor DDr., O.S.B., Mönchsberg, A-5020 Salzburg  
Berschin, Walter, Professor Dr., Max-Reger-Straße 41, 6900 Heidelberg  
Bertram, Hans, Professor Dr., St.-Georg-Straße 6 a, 8011 Oberpfaffenhofen



Besters, Hans, Professor Dr., Baumhofstraße 41, 4630 Bochum  
 Bethge, Herbert, Professor Dr., Am Seidenhof 10, 8390 Passau  
 Biedenkopf, Kurt, Professor Dr., MdL, Haus des Landtags, 4000 Düsseldorf  
 Birk, Rolf, Professor Dr., Am Weidengraben 162, 5500 Trier  
 Biser, Eugen, Professor, DDr., Hiltenspergerstraße 80, 8000 München 40  
 Blass, Georg, Min.-Rat a.D., OStud.Dir., Broicherdorfstraße 28, 4404 Kaarst  
 Blüm, Norbert, Dr., Bundesminister für Arbeit und Soziales, Rochusstraße 1,  
 5300 Bonn  
 Böckle, Franz, Professor Dr., Am Kottenforst 46, 5300 Bonn-Röttgen  
 Boehm, Laetitia, Professor Dr., Hohenzollernstraße 54/I, 8000 München 40  
 Böhm, Winfried, Professor Dr., Unterer Katzenbergweg 11, 8700 Würzburg  
 Böing, Günther, Dr., Engelbergstraße 9 a, 7801 Stegen-Eschenbach  
 Bosch, Friedrich Wilhelm, Professor Dr. Dr. h.c., Plittersdorfer Straße 130,  
 5300 Bonn 2  
 Boshof, Egon, Professor Dr., Kreuzbergstraße 13, 8390 Passau  
 Bossle, Lothar, Professor Dr., Thüringer Straße 50, 8700 Würzburg  
 Brandmüller, Walter, Professor Dr., Pfarrhaus, 8085 Walleshausen  
 Briesemeister, Dietrich, Professor Dr., Hildegardstraße 1, 1000 Berlin 31  
 Brohm, Winfried, Professor Dr., Wydenmöslstraße 11, CH-8280 Kreuzlingen  
 Bröker, Werner, Dr., Überwasserstraße 29, 4402 Greven-Gimbte  
 Broich, Ulrich, Professor Dr., Schellingstraße 1, 8000 München 40  
 Brückner, Wolfgang, Professor Dr., Bohlleitenweg 59, 8700 Würzburg  
 Camacho, Evangelista Fermin, Professor Dr., Spanisch-Deutsche Kulturvereinigung,  
 Palacio de las Columnas, Puentezuelas, 55, Granada  
 Cardauns, Burkhard, Professor Dr., von Schilling-Straße 32, 5024 Brauweiler  
 Carlen, Louis, Professor Dr., Sonnenstraße 4, CH-3900 Brig  
 Casper, Bernhard, Professor Dr., Birkwäldele 16, 7801 Wittnau  
 Chantraine, Heinrich, Professor Dr., Troppauer Straße 1, 6834 Ketsch  
 Christes, Johannes, Professor Dr., Schloßgasse 66, 7800 Freiburg  
 Christian, Paul, Professor Dr., Jaspersstraße 2, 6900 Heidelberg 1  
 Coenen, Ernst, Dr. Dr. h. c., Malmedystraße 5, 5000 Köln 41  
 Conzemius, Viktor, Professor Dr., Schädritthalde 12, CH-6006 Luzern  
 Cramer, Winfrid, Professor Dr., O.S.B., Beverstrang 37, 4410 Warendorf 4  
 Cromme, Gerhard, Dr., Kemmansweg 9 b, 4300 Essen 18  
 Cromme, Ludwig J., Professor Dr., Lotzestraße 16 – 18, 3400 Göttingen  
 Dahl, Winfried, Professor Dr., Eberburgweg 53, 5100 Aachen  
 Dahs, Hans, Professor Dr., Rechtsanwalt, Auf dem Reeg 13, 5307 Wachtberg-Pech  
 Dahs-Odontal, Dagmar, Dr., Auf dem Reeg 13, 5307 Wachtberg-Pech  
 Dalfen, Joachim, Professor Dr., Lederwaschgasse 22, A-5020 Salzburg  
 Dassmann, Ernst, Professor Dr., Herzogsfreudenweg 25, 5300 Bonn-Röttgen  
 Decker, Karl, Professor Dr., Maria-Theresia-Straße 14, 7815 Kirchzarten  
 Deutsch, Erwin, Professor Dr., Höltystraße 8, 3400 Göttingen  
 Dickerhof, Harald, Professor Dr., Keltenstraße 32, 8831 Möckenlohe bei Eichstätt  
 Dieckhöfer, Klemens, Professor Dr. med., Poppelsdorfer Allee 84, 5300 Bonn 1  
 Dregger, Alfred, Dr., Oberbürgermeister a. D., MdB, Über der Aue 5, 6400 Fulda  
 Drobner, Hubertus, Professor DDr., Kamp 6, 4790 Paderborn  
 Eggers, Philipp B., Professor DDr. Dr. h. c., Universität Bonn, Am Hof 3 – 5,  
 5300 Bonn 1

Eiff von, A.W., Professor Dr., Haager Weg 18a, 5300 Bonn 1  
 Elbern, Victor H., Professor Dr., Ilsensteinweg 42, 1000 Berlin 38  
 Elm, Kaspar, Professor Dr., Hittdorfstraße 10, 1000 Berlin  
 Engels, Odilo, Professor Dr., Pestalozzistraße 58, 5042 Erftstadt-Lechenich  
 Erzgräber, Willi, Professor Dr., Sonnenbergstraße 18B, 7800 Freiburg  
 Eser, Albin, Professor Dr., Neubergweg 9, 7800 Freiburg  
 Eßer Ambrosius, Professor Dr., O.P., Pont. Università di San Tommaso d'Aquino,  
 Largo Angelicum 1, I-00184 Roma  
 Ewig, Eugen, Professor Dr., Saalestraße 10, 5300 Bonn-Ippendorf  
 Faber, Werner, Professor Dr., Ludwigshöhe 23, 8600 Bamberg  
 Faussner, Hans Constantin, Dr., Klementinenstraße 5, 8000 München 40  
 Fernández-Galiano, Manuel, Professor Dr., Guzmán el Bueno, 88, Madrid/Spa-  
 nien  
 Ferrari d'Occhieppo, Graf, Professor Dr., Türkenschanzstraße 17, A-1180 Wien  
 Flasche, Hans, Professor Dr. Dr. h. c., Humboldtstraße 35, 5300 Bonn  
 Fleckenstein, Josef, Professor Dr., Zur Ackelei 37, 3400 Göttingen  
 Frank, Armin Paul, Professor Dr., Hainholzweg 44 A, 3400 Göttingen  
 Freudenberger, Theobald, Professor Dr., Steubenstraße 13, 8700 Würzburg  
 Frühwald, Wolfgang, Professor Dr., Römerstädter Straße 4 K, 8900 Augsburg  
 Ganzer, Klaus, Professor Dr., St.-Benedikt-Straße 6, 8700 Würzburg  
 Gatz, Erwin, Professor Dr., Prälat, Via della Sagrestia 17, I-00120 Città del Vaticano  
 Gaugler, Eduard, Professor Dr., Büttemerweg 32, 6945 Hirschberg  
 Geerlings, Wilhelm, Professor Dr., Neustraße 11, 4630 Bochum 1  
 Geiger, Willi, Professor Dr., Kantstraße 5, 7500 Karlsruhe  
 Geißler, Erich E., Professor Dr., Am Kottenforst 67, 5300 Bonn 1  
 Gieraths, Paul-Gundolf, Professor Dr., O.P., Dominikanerinnenkloster,  
 8111 Schlehdorf/Kochelsee  
 Giesen, Dieter, Professor Dr., Ihnstraße 38, 1000 Berlin 33  
 Gietzen, Hubert-Otto, Univ.-Dozent Dr., Blindestraße 11, 4660 Gelsenkirchen-Buer  
 Gillessen, Günther, Professor Dr., Speckerhohlweg 8, 6240 Königstein  
 Gillessen, Herbert, Dr., Königin-Luise-Straße 33, 1000 Berlin 33  
 Gnilka, Christian, Professor Dr., Mauritz-Linden-Weg 40, 4400 Münster  
 Göller, Karl-Heinz, Professor Dr., Weingartenstraße 13, 8400 Regensburg-Oberisling  
 Gotto, Klaus, Dr., Am Schörnchen 1, 5300 Bonn 2  
 Grasmück, Ernst Ludwig, Professor Dr., Kärlicher Straße 29, 5403 Mülheim-Kärlich  
 Grass, Franz, Professor Dr., Meraner Straße 9, A-6020 Innsbruck  
 Grass, Nikolaus, Professor Dr. Dr. Dr. Drs. h.c., Meraner Straße 9, A-6020 Innsbruck  
 Greiß, Franz, Dr. h.c., Direktor i. R., Ehrenpräsident der Industrie- und Handels-  
 kammer, Werthmannstraße 5, 5000 Köln 41  
 Gross, Heinrich, Professor Dr., Agnesstraße 13, 8400 Regensburg  
 Grosse-Brockhoff, Hans-Heinrich, Stadtdirektor, Dürerstraße 7, 4040 Neuß  
 Großfeld, Bernhard, Professor Dr., Von-Mañger-Straße 16, 4400 Münster  
 Guth, Klaus, Professor Dr., Greiffenbergstraße 35, 5600 Bamberg  
 Habscheid, Walter J., Professor Dr. Dres. h.c., Lütisämestraße 120, CH-8706 Meilen  
 Hackens, Tony, Professor Dr., 28a, Av. Léopold, B-1330 Rixensart  
 Hackmann, Johannes, Professor Dr., Seydeckreihe 11, 2000 Hamburg 70  
 Haeffner, Gerd, Professor Dr., S.J., Kaulbachstraße 33, 8000 München 22  
 Halder, Alois, Professor Dr., Riedweg 18, 8900 Augsburg 28



Hammermayer, Ludwig, Professor Dr., Münzbergstraße 16/0, 8070 Ingolstadt  
 Hampel, Johannes, Professor Dr., Kemptener Straße 54, 8900 Augsburg  
 Hanssler, Bernhard, Prälat, Stafflenbergstraße 46, 7000 Stuttgart 1  
 Hartinger, Walter, Professor Dr., Auhözlweg 27, 8400 Regensburg  
 Hayduk, Karl, Professor Dr. med., Lotharstraße 37, 4000 Düsseldorf 11  
 Heftrich, Eckhard, Professor Dr., Domplatz 20 – 22, 4400 Münster  
 Hegel, Eduard, Professor Dr. Dr., Gregor-Mendel-Straße 29, 5300 Bonn  
 Heggelbacher, Othmar, Professor Dr. Dr., Prälat, Weide 8, 8600 Bamberg  
 Heigert, Hans, Dr., Eichenstraße 12, 8034 Germering  
 Heinemann, Heribert, Professor Dr., Prälat, Kollegstraße 10, 4630 Bochum-Queren-  
 burg  
 Heinrich, Kurt, Professor Dr., Novalisstraße 1, 4000 Düsseldorf  
 Heitger, Marian, Professor, Dr., Dreimarksteinstraße 6, Haus 5, A-1190 Wien  
 Helle, Horst Jürgen, Professor Dr., Waldtruderinger Straße 32a, 8000 München 82  
 Hemmerle, Klaus, Professor Dr., Bischof von Aachen, Friedlandstraße 2,  
 5100 Aachen  
 Henrich, Franz, Dr., Mandlstraße 23, 8000 München 23  
 Henrichs, Bernard, Prälat, Dompropst, Burgmauer 7, 5000 Köln 1  
 Herborn, Ursula, Gustav-Mahler-Straße 8a, 6200 Wiesbaden  
 Herder-Dorneich, Hermann, Dr., Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg  
 Herles, Helmut, Dr., Ölbergringweg 18b, 5330 Königswinter  
 Hermes, Peter, Botschafter der BRD beim Hl. Stuhl, Città del Vaticano  
 Hermens, Ferdinand A., Professor Dr., 10500 Rockville P.ke 413, Rockeville, Md.,  
 20852/USA  
 Hessen, Jan Siebert van, Professor Dr., Heidelberglaan 2, NL-3508 Utrecht  
 Hiltbrunner, Otto, Professor Dr., Spitzingwg 5, 8301 Gröbenzell  
 Hoberg, Hermann, Dr., Prälat, Archivio Segreto Vaticano, I-00120 Città del Vaticano  
 Hockerts, Hans-Günter, Professor Dr., Levkojenstraße 14, 800 München 21  
 Hödl, Ludwig, Professor Dr., Heinrich-König-Straße 38, 4630 Bochum  
 Höffe, Otfried, Professor Dr., Albert-Schweitzer-Weg 4, CH-1700 Freiburg i. Ü.  
 Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim, Professor Dr., Ernstacher 9,  
 CH-8126 Zumikon  
 Hofmann, Rudolf, Professor Dr., Deutschordensstraße 4, 7800 Freiburg/Br.  
 Hofmann, Rupert, Professor Dr., Betzenweg 14a, 8000 München 60  
 Hollerbach, Alexander, Professor Dr., Parkstraße 8, 7801 March/Hugstetten  
 Holzamer, Karl, Professor Dr., Friedrich-Schneider-Straße 32, 6500 Mainz  
 Homeyer, Josef, Dr., Bischof von Hildesheim, Domhof 18 – 21, 3200 Hildesheim  
 Hommes, Ulrich, Professor Dr. Dr., Universität, 8400 Regensburg  
 Honnefelder, Ludger, Professor Dr., Sternstraße 65, 5300 Bonn  
 Honselmann, Klemens, Professor Dr., Karlstraße 1, 4790 Paderborn  
 Horn, Hans Jürgen, Professor Dr., Göbenstraße 16/I, 5000 Köln 1  
 Hruschka, Joachim, Professor Dr., Sperlingstraße 59, 8520 Erlangen  
 Hüffer, Anton Wilhelm, Dr., Klosterstraße 31, 4400 Münster  
 Hüffer, Maxfritz, Falkenhorst 20, 4400 Münster  
 Hunger, Herbert, Professor Dr., Weißgerberlande 40, A-1030 Wien  
 Hunig, Alois, Professor Dr., Weißdornweg 12, 5603 Wülfrath  
 Hürten, Heinrich, Professor Dr., Schwanenstraße 2, 8070 Ingolstadt/Gerolfing  
 Ilgner, Rainer, Dr., Neckarstraße 6, 5205 St. Augustin 2

Immenkötter, Herbert, Professor Dr., Haferstraße 11 f, 8900 Augsburg 21  
 Isensee, Josef, Professor Dr., Weberstraße 98, 5300 Bonn  
 Iserloh, Erwin, Professor Dr., Domkapitular, Domplatz 29, 4400 Münster  
 Jacobs, Wilhelm G., Privatdozent Dr., Primelweg 1, 8031 Eichenau  
 Jaeschke, Walter, Privatdozent Dr., Lessingstraße 1, 5802 Wetter-Volmarstein  
 Jäger, Wolfgang, Professor Dr., Werderring 18, 7800 Freiburg  
 Jahn, Wolfgang, Dr., Mitglied des Vorstandes der Commerzbank, Rosenstraße 4,  
 4005 Meerbusch 1  
 Janssen, Wilhelm, Professor Dr., Ltd. Archivdirektor, Kalkstraße 14a, 4000 Düssel-  
 dorf 31  
 Jessl, Oskar R., Dr., Ferdinand-von-Kobell-Straße 2, 8013 Haar  
 Joel, Werner, Dr., Am Hohen Weg 10, 4040 Neuß 1  
 Juretschke, Hans, Professor Dr., Andrés Mellado, 76, Madrid  
 Jürgensmeier, Friedhelm, Professor Dr., Obere Waldstraße 1 b, 4500 Osnabrück  
 Jurt, Josef, Professor Dr., Im Gärtle 11, 7800 Freiburg  
 Kanz, Heinrich, Professor Dr., Adolfstraße 157, 5420 Lahnstein  
 Karpen, Hans-Ulrich, Professor Dr., Oldenfelder Straße 32, 2000 Hamburg 73  
 Kasper, Walter, Professor Dr., Schwabstraße 65, 7400 Tübingen  
 Kaufhold, Hubert, Professor Dr. Dr., Brucknerstraße 15, 8000 München 80  
 Kaufmann, Franz-Xaver, Professor Dr., Graf-Galen-Straße 5, 4800 Bielefeld  
 Kempf, Friedrich, Professor Dr., S.J., Piazza della Pilotta, 4, Rom  
 Kerber, Walter, Dr. Dr., S.J., Kaulbachstraße 33, 8000 München 40  
 Kerner, Hans, Professor Dr., Furtwänglerstraße 80, 8580 Bayreuth  
 Kertelge, Karl, Professor Dr., Isolde-Kurz-Straße 19, 4400 Münster-Nienberge  
 Kienzler, Klaus, Professor Dr., Universitätsstraße 10, 8900 Augsburg  
 Kierdorff, Wilhelm, Professor Dr., Marthastraße 33, 5000 Köln 80  
 Kirchhof, Paul, Professor Dr., Am Pferchelhang 33/1, 6900 Heidelberg  
 Klaus, Josef, Dr. Bundeskanzler a. D., Saurangasse 11, A-1130 Wien  
 Kleber, Karl-Heinz, Professor Dr., Prinz-Eugen-Straße 23, 8390 Passau  
 Klein, Franz, Professor Dr., Präsident des Bundesfinanzhofes, Ismaninger Straße 109,  
 8000 München 80  
 Kleinhenz, Gerhard, Professor Dr., Dr.-Ritter-von-Scheuring-Straße 16, 8390 Passau  
 Kleinheyer, Gerd, Professor Dr., Steinergasse 58, 5305 Alfter  
 Klemmer, Paul, Professor Dr., An der Pfannenschmiede 9, 4322 Sprockhövel  
 Klippel, Diethelm, Professor Dr., Graudornstraße 4, 6301 Fernwald 3  
 Klose, Alfred, Professor DDDr., Starkfriedgasse 11, A-1180 Wien  
 Kluxen, Wolfgang, Professor Dr. Dr. h.c., Humboldtstraße 9, 5300 Bonn 1  
 Knemeyer, Franz-Ludwig, Professor, Dr., Unterdürnbacher Straße 353, 8700 Würz-  
 burg  
 Kobler, Michael, Professor Dr., Brixener Straße 26, 8390 Passau  
 Köck, Heribert Franz, Professor Dr., Bastiengasse 41/4, A-1180 Wien  
 Köhler, Oskar, Professor Dr., Verlagsdirektor, Sickingenstraße 35, 7800 Freiburg/Br.  
 Kölmel, Wilhelm, Professor Dr., Frühgartenstraße 6, 7554 Kuppenheim  
 Königsstein, Franz-Josef, Dr., Dipl.-Chem. Am Kapellenbusch 19, 5042 Erftstadt 1  
 Konrad, Helmut, Professor Dr., Obergasse 5, 7630 Lahr  
 Koopmann, Helmut, Professor Dr., Watzmannstraße 51, 8900 Augsburg  
 Kopp, Ferdinand Otto, Professor Dr., Martin-Prech-Straße 6, 8390 Passau  
 Korff, Wilhelm, Professor Dr., Westendstraße 115, 8000 München 2



Körner, Karl-Hermann, Professor Dr., An der Paulikirche 1, 3300 Braunschweig  
 Koster, Severin, Professor Dr., Guerickestraße 22, 6600 Saarbrücken 3  
 Kötting, Bernhard, Professor Dr., Prälat, Theresiengrund 24, 4400 Münster  
 Kottje, Raymund, Professor Dr., Konviktstraße 11, 5300 Bonn  
 Kraft, Otto, Bankdirektor, Graf-Spee-Straße 15, 4300 Essen 1  
 Krampe, Christoph, Professor Dr., Markstraße 262, 4630 Bochum  
 Kraus, Andreas, Professor Dr., Nederlinger Straße 30a, 8000 München 19  
 Kremer, Karl, Professor Dr., Elmenweide 16, 4000 Düsseldorf-Himmelweide  
 Krenn, Kurt, Professor Dr., Universitätsstraße 31, 8400 Regensburg  
 Krings, Hermann, Professor Dr., Generalsekretär, Zuccalistraße 19a,  
 8000 München 19  
 Kropp, Manfred, Professor Dr., Anselm-Feuerbach-Straße 15, 6830 Schwetzingen  
 Kuen, Heinrich, Professor Dr., Spardorfer Straße 57, 8520 Erlangen  
 Kuhn, Rudolf, Professor Dr., Bothmerstraße 6, 8000 München 19  
 Kunisch, Hermann, Professor Dr., Nürnberger Straße 63, 8000 München 19  
 Kurth, Hans Heinrich, Dr., Nonnenstrombergstraße 5, 5205 St. Augustin 2  
 Ladner, Pascal, Professor Dr., Avenue du Moleson 16, CH-1700 Fribourg  
 Lafontaine, Guy, Professor Dr., Rue Grande 16, B-6813 Termes  
 Lakebrink, Bernhard, Professor Dr., Busdorfmauer 18, 4790 Paderborn  
 Laufer, Heinz, Professor Dr., 8197 Höfen, Post Königsdorf  
 Laufhütte, Hartmut, Professor Dr., Weinleitenweg 54a, 8390 Passau  
 Laufs, Adolf, Professor Dr., Kohlackerweg 12, 6903 Neckargemünd 3  
 Laurien, Hanna-Renate, Professor Dr., Senatorin, Dilgesstraße 4, 1000 Berlin 46  
 Lausberg, Heinrich, Professor Dr., Schreiberstraße 14, 4400 Münster/Westf.  
 Lazarowicz, Klaus, Professor Dr., Schubertstraße 2, 8132 Tutzing  
 Lebek, Wolfgang D., Professor Dr., Unterer Buschweg 98, 5000 Köln 50  
 Leder, Gottfried, Professor Dr., Ortelsburger Straße 35, 3200 Hildesheim  
 Lehr, Gottfried, Gehrdener Weg 6, 4790 Paderborn  
 Leidl, August, Professor Dr., Prälat, Birgmeierweg 2, 8390 Passau  
 Lenzenweger, Josef, Professor DDr., Waldegghofgasse 3, A-1170 Wien  
 Lermen, Birgit, Professor Dr., Gartenstraße 30, 5100 Aachen  
 Lill, Rudolf, Professor Dr., Alvenslebenstraße 7, 5000 Köln 1  
 Link, Franz H., Professor Dr., Eichrodtstraße 1, 7800 Freiburg  
 Listl, Joseph, Professor Dr., S.J., Lennéstraße 5, 5300 Bonn 1  
 Litzenburger, Dr., Oberstudienrat i. R., Haardterstraße 6A, 6730 Neustadt/Wein-  
 straße  
 Llompарт, Josè, Professor Dr., S.J., Kiocho 7, S.J. House 102, Tokyo, Chiyoda-Ku  
 Lobkowicz, Nikolaus, Professor Dr., Ludwigstraße 10, 8000 München 22  
 Lönne, Karl-Egon, Professor Dr., Oberstraße 37, 4048 Grevenbroich 2  
 Loschelder, Wolfgang, Professor Dr., Am Ehrenmal 8, 5205 St. Augustin 3  
 Lubbers, Klaus, Professor Dr., Cranachweg 9, 6500 Mainz 31  
 Lutterotti, Markus von, Professor Dr., Lorettokrankenhaus, 7800 Freiburg/Br.  
 Maier, Hans, Professor Dr. Dr. h.c. mult., Staatsminister a. D., Meichelbeckstraße 6,  
 8000 München 90  
 Malms, Johannes, Beigeordneter, Im Mittelfeld 83, 5100 Aachen  
 Marré, Heiner, Dr., Justitiiar, Obere Schiller-Straße 49, 4390 Gladbeck  
 Marx, August, Professor Dr., Prälat, Universität, 6800 Mannheim  
 Marx, Hans Joachim, Dr., Alsterchaussee 3, 2000 Hamburg

Massenkeil, Günther, Professor Dr., Böckingstraße 3, 5340 Bad Honnef  
 Mauel, Kurt, Professor Dr.-Ing., Widdauener Str. 8, 5090 Leverkusen  
 Maunz, Theodor, Professor Dr., Kultusminister a. D., Hartnagelstraße 3, 8032 München-Gräfeling  
 Mayer, Josef, Professor Dr., Moosmattenstraße 24, 7800 Freiburg-Kappel  
 Mayer-Maly, Theo, Professor Dr., Thorakstraße 19, A-5020 Salzburg  
 Meessen, August, Professor Dr., rue de Bruyères, 7, B-5990 Hamme-Mille  
 Meister, Walter, Rechtsanwalt und Notar, Akazienweg 1, 6368 Bad Vilbel  
 Menne, Albert, Professor Dr., Trauermantelweg 8, 4600 Dortmund 30  
 Menze, Clemens, Professor Dr., Paul-Gerhard-Straße 8, 5303 Bornheim-Walberberg  
 Merk, Gerhard, Professor Dr., Albertus-Magnus-Straße 2, 5900 Siegen 1  
 Mertens, Gerhard, Privatdozent Dr., Barerstraße 74, 8000 München 40  
 Mikat, Paul, Professor Dr. Dr. h.c. mult., Präsident, Minister a. D., Erich-Hoepner-Straße 21, 4000 Düsseldorf 30  
 Misera, Karlheinz, Professor Dr., Büchertstraße 15, 6902 Sandhausen  
 Molitor, Hansgeorg, Professor Dr., Oberstraße 39, 4050 Mönchengladbach 1  
 Molsberger, Josef, Professor Dr., Ammertalstraße 5, 7407 Rottenburg 5  
 Möller, Joseph, Professor Dr., Seewiesstraße 23, 8133 Feldafing  
 Mörsdorf, Klaus, Professor DDr., Junkersstraße 3, 8035 Gauting  
 Morsey, Rudolf, Professor Dr., Vizepräsident, Blumenstraße 5, 6730 Neustadt 22  
 Mosler, Hermann, Professor Dr., Mühltalstraße 117, 6900 Heidelberg-Handschuhsheim  
 Mossay, J. Professor Dr., rue de Profondsart, 8, B-1342 Ottignies-Louvain-la-Neuve  
 Mückl, Wolfgang, J., Professor Dr., Am Weiher 15, 8391 Salzweg/Passau  
 Mühleck, Karl, Professor Dr., Höllgasse 24, 8390 Passau  
 Mühleisen, Hans-Otto, Professor Dr., Universitätsstraße 10, 8900 Augsburg  
 Mühlher, Robert, Professor Dr., Alserweg 69, Wien VIII  
 Müllenbrock, Heinz-Joachim, Professor Dr., Thomas-Dehler-Weg 14, 3400 Göttingen  
 Müller, J. Heinz, Professor Dr., Ringstraße 13, 7815 Kirchzarten  
 Müller, Rainer A., Professor Dr., Longinusstraße 7, 8000 München 60  
 Müller, Max, Professor Dr., Kartäuserstraße 136, 7800 Freiburg  
 Müller, Severin, Professor Dr., Lilienthalstraße 7, 8900 Augsburg  
 Mummenhoff, Winfried, Professor Dr., Luisenstraße 16, 4500 Osnabrück  
 Musielak, Hans-Joachim, Professor Dr., Heilikastraße 6, 8390 Passau  
 Muth, Robert, Professor Dr., Schneeberggasse 86B/17, A-6020 Innsbruck  
 Naendrup, Peter-Hubert, Professor Dr., Am langen Seil 95 C, 4630 Bochum 1  
 Narr, Karl J., Professor Dr., Netzweg 48, 4400 Münster  
 Nehlsen, Hermann, Professor Dr., Prof.-Kurt-Huber-Straße 21, 8032 Gräfeling  
 Nell-Breuning, Oswald von, Professor Dr., S.J., Offenbacher Landstraße 224, 6000 Frankfurt/M.-Süd  
 Niemeyer, Johannes, Dr., Regierungsdirektor a. D., Ahrstraße 1, 5025 St. Augustin 2 (Hangelar)  
 Niggel, Günter, Professor Dr., Kilian-Leib-Straße 129, 8078 Eichstätt  
 Oberreuter, Heinrich, Professor Dr., Eppaner Straße 12, 8390 Passau  
 Oelmüller, Willi, Professor Dr., Dechaneistraße 4, 4400 Münster  
 Olesch, R., Professor Dr. Dr. h.c., Buchenweg 9, 5040 Brühl-Badorf  
 Onnau, H. Elmar, Haagstraße 100, 5140 Kerpen 6



Ott, Hugo, Professor Dr., Von-Schnewling-Straße 5, 7801 Merzhausen  
 Otte, Gerhard, Professor Dr., Lina-Oetker-Straße 22, 4800 Bielefeld 1  
 Patt, Helmut J., Dr., Prälat, Flensburger Straße 53, 5300 Bonn 1  
 Paus, Ansgar, Professor Dr., O.S.B., Salzachgäßchen 3, A-5020 Salzburg  
 Pérez-Prendes, José Manuel, Professor Dr., Cea Bermudez, 10-3<sup>o</sup>B, Madrid 3/  
 Spanien  
 Pérez, Meinrad, Professor Dr., Chemin du Gerbey 3, CH-1752 Villars-sur-Glâne  
 Petermann, Franz, Professor Dr., Bröltal 5, 5202 Hennef 1  
 Peters, Karl, Professor Dr., Kleimannstraße 3, 4400 Münster  
 Petersmann, Hubert, Professor Dr., Wilhelmsfelder Str. 66, 6900 Heidelberg  
 Pfaff, Carl, Professor Dr., Fontanaweg 236, CH-3280 Muntelier  
 Pfeil, Hans, Professor DDr., Obere Karolinenstraße 6, 8600 Bamberg  
 Pfligersdorffer, Georg, Professor Dr., Akademiestraße 15, A-5020 Salzburg  
 Pfohl, Gerhard, Professor Dr., Benekestraße 60, 8500 Nürnberg 10  
 Piel, Joseph M., Professor Dr. Dr., Zeughausstraße 18, 5500 Trier  
 Pieper, Annemarie, Professor Dr., Carl-Günthert-Straße 17, CH-4310 Rheinfelden  
 Pläßmann, Engelbert, Professor Dr., Robert-Koch-Straße 16, 4360 Bochum 1  
 Pohl, Hans, Professor Dr., Friedrich-Engels-Straße 28, 5042 Erftstadt  
 Pohlmeier, Hermann, Professor Dr., Humboldtallee 1 d, 3400 Göttingen  
 Pöggeler, Franz, Professor Dr. Dr. h. c., Eichendorffweg 7, 5100 Aachen  
 Pollok, Karl-Heinz, Professor Dr., Präsident, Bischof-Landersdorfer-Straße 2,  
 8390 Passau  
 Pommerin, Reiner, Professor Dr., Anton-Bruckner-Straße 39, 8520 Erlangen  
 Posch, Sebastian, Universitätsdozent Dr., Reithmannstraße 18, A-6020 Innsbruck  
 Pötscher, Walter, Professor Dr., Inst. für Klass. Philologie, Universitätsplatz 3,  
 A-8010 Graz  
 Pötter, Walter, Dr., Präsident des Verfassungsgerichtshofs und des Oberverwaltungs-  
 gerichtshofs Nordrhein-Westfalen a. D., Fliednerstraße 9, 4400 Münster  
 Potthast, Bernhard, Dr., Rechtsanwalt, Mettfelder Straße 24, 5000 Köln 50  
 Prokop, Ernst, Professor Dr., Memeler Straße 79, 8000 München 81  
 Puelma, Mario, Professor Dr., H.-Dunant-Straße 17, CH-1700 Fribourg  
 Raab, Heribert, Professor Dr., Case postale 714, CH-1700 Fribourg  
 Rädle, Fidel, Professor Dr., Am Sölenborn 18, 3400 Göttingen  
 Rager, Günter, Professor Dr. Dr., Chemin St. Marc, 18, CH-1700 Fribourg  
 Rainer, Johann, Professor Dr., Historisches Institut, Innrain 52, A-6020 Innsbruck  
 Rauscher, Anton, Professor Dr., Wilhelm-Hauff-Straße 28/X/V, 8900 Augsburg  
 Real, Willy, Professor Dr., Benngasse 26, 5300 Bonn 2  
 Regenbrecht, Alois, Professor Dr., Neuheim 23a, 4400 Münster  
 Reinecker, Hans, Professor Dr., Lehrstuhl Klin. Psychologie, Markusstraße 6,  
 8600 Bamberg  
 Reinhard, Wolfgang, Professor Dr., Radaustraße 77, 8900 Augsburg  
 Reis, Hans, Dr., Rechtsanwalt und Hauptrechtsrat, Gellertstraße 21, 3000 Hannover  
 Reiter, Josef, Professor Dr., Auf dem Krahl 2, 6500 Mainz  
 Repgen, Konrad, Professor Dr., Saalestraße 6, 5300 Bonn-Ippendorf  
 Riesenhuber, Heinz, Dr., Bundesminister, Bundeshaus, 5300 Bonn 1  
 Roegele, Otto B., Professor Dr., Hasselsheider Weg 35, 5060 Bergisch Gladbach 4  
 Rogger, Iginio, Professor Dr., Via Milano 106, Trento/Italien  
 Rombach, Heinrich, Professor Dr., Judenbühlweg 25a, 8700 Würzburg

Röttgen, Peter, Professor Dr., Heinrich-Fritsch-Straße 16, 5300 Bonn-Venusberg  
 Rüdiger, Dietrich, Professor Dr., Siebenkeesstraße 11, 8400 Regensburg  
 Rüfner, Wolfgang, Professor Dr., Hagebuttenstraße 26, 5309 Meckenheim  
 Rütters, Bernd, Professor Dr., Postfach 5560, 7750 Konstanz 1  
 Salzmann, Heinrich, Rechtsanwalt, Einsteinstraße 35, 4005 Meerbusch  
 Schäfer, Hermann, Privatdozent Dr., Direktor, Am Baumgarten 7, 5300 Bonn 2  
 Schaeffler, Richard, Professor Dr., Am Alten Stadtpark 61, 4630 Bochum 1  
 Schall, Anton, Professor Dr., Trübnerstraße 38, 6900 Heidelberg  
 Schambeck, Herbert, Professor Dr., Bundesrat, Hofzeile 21, A-1190 Wien  
 Scheffczyk, Leo, Professor Dr., Dall'Armistraße 3 a, 8000 München 13  
 Scheuch, Erwin K., Professor Dr., Uni-Center App 41<sup>II</sup>, 5000 Köln 41  
 Scheuermann, Konrad Audomar, Professor Dr., M.d.S., Viktualienmarkt 1,  
 8000 München 2  
 Schick, Eduard, Professor Dr., Aachener Straße 14, 6400 Fulda  
 Schieb, Alfred, Professor Dipl.-Ing., De-Vries-Straße 6, 5000 Köln 60  
 Schiedermaier, Hartmut, Professor Dr., Kaiserstr. 72, 6900 Heidelberg  
 Schieffer, Rudolf, Professor Dr., Augustastraße 91, 5300 Bonn 2  
 Schieffer, Theodor, Professor Dr., Augustastraße 91, 5300 Bonn 2  
 Schindling, Anton, Professor Dr., Antoniterstraße 12, 6230 Frankfurt/M.-Hoechst  
 Schleißheimer, Bernhard, Professor Dr., Bahnhofstraße 25, 8196 Beuerberg  
 Schlette, Heinz Robert, Professor DDr., Professor-Neu-Allee 20, 5300 Bonn 2  
 Schlüter, Arnulf, Professor Dr., Grasmeierstraße 22, 8000 München 40  
 Schmaus, Michael, Professor Dr., Prälat, Junkersstraße 5, 8035 Gauting  
 Schmid, Alfred, Professor Dr., Universität Fribourg, Miséricorde, CH-1700 Fribourg  
 Schmidinger, Heinrich, Professor Dr., Viale Bruno Buozzi, 113, Rom  
 Schmidt, Hans, Professor Dr., Tulpenstraße 15, 8011 Aschheim  
 Schmitt, Rudolf, Professor Dr., Jacobistraße 47, 7800 Freiburg  
 Schmitt Glaeser, Walter, Professor Dr., Rübezahweg 9 A, 8580 Bayreuth  
 Schmolke, Michael, Professor Dr., Sigmund-Haffner-Gasse 18/III, A-5020 Salzburg  
 Schmölz, Franz-Martin, Professor Dr., Universitätsplatz 1, A-5020 Salzburg  
 Schmutge, Ludwig, Professor Dr., Hochstraße 26, CH-8044 Zürich  
 Schnackenburg, Rudolf, Professor Dr., Prälat, Erthalstraße 22d, 8700 Würzburg  
 Schneider, Heinrich, Professor Dr., Doktorberg, Haus 2B/4, A-2391 Kaltenleutge-  
 ben  
 Schnith, Karl, Professor Dr., Gustav-Mahler-Weg 7/II, 8011 Neubaldham  
 Schöningh, Ferdinand, Dr., Jühenplatz 3, 4790 Paderborn  
 Schoos, Jean, Professor Dr., Bismarckstraße 2, 5300 Bonn 1  
 Schöpf, Alfred, Professor Dr., Albertsleitenweg 36, 8700 Würzburg  
 Schopper, Werner, Bibliotheksoberrat, Luitpoldstraße 13, 8480 Weiden  
 Schrader, Franz, Professor Dr., Beethovenstraße 5, DDR-3024 Magdeburg  
 Schüller, Bruno, Professor Dr., Rothenburg 14, 4400 Münster  
 Schulte, Raphael, Professor Dr., O.S.B., Pötzleinsdorfer Straße 108, A-1180 Wien  
 Schulte-Herbrüggen, Heinz, Professor Dr., Schmidt-Ott-Straße 3A,  
 1000 Berlin 41  
 Schulte Herbrüggen, Hubertus, Professor Dr., Dürerstraße 30, 4040 Neuss-Seli-  
 kum  
 Schulten, Rudolf, Professor Dr., Institut für Reaktorentwicklung, Postfach 1913,  
 5170 Jülich



Schumacher, Walter, Professor Dr., Schwimmbadstraße 10, 7800 Freiburg  
 Schurr, Johannes, Professor Dr., Herwarthstraße 21, 5000 Köln  
 Schwab, Dieter, Professor Dr., Riesengebirgstraße 44, 8400 Regensburg  
 Schwan, Alexander, Professor Dr., Teutonenstraße 6, 1000 Berlin 38  
 Schwarz, Albert, Professor Dr., Seilerbrückenstraße 22a, 8050 Freising b. München  
 Schwemmer, Oswald, Professor Dr., Am Wäldchen 14, 3550 Marburg-Bauerbach  
 Seegrün, Wolfgang, Dr. Körnerstraße 2, 4504 Georgsmarienhütte  
 Segl, Peter, Professor Dr., Behringstraße 6, 8580 Bayreuth  
 Servatius, Bernhard, Dr., Klosterstieg 15, 2000 Hamburg 13  
 Sicherl, Martin, Professor Dr., Weierstraßweg 8, 4400 Münster  
 Siebel, Wiegand, Professor Dr., Soziologisches Institut der Universität, 6600 Saarbrücken  
 Signore, Mario, Professor Dr., Via Catalina 9, I-73100 Lecce  
 Simon, Josef, Dr., Birkenweg 29, 5307 Wachtberg-Niederbachem  
 Simon, Norbert, Dr., Rechtsanwalt, c/o Verlag Duncker & Humblot, Dietrich-Schäfer-Weg 9, 1000 Berlin 41  
 Smolinsky, Heribert, Professor Dr., Barlachweg 6, 4380 Bochum 1  
 Solar, Josef, Dozent Dr., Mahenova 19, 602 00 Brno/CSSR  
 Sonderkamp, Ursula, Ltd. Ministerialrätin, Ehrlichstraße 14, 4040 Neuß 1  
 Spaemann, Robert, Professor Dr., Geschwister-Scholl-Platz 1, 8000 München 22  
 Specht, Rainer, Professor Dr., Neue Anlage 17, 6905 Schriesheim  
 Speigl, Jakob, Professor Dr., Schneewittchenweg 19, 8700 Würzburg-H.  
 Spieker, Manfred, Professor Dr., Südstraße 8, 4504 Georgsmarienhütte  
 Starck, Christian, Professor Dr., Schlegelweg 10, 3400 Göttingen  
 Stasiewski, Bernhard, Professor Dr. Dr., Pfarrer-Franssen-Weg 2, 5330 Königswinter 41  
 Staudinger, Hansjürgen, Professor Dr., Holbeinstraße 3, 7800 Freiburg  
 Stegmann, Franz-Josef, Dr., Breitestraße 30, 5810 Witten  
 Stehkämper, Hugo, Professor Dr., Ltd. Archivdirektor, Am Hang 12, 5060 Bergisch Gladbach  
 Stickler, Alfons, Professor Dr. Dr. h.c., Via della Sagrestia 17, I-00120 Città del Vaticano  
 Stix, Gottfried, Professor Dr., Sandgasse 43/4, A-1190 Wien  
 Stoeckle, Bernhard, Professor Dr. Dr. h.c., 7801 Unteribental-Buchenbach  
 Strassl, Hans, Professor Dr., Ochtrupweg 39, 4400 Münster  
 Strätz, H.-Wolfgang, Professor Dr., Fischerstraße 12, 7750 Konstanz  
 Straub, Johannes, Professor Dr., Auf dem Hügel 14, 5300 Bonn-Endenich  
 Süßmuth, Rita, Professor Dr., Bundestagspräsidentin, Droste-Hülshoff-Straße 1, 4040 Neuss  
 Sutor, Bernhard, Professor Dr., Speckmühle 8, 8079 Nassenfels  
 Suttner, Ernst Christoph, Professor Dr., Alserstraße 19/II/2, A-1080 Wien  
 Sydow, Jürgen, Professor Dr., Jürgensenstraße 32, 7401 Tübingen-Lustnau  
 Szydzik, Stanis-Edmund, Dr., Prälat, Horionstraße 37, 5300 Bonn 2  
 Teichtweier, Georg, Professor Dr., Frühlingstraße 46, 8700 Würzburg  
 Tellenbach, Hubertus, Professor Dr. Dr., Rungestraße 43, 8000 München 71  
 Tettinger, Peter J., Professor Dr., Bergstraße 30, 5000 Köln 50  
 Thomas, Alois, Professor Dr., Prälat, Bistumsarchivar, Domfreiheit 2, 5500 Trier  
 Thurnher, Eugen, Professor Dr., Universität, Innsbruck

Treziak, Heinrich, Privatdozent Dr., Weinweg 45, 8400 Regensburg  
 Trippen, Norbert, Professor Dr., Regens, Kardinal-Frings-Straße 12, 5000 Köln 1  
 Trusen, Winfried, Professor Dr. Dr., Albert-Hoffa-Straße 14a, 8700 Würzburg  
 Tschiedel, Hans Jürgen, Professor Dr., Richard-Strauß-Straße 5, 8078 Eichstätt  
 Unverricht, Hubert, Professor Dr., Hans-Böckler-Straße 43a, 6500 Mainz-Bretzen-  
 heim  
 Vara-Thorbeck, R., Professor Dr., Fray Leopoldo, 4, Granada/Spanien  
 Vascovics, Laslo, Professor Dr., Feldkirchenstraße 21, 8600 Bamberg  
 Verhoeven, J., Professor Dr., Heuvelstraat 10, B-3045 Blanden  
 Vogel, Bernhard, Dr., Ministerpräsident a. D., Paul-Egell-Straße, 6720 Speyer  
 Vossenkuhl, Wilhelm, Professor Dr., Ganghoferstraße 23, 7000 Stuttgart 1  
 Waldenfels, Hans, Professor Dr. Dr., S.J., Grenzweg 2, 4000 Düsseldorf 31  
 Waldstein, Wolfgang, Professor Dr., Essergasse 11, A-5020 Salzburg  
 Walraff, Hermann-Josef, Professor Dr., Offenbacher Landstraße 224, 6000 Frank-  
 furt/M. 70  
 Weber, Christoph, M.A., Professor Dr., Florastraße 52, 4000 Düsseldorf  
 Weber, W., Professor Dr., Himmelstraße 62, A-1190 Wien  
 Weides, Peter, Professor Dr., Käthe-Kollwitz-Straße 16, 5000 Köln 50  
 Weier, Joseph, Dr., Bischöfl. Rechtsrat, Kreuzeskirchstraße 11, 4300 Essen  
 Weinfurter, Stefan, Professor Dr., Historisches Seminar der Universität, Saar-  
 straße 21, 6500 Mainz  
 Werb, Vinzenz, Verlagsleiter, Warburger Straße 46, 4790 Paderborn  
 Wewel, Meinolf, Dr., Alemannenstraße 11, 7809 Denzlingen  
 Wieland, Georg, Professor Dr., Windstraße 16, 5500 Trier  
 Wiesflecker, Hermann, Professor Dr., Schubertstraße 23, A-8010 Graz  
 Wiesner, Joachim, Professor Dr., Kiebitzstraße 13, 5060 Bergisch Gladbach 1  
 Willms, Bernhard, Professor Dr., Haarholzer Straße 21, 4630 Bochum  
 Willoweit, Dieter, Professor Dr., Judenbühlweg 46, 8700 Würzburg  
 Wingen, Max, Professor, Dr., Präsident des Statistischen Landesamtes, An den  
 Buchen 12, 5300 Bonn 1  
 Wittstadt, Klaus, Professor Dr. Dr., Dienickstraße 19, 4400 Münster  
 Wolf, Alois, Professor Dr., Goethestraße 69, 7800 Freiburg  
 Wyss, Dieter, Professor Dr., Waldkugelweg 6a, 8700 Würzburg  
 Zacharasiewicz, Waldemar, Professor Dr., Messerschmidtgasse 14, A-1080 Wien  
 Zacher, Hans F., Professor Dr., Starnberger Weg 7, 8134 Pöcking  
 Zdarzil, Herbert, Professor Dr., Wallrißstraße 62/6, A-1180 Wien  
 Zeeden, Ernst Walter, Professor Dr., Im Schönblick 54, 7400 Tübingen  
 Zielinski, Zygmunt, Professor Dr., ul. Slawínskiego 8/90, 20-080 Lublin/Polen  
 Zingerle, Arnold, Professor Dr., Postfach 30 08, 8580 Bayreuth  
 Zinnhobler, Rudolf, Professor Dr., Petrinumstraße 12, A-4040 Linz  
 Zöller, Michael, Professor Dr., Walchenseestraße 16, 8580 Bayreuth  
 Zurnieden, Paul, Schmidtbonnstraße 1, 5300 Bonn 1  
 Zwierlein, Otto, Professor Dr., Mozartstraße 30, 5300 Bonn



#### IV. Haushaltausschuß

Professor Dr. J. Heinz Müller, Vorsitzender, Ringstraße 12, 7815 Kirchzarten  
Professor Dr. Remigius Bäumer, Mattenweg 2, 7815 Kirchzarten  
Professor Dr. Odilo Engels, Pestalozzistraße 58, 5042 Erftstadt-Lechenich  
Professor Dr. Marian Heitger, Dreimarksteinstraße 6, Haus 5, A-1190 Wien  
Professor Dr. Alexander Hollerbach, Parkstraße 8, 7801 March-Hugstetten  
Dr. Wolfgang Jahn, Rosenstraße 4, 4005 Meerbusch 1  
Professor DDr. Dr. Alfred Klose, Starkfriedgasse 11, A-1180 Wien  
Professor Dr. Wolfgang Mückl, Am Weiler 15, 8391 Salzweg  
Professor Dr. Ludwig Schmutge, Hochstraße 26, CH-8044 Zürich  
Rechtsanwalt Norbert Simon, c/o Verlag Duncker & Humblot, Dietrich-Schäfer-  
Weg 9, 1000 Berlin 41

#### V. Unsere Toten

Bergwerksdirektor Dr. Alfons Althaus, Essen  
Professor Dr. Dr. Johann Auer, Sinzing  
Professor Dr. Alfons Bolley, Essen  
Professor Dr. Theo Clasen, Bonn  
Professor Dr. Joseph A. Fischer, Augsburg  
Dr. Dr. Dr.-Ing. habil. Adolph Geck, Bornheim-Roisdorf  
Bundesminister a. D. Dr. Johannes Baptist Gradl, Berlin  
Professor Dr. Franz Xaver Haimerl, Dillingen  
Dipl.-Ing. Walter Heimann, Gauting  
Oberschulrat i. R. Karl Kiermeier, München  
Professor Dr. Franziska Knoke, Salzkotten  
Rechtsanwalt Dipl.-Kaufmann Dr. Dr. Helmut Knott, Köln  
Professor Dr. Gerhard Koch S.J., Marburg/Lahn  
Museumsdirektor i. R. Professor Dr. Franz Kollreider, Salzburg  
Professor Dr. Clemens Köttelwelsch, Frankfurt/M.  
Oberstudiendirektor a. D. Prälat Dr. Leo Kozelka, Bensheim  
Archivdirektor Dr. Edgar Krausen, München  
Professor Dr. Karl Josef Kreuzer, Eichstätt  
Kommodant Dr. Franz Xaver Lang, Biessenhofen  
Professor Dr. Heinrich Lützel, Bonn  
Professor Dr. Franz Peter Möhres, Tübingen  
Charlotte Müller-Hülsebusch, Rom  
Professor Dr. Josefina Nettesheim, Münster  
Gymnasialprofessor Rudolf Paleczek, Passau  
Professor Dr. Dr.-Ing. Hans Reuther, Hann. Münden  
Professor Dr. Dr. Joseph Rutenfranz, Herdecke  
Domkapitular Prälat Reinhold Schaefer, Trier  
Professor Dr. Maria Schmidt, Paderborn  
Pfarrer Ansgar Schneider, Malborn b. Trier  
Ministerpräsident Dr. h.c. Franz Josef Strauß, München

Professor Dr. Dr. h.c. Josephus Johannes Maria van der Ven, Bilthoven  
Kardinal Dr. Dr. Hermann Volk, Mainz  
Hanne Thea Weber, Duisburg  
Dompropst i. R. Prälat Dr. Philipp Weindel, Speyer  
Senatspräsident Dr. Dr. August Wimmer, Bonn  
Professor Dr. Joseph Ziegler, Höchberg/Würzburg

## VI. Institute und Auslandsbeziehungen

### Institut Rom

Anschrift: Collegio Teutonico, I 00120 Città del Vaticano,  
Tel. 698.3923, 698.3788

#### *Direktorium*

Minister a. D. Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Paul Mikat, Präsident der Görres-Gesellschaft,  
Bochum/Düsseldorf  
Prof. Dr. Erwin Iserloh, Münster  
Prof. Dr. Bernhard Kötting, Münster  
Prof. Dr. Konrad Repgen, Bonn  
Prof. Dr. Erwin Gatz, Geschäftsführender Direktor, Rom

#### *Fachbearbeiter*

Prälat Dr. Hermann Hoberg, Rom: Päpstliche Hof- und Finanzverwaltung im  
14. Jahrhundert  
Prof. Dr. Burkhard Roberg, Bonn, Kölner Nuntiaturberichte  
Dr. Josef Wijnhoven, Amsterdam, Kölner Nuntiaturberichte

#### *Assistenten*

Dr. theol. Albrecht Weiland  
Dr. phil. Stefan Janker, M. A., bis 15. Oktober

#### *Beiratsmitglieder*

neun

#### *Erworbene Bücher*

403

#### *Veranstaltungen*

30. Januar: Riccardo Gregoratti, Rom: Klavierabend mit Werken von Franz Liszt  
27. Februar: Prof. Dr. Pius Engelbert OSB, Rom: Papstreisen ins Frankenreich



3. Juni: Präsentation des Werkes „Der Campo Santo Teutonico in Rom“  
 25. September: Prof. Dr. Konrad Repgen, Bonn: „Reform“ als Leitgedanke kirchlicher Vergangenheit und Gegenwart  
 26. November: Prof. Dr. Victor Elbern, Berlin: Vom apotropäischen Heilsbild zur sakramentalen Magie

*Symposion zum einhundertjährigen Bestehen des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft*

Anlässlich des einhundertjährigen Bestehens des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft fand vom 26. bis 28. September 1988 in Anknüpfung an die traditionellen Institutsprojekte ein Symposion zum Thema „Katholische Reform“ statt. Die 30 Teilnehmer erörterten Fragen zum Konzil von Trient, zur Geschichte der Kölner Nuntiatur, des Päpstlichen Staatssekretariates und zum Reformbemühen in einzelnen Territorien. Dem ging am Sonntag, dem 25. September, ein Festgottesdienst mit anschließendem Festakt voraus, bei dem Prof. Dr. K. Repgen in Anwesenheit hoher Gäste den Vortrag hielt. Am Dienstag fand auf Einladung des deutschen Botschafters beim Hl. Stuhl ein festlicher Empfang statt, und am Donnerstag vereinte eine Exkursion nach Orvieto, Montefiascone und S. Maria della Quercia die Teilnehmer noch einmal zum Ausklang. Die Referate des Symposions werden 1989 in der Römischen Quartalschrift veröffentlicht.

Aus gleichem Anlaß fand anstelle der sonst üblichen Exkursion vom 6. bis 19. Juni 1988 eine Exkursion nach Israel statt. Die örtliche Leitung und die Führungen lagen in den Händen des Leiters unseres Jerusalemer Instituts Dr. Gustav Kühnel. In großartiger und einfühlsamer Weise erschloß er den 35 Teilnehmern die christlichen Monumente des Landes.

*Publikationen*

Römische Quartalschrift 83 (1988): Festschrift zum einhundertjährigen Bestehen der Römischen Quartalschrift und des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft, Bd. I

Erwin Gatz: Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft 1888 – 1988

Albrecht Weiland: Verzeichnis der Direktoren, Stipendiaten, wiss. Assistenten und Bibliothekare des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft 1888 – 1988

*Symposion „Rom und der Norden“ 14. – 16. September 1987:*

Johannes G. Deckers: Kult und Kirchen der Märtyrer in Köln. Beginn die Verehrung der Jungfrauen und Märtyrer erst im 6. Jahrhundert?

Arnold Wolf: Vermutung über die frühesten christlichen Bauanlagen unter dem Kölner Dom

Hans Reinhard Seeliger: Einhards römische Reliquien. Zur Übertragung der Heiligen Marzellinus und Petrus ins Frankenreich

Hubertus R. Drobner: Die Anfänge der Verehrung des römischen Märtyrers Pankratius in Deutschland

Richard Klein: Hinc barbaries, illinc Romania. Zum Wandel des Romdenkens im spätantiken und frühmittelalterlichen Gallien

Walter Nikolaus Schumacher: Die Grabungen unter S. Sebastiano 95 Jahre nach den Entdeckungen Anton de Waals

Victor Saxe r: *Domus ecclesiae οίκος τῆς ἐκκλησίας*; in den frühchristlichen literarischen Texten

Peter Maser: Eine protestantische Verschwörung in Rom? Die preußischen Gesandtschaftsprediger in Rom zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Theofried Baumeister: Die christlich geprägte Höhe. Zu einigen Aspekten der Michaelsverehrung

*Symposion „Der Episkopat des Hl. Römischen Reiches 1648 – 1803“ vom 21. bis 23. September 1987*

Rudolf Reinhardt: Die hochadeligen Dynastien in der Reichskirche des 17. und 18. Jahrhunderts

Konstantin Maier: Bischof und Domkapitel im Lichte der Wahlkapitulationen in der Neuzeit

Egon Johannes Greipl: Zur weltlichen Herrschaft der Fürstbischöfe in der Zeit vom Westfälischen Frieden bis zur Säkularisation

Peter Thaddäus Lang: Die katholischen Kirchenvisitationen des 18. Jahrhundert. Der Wandel vom Disziplinierungs- zum Datensammlungsinstrument

Peter G. Tropper: Pastorale Erneuerungsbestrebungen des süddeutsch-österreichischen Episkopats im 18. Jahrhundert. Hirtenbriefe als Quellen der Kirchenreform

Erwin Gatz: Das Collegium Germanicum und der Episkopat der Reichskirche

Rudolf Zinnhobler: Bischöfliche Seminare als Stätten der Priesterausbildung – Vom Barock zur Säkularisation

Alfred Minke: Der „belgische“ Episkopat nach 1648 – ein Vergleich

Hans-Jürgen Karp: Die Bischöfe von Ermland und Kulm als Mitglieder des Episkopats der Krone Polens 1644 – 1772

*Römische Quartalschrift, 43. Supplementheft:*

Erwin Gatz (Hg.), *Der Campo Santo Teutonico in Rom*. Bd. I. Albrecht Weiland, *Der Campo Santo Teutonico in Rom und seine Grabdenkmäler*. 868 S., 80 Tafeln. BD II: Andreas Tönnemann – Ursula Verena Fischer Pace, *Santa Maria della Pietà. Die Kirche des Campo Santo Teutonico in Rom*. 120 S., 80 Tafeln.

*Erwin Gatz*

## Institut Madrid

*Anschrift:*

Instituto Germano-Español de Investigación de la Sociedad Görres, San Buenaventura, 9, 28005 Madrid, Tel. 2 66 85 08 und 2 66 85 09.

*Leitung:*

Prof. Em. Dr. Quintín Aldea Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid

Prof. Em. Dr. Hans Juretschke, Universidad Complutense, Madrid

*Wissenschaftlicher Mitarbeiter:*

Dr. habil. Hans-Otto Kleinmann, Universität Köln



### *Administrative Mitarbeiter:*

Frau Regine Baumeister

Frau Jutta Ploss

### *Öffnungszeiten:*

Montag bis Freitag: 9.15 – 13.30 Uhr

Dienstag, Mittwoch, Donnerstag zusätzlich: 16.00 – 19.30 Uhr

Der Bibliotheksdienst wurde das ganze Jahr mit Ausnahme der zweiten Juli- und ersten Augushälfte aufrechterhalten. Trotzdem hat die Besucherzahl noch nicht wieder die frühere Höhe erreicht, tendiert aber zur Normalisierung.

Die Neuanschaffungen beliefen sich auf 562 Titel und der gesamte Leihdienst (einschließlich der Fernleihe) auf 450 Publikationen.

### *Wissenschaftliche Vorträge und Veranstaltungen:*

22. Februar: Prof. Dr. Max Müller, Universität Freiburg i.Br.: „Phänomenologie im deutschen Denken einst und heute.“

25. Oktober: Prof. Dr. Quintín Aldea Vaquero: „Alemania en la visión europea de Saavedra Fajardo.“

### *Weitere Vorträge:*

1. Dezember: Prof. Dr. Hans Juretschke: „El Marqués de Grimaldi visto por los representantes diplomáticos de Viena, acreditados en la Corte de Carlos III“ im Kolloquium über „La diplomacia española en el reinado de Carlos III“ in der Escuela Diplomática.

17. Dezember: Prof. Dr. Hans Juretschke: „Extensión, carácter y significado de las traducciones españolas del francés durante el siglo XIX“ im Symposium über „II Encuentros Complutenses en torno a la traducción“ in der Universidad Complutense, Madrid.

### *Veröffentlichungen:*

Band XIV unserer Aktenpublikation „Berichte der diplomatischen Vertreter des Wiener Hofes aus Spanien in der Regierungszeit Karls III.“, der neben den spanischen Resümees der Berichte das Personen- und Sachregister der ganzen Reihe enthält, gelangte im Herbst 1988 zur Auslieferung. Der Band liefert den Schlüssel für eine schnelle und vollständige Benutzung des publizierten Materials, das in einem Sonderangebot im Buchhandel erschien.

Die Herausgabe des ersten Bandes der Reihe über Karl IV. (1789 – 1809), die zahlreiche Bezüge auf die Französische Revolution enthält, ist für Ende 1989 geplant.

Der Berichterstatter konnte außerdem seine Darstellung über die Ursprünge der spanischen Romantik und ihre Entwicklung in der „Historia de España de Menéndez Pidal“ veröffentlichen, die in dem zweibändigen Werk über die „Epoca del Romanticismo“ erschienen ist.

*Hans Juretschke*

### **Institut Lissabon**

### *Anschrift:*

Instituto Português da Sociedade Científica de Goerres c/o. Universidade Católica Portuguesa, Palma de Cima, P- 1600 Lissabon.

Nachdem die Görres-Gesellschaft mit der Universidade Católica Portuguesa am 15. August 1982 einen Kooperationsvertrag abgeschlossen hat, und das Institut räumlich in den Bereich der Katholischen Universität aufgenommen wurde, setzt sich die Institutsleitung wie folgt zusammen:

Der Präsident der Görres-Gesellschaft,  
der Rektor der Universidade Católica Portuguesa,  
ein weiterer Vertreter der Universidade Católica Portuguesa,  
Prof. Dr. Dietrich Briesemeister, Mainz.

## Institut Jerusalem

### *Anschrift*

Institut der Görres-Gesellschaft  
(Notre Dame of Jerusalem Center)  
P.O.Box 4595, Jerusalem, Israel

### *Direktorium:*

Minister a. D. Prof. Dr. Dr.h.c. mult. Paul Mikat, Präsident der Görres-Gesellschaft,  
Bochum/Düsseldorf  
Prof. Dr. Victor H. Elbern, Berlin

### *Geschäftsführende Leitung:*

Senior Lecturer Dr. Gustav Kühnel, Jerusalem

### *Wissenschaftliche Tätigkeit und Publikationen*

Die im vorjährigen Jahresbericht angekündigte Arbeit des Unterzeichneten, „Wall Painting in the Latin Kingdom of Jerusalem“, ist planmäßig im Oktober 1988 erschienen. Der nächste Band (s. Jahresbericht 1987, S. 157) wird die Mosaiken der Geburtskirche in Bethlehem behandeln. Die im Jahresbericht 1986 (S. 170) angekündigten Untersuchungen zum Kreuzkloster werden anlässlich der Generalversammlung in Salzburg im Rahmen eines Vortrages, dessen erweiterte Fassung im Druck erscheinen soll, bekanntgemacht werden.

### *Bibliothek*

Die Neuerwerbungen belaufen sich auf 143 Bücher. Der Bestand unserer Bibliothek wird ab Dezember 1988 – nachdem der Computer eingetroffen ist – nach Autoren (alphabetisch) und nach Sachgebieten (thematisch) nach bibliothekswissenschaftlichen Kriterien katalogisiert.

### *Bildarchiv*

Mit der Photothek erstreben wir hauptsächlich die photographische Erschließung der Monumente des Heiligen Landes, besonders der christlichen. Schon jetzt sind im Institut mehrere hundert Photos – nach Orten und Monumenten geordnet – vorhan-



den. Wie die Bibliothek, so wird auch das Bildarchiv alphabetisch und thematisch vom Computer katalogisiert.

### *Index der christlichen Kunst des Heiligen Landes*

Bei diesem Index handelt es sich um das wissenschaftliche Ergebnis der computergesteuerten Kombination von Bibliotheksliteratur, Bildarchiv und Forschung, wobei das Thema der drei Faktoren die Ikonographie des Heiligen Landes ist. Die Ergebnisse sind dem Institutsbenutzer bzw. der Öffentlichkeit ständig – auch während des Arbeitsprozesses – zugänglich.

### *Wissenschaftliche Vorträge und Hausseminare*

7. März 1988: Prof. Dr. Antje Middeldorf-Kosegarten, Universität Göttingen – „Nicola Pisano, the Wolfenbüttel Model Book and Byzantium“ (in Kooperation mit der Universität Jerusalem).

16. April 1988: P. Prof. Dr. Paul van Moorsel, Universität Leiden – Hausseminar über „Neue Forschungen zu den Malereien der ägyptischen Klöster“.

22. Oktober 1988: Prof. Dr. M. Piccirillo, Studium Biblicum Franciscanum – „New Evidence for the Continuity of the Mosaic Art Tradition in Jordan between the 5th and the 8th c.“

17. November 1988: D. Bahat, Distrikt-Archäologe Jerusalems – New Discoveries in Crusader Jerusalem.

### *Exkursionen*

Eine Reihe von Exkursionen führten auch in diesem Jahr an verschiedene loca sancta und historische Stätten: ins Sabaskloster, ins Chozibakloster, ins Kreuzkloster, in die Grabeskirche, in die Geburtskirche nach Bethlehem, in die Jakobuskirche (armenisches Patriarchat), nach Jericho und Massada. Zu den Teilnehmern gehörten u. a. Prof. W. Sauerländer, Prof. Paul van Moorsel und seine Mitarbeiter, sowie Mitglieder der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland und Gäste aus dem Freundeskreis des Jerusalemer Instituts.

*Gustav Kühnel*

### **Institut für Interdisziplinäre Forschung**

(Naturwissenschaft, Philosophie, Theologie)

Die Jahrestagung des Instituts der Görres-Gesellschaft für Interdisziplinäre Forschung fand vom 1. 9. bis 6. 9. 1988 in Feldafing statt. Es war die 32. Arbeitstagung des Instituts, bei der von 18 aktiven Mitgliedern 15, von den emeritierten Mitgliedern 2 anwesend waren. Außerdem nahmen 3 Gäste an der Tagung teil, die im Hinblick auf eine mögliche Kooptation eingeladen waren.

Die Tagung stand unter dem Generalthema „Dualismus – Dualität“, zu dem folgende Referate gehalten wurden:

H. Staudinger: „Cartesischer Dualismus und die Möglichkeit naturwissenschaftlichen Forschens“

- A. Meessen: „Begründung und Begrenzung dualistischen Denkens in der Physik“  
 K. Decker: „Biologische Evolution und kulturelle Entfaltung“  
 K. Mauel: „Mensch und Natur. Ein Beitrag zu einer Anthropologie der Technik“  
 H. Schipperges: „Leib und Seele. Entwicklung von einer ganzheitlichen Schau zu einem dualistisch-analytischen Konzept“  
 H. M. Baumgartner: „Von der Notwendigkeit dualer Weltbetrachtung“

Die Diskussionen der einzelnen Vorträge wurden am Ende der Tagung in einer dreistündigen Generaldiskussion aufgenommen und in der Perspektive des Gesamtthemas weiter erörtert. Die Generaldiskussion stand unter der Leitung von Prof. Dr. Hansjürgen Staudinger, auf dessen Initiative das Tagungsthema zurückging. An den Diskussionen beteiligten sich alle anwesenden Mitglieder und Gäste des Instituts. Vorträge und Diskussionen werden, wie üblich, in den Veröffentlichungen des Instituts dokumentiert.

Die Mitgliederversammlung fand am 4. 9. 1988 statt. Das Protokoll der Mitgliederversammlung des Vorjahres wurde gebilligt und verabschiedet. Nach Entgegennahme des Berichts des Vorstandes wurde dem Vorstand einstimmig Entlastung erteilt.

Ein wichtiger Punkt der Tagesordnung war die Beratung über mögliche Kooptationen für die nächsten Jahre.

Nach eingehender Erörterung wurde das Thema der Arbeitstagung 1989 festgelegt. Auf Vorschlag von Prof. Dr. L. Scheffczyk wird sie sich in sechs Referaten mit aktuellen Fragen zur Evolutionstheorie befassen.

Band 16 der „Grenzfragen“ wird als Doppelband unter dem Titel „Rationalität. Ihre Entwicklung und ihre Grenzen“ noch in diesem Jahr erscheinen. Die Vorträge und Diskussionen des Jahres 1988 werden zur Drucklegung für das nächste Jahr vorbereitet.

Im Jahr 1988 fanden zwei Sitzungen des Vorstands in Freiburg und Feldafing statt.

Das Institut hat den Tod von zwei seiner herausragenden emeritierten Mitglieder zu beklagen: Es trauert um Hermann Kardinal Volk, Altbischof von Mainz, und um Prof. Dr. Maximilian Steiner, Bonn. Des im Jahr 1987 verstorbenen ehemaligen Direktors des Instituts, Prof. Dr. Joseph Meurers, wurde zu Beginn der Mitgliederversammlung 1988 in einem Nachruf gedacht.

*Hans Michael Baumgartner*



## VII. Publikationen

### Philosophisches Jahrbuch

Das Philosophische Jahrbuch wird im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Krings, Arno Baruzzi, Hans Michael Baumgartner, Alois Halder, Klaus Jacobi, Heinrich Rombach.

Jährlich 2 Halbbände (im April und Oktober). Umfang des Jahrgangs: 456 Seiten. Preis des kompletten Jahrgangs: 86, – DM; Halbjahresband: 50, – DM. Mitglieder erhalten das Jahrbuch zum ermäßigten Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei der Görres-Gesellschaft, Geschäftsstelle, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

Lieferbare Jahrgänge: 64 (1956) bis 68 (1960), 69/2 (1962), 70/1 (1962/63), 79 (1972) bis 95 (1988).

*Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i.Br.*

*Inhalt des 95. Jahrgangs (1988):*

#### *Beiträge*

Bernhard Casper, Der Zugang zu Religion im Denken von Emmanuel Lévinas

Karen Gloy, Die Struktur der Augustinischen Zeittheorie im XI. Buch der Confessiones

Walter Jaeschke, Hegels Religionsphilosophie als Explikation der Idee des Christentums

Wolfgang Kersting, Handlungsmächtigkeit – Machiavellis Lehre vom politischen Handeln

Eckhard Kessler, Der Platonismus der Humanisten

Jean-Luc Marion, „Ego autem substantia“. Überlegungen über den metaphysischen Status des ersten Prinzips bei Descartes

Joseph Möller, Religionsphilosophie und Metaphysik

Willi Oelmüller, Philosophisches Orientierungswissen

Giovanni B. Sala SJ, Die transzendente Logik Kants und die Ontologie der deutschen Schulphilosophie

Hermann Schmitz, Ethos und Rationalisierung

Kurt Wuchterl, Analytische Religionskritik und christlicher Glaube

#### *Berichte und Diskussionen*

Reinhold Clausjürgens, Sprachspiele und Urteilskraft. Jean-François Lyotards Diskurse zur narrativen Pragmatik

Hinrich Fink-Eitel, Das rote Fenster. Fragen nach dem Prinzip der Philosophie von Ernst Bloch

Klaus Hedwig, Actus indifferens. Über die Theorie des indifferenten Handelns bei Thomas von Aquin und Duns Scotus

Christoph Jamme, Ideen und Mythos. Replik zu B. Dinkel: Neuere Diskussionen um das sog. ‚Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus‘

Hiroshi Kojima, Zum besseren Verständnis des Haiku Bashós  
 Barbara Ransch-Trill, Der Mensch als ens amans. Überlegungen zu Max Schelers  
 Theorie der Liebe  
 Urs Richli, Kritische Bemerkungen zu Thomas Kesselrings Rekonstruktion der Hegel-  
 schen Dialektik im Lichte der genetischen Erkenntnistheorie und der formalen Logik  
 Fabio Rossi, 1974 – 1986: Vom I. bis zum VII. Religionsphilosophischen Kongreß in  
 Italien  
 Rolf Schönberger, Louis Lavelle: Die Erfahrung des Seins als Akt  
 Peter Welsen, Das Subjekt und sein Anderes – Subversion und Wiederaneignung des  
 Subjekts bei Paul Ricoeur und Jacques Lacan  
 Reiner Wimmer, Über Moral und Religion hinaus. Zu Carl Friedrich v. Weizsäckers  
 moral- und religionsphilosophischen Grundpositionen  
 Yoshiaki Yamashita, Eugen Herrigel als Kantianer

### *Buchbesprechungen*

#### **Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik**

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Winfried Böhm, Marian  
 Heitger, Heinz Jürgen Ipfling, Otto Kreis, Elisabeth Krohmann, Hanna-Renate Lau-  
 rien, Clemens Menze, Karl Gerhard Pöppel, Aloysius Regenbrecht, Rita Süßmuth,  
 Herbert Zdarzil.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Dr. Marian Heitger, Dreimarksteingasse 6/5,  
 A – 1190 Wien,

unter Mitarbeit von Univ.-Doz. Dr. Ines M. Breinbauer, Wien

Bezugspreis 60, – DM jährlich, Einzelheft 16, – DM.

*Verlag Ferdinand Kamp GmbH & Co. KG, Widumestraße 6, 4630 Bochum.*

#### **Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie**

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von K. Heinrich (Düsseldorf),  
 H. Lauter (München), M. Perrez (Fribourg), F. Petermann (Bonn), W.J. Revers (Salz-  
 burg) †, H. Tellenbach (München), D. Wyss (Würzburg).

Mitherausgeber: U. Baumann (Salzburg), W. Blankenburg (Marburg/Lahn), L.  
 Blöschl (Graz), R. Ferstl (Kiel), V.E. Frankl (Wien), J. Glatzel (Mainz), A. Görres  
 (München), G. Harrer (Salzburg), P.H. Hofstätter (Hamburg), W. Huber (Louvain-La-  
 Neuve), B. Kimura (Kyoto), K.P. Kisker (Hannover), A. Kraus (Heidelberg), H. Lang  
 (Heidelberg), S. Lebovici (Paris), P. Matussek (München), A. Mayer (München), A.E.  
 Meyer (Hamburg), U. Moser (Zürich), P. Netter (Gießen), B. Pauleikhoff (Münster), L.  
 Pongratz (Würzburg), E. Roth (Salzburg), H. Schipperges (Heidelberg), M. Schrenk  
 (Homburg/Saar), W. Spiel (Wien), J. Stork (München), I. Strauch (Zürich), H.  
 Strotzka (Wien), R. Tausch (Hamburg), A. Vukovich (Regensburg), E. Wiesenhütter  
 (Siegsdorf), W. Wittling (Eichstätt).

Schriftleiter: Prof. Dr. M. Perrez, Université de Fribourg, Institut de Psychologie,  
 Route des Fougères, CH-1701 Fribourg; Prof. Dr. W. J. Revers †



Redaktion: Lic. phil. Lothar Schattenburg, Université de Fribourg, Institut de Psychologie, Route des Fougères, CH-1701 Fribourg.

Erscheint vierteljährlich. Jedes Heft 96 Seiten. Bezugspreis bis zum 36. Jahrgang 1988: 86, – DM; Einzelheft 25, – DM. Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift zum ermäßigten Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei der Görres-Gesellschaft, Geschäftsstelle, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

Lieferbar: 19. Jahrgang (1971) bis 36. Jahrgang (1988) – Vorläufer der Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie ist bis zum 18. Jahrgang (1970): Jahrbuch für Psychologie, Psychotherapie und medizinische Anthropologie. Lieferbare Jahrgänge: 4 (1956) bis 18 (1970).

*Verlag Ferdinand Schöningh GmbH, Postfach 2540, 4790 Paderborn.*

*Inhalt des 36. Jahrgangs 1988:*

### *Beiträge*

- H. Ambühl und K. Grawe, Bern: Die Wirkungen von Psychotherapien als Ergebnis der Wechselwirkung zwischen therapeutischem Angebot und Aufnahmebereitschaft der Klient/inn/en
- R. Bastine, Heidelberg: Psychotherapeutische Prozesse – von der Verlegenheit, psychotherapeutische Veränderungen zu klären
- M. Bunge, Montreal: Reply to Professor Rager's Criticisms
- K.-E. Bühler, Marburg/Lahn: Erlebnis, Ausdruck und psychosomatische Funktionen
- C. Ernst, Zürich: „Stellt die Frühkindheit die Weichen?“ Zur Rezeption einer Studie
- D. Hänggi und A. Schedle, Fribourg: Induzierte Imagination als methodisches Paradigma zur Erfassung von Streßerleben und Streßbewältigung
- B. Hoellen und J. Laux, Kaiserslautern: Antike Seelenführung und Kognitive Verhaltenstherapie im Vergleich
- P. Hoff, München: Nosologische Grundpostulate bei Kraepelin – Versuch einer kritischen Würdigung des Kraepelinschen Spätwerkes
- U. John, Lübeck: Vertrauensbeziehungen Angehöriger zur psychiatrischen Patienten
- K.P. Kisker, Hannover und H. Müller-Suur, Göttingen: Aus einem Briefwechsel: Analogie-Gedanken und Fragen der Mimesis in einem metapsychiatrischen Dialog
- G. Krampen und M. Fischer, Trier: Kontrollüberzeugungen in der Alkoholismusforschung. Literaturüberblick und theoretische Bezüge
- R. Kühn, Singen: Leben und Freiheit als Zwang? Prolegomena zum Verhältnis von Lebensphänomenologie und Existenzanalyse
- G.A. Lienert, Nürnberg und A. von Eye, Pennsylvania: Syndromaufklärung mittels generalisierter Interaktionsstrukturanalyse
- M. Maiwald, F. J. Geider, F. Jost und K.-E. Rogge, Heidelberg: Grundlagen einer medizinisch-psychologischen Langzeit-Einzelfalluntersuchung
- L. Pankratz, Portland und G. Paar, Essen: Test zur Symptomvalidität zur Einschätzung funktioneller Symptome
- M. Perrez und M. Braun, Fribourg: Charakteristika und Trends der deutschsprachigen Forschung im Bereich der Klinischen Psychologie

- G. Rager, Fribourg: Das Menschenbild im materialistischen Emergentismus von Bunge  
 A. Schedle, Aarau und K. Diethelm, Grenchen: Der Einfluß von Hyperbilirubinaemie und Fotherapie auf die Verhaltensorganisation von Neugeborenen  
 L. Schindler, E. Hohenberger-Sieber und P. Pauli, München: Korrelate des gestörten Schlafes: Eine Replikationsstudie  
 O.B. Scholz, Bonn: Ehe-, Familien- und Sexualtherapie mit besonderer Berücksichtigung kognitiv-behavioraler Orientierung  
 A.W. Siegman, Maryland: Typ A und danach: Die Bedeutung von Feindseligkeit, Neurotizismus und Sprechstil für koronare Herzerkrankungen  
 P. Steck, Konstanz: Sind endogene und neurotische Depressionen psychopathologisch unterscheidbar?  
 H. Tellenbach, Heidelberg: Hofmannsthal und das Aus-der-Welt-Gleiten

### *Buchbesprechungen*

### *Zusammenfassungen*

## Historisches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Laetitia Boehm, Odilo Engels, Erwin Iserloh, Rudolf Morsey, Konrad Repgen.

Pro Jahr erscheinen im allgemeinen 2 kartonierte Halbbände mit zusammen 33 Bogen (= 528 Seiten). Preis des kompletten Jahrgangs: ca. 118,- DM. Mitglieder erhalten das Historische Jahrbuch zum ermäßigten Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei Frau Professor Dr. Laetitia Boehm, Universitäts-Archiv, Geschwister-Scholl-Platz 1, 8000 München 22.

Lieferbare Jahrgänge: 70 (1951), 71 (1952), 73 (1954) bis 92 (1972)/I, 93 (1973) bis 108 (1988).

Register zu den Jahrgängen 1 – 100, herausgegeben von Laetitia Boehm, bearbeitet von Sigurd Merker und Hubertus von Schrottenburg, 1982, XV und 216 Seiten, kart. 58,- DM; es enthält Autoren- bzw. Titelregister und Sachregister der Aufsätze, Beiträge und Berichte, Verzeichnisse u. a. der Herausgeber und der Nekrologe sowie ausführliche Hinweise für die Benutzung.

*Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i.Br.*

*Inhalt des 108. Jahrgangs (1988):*

### *Aufsätze*

- Claude Dietrich, Untersuchungen zum Untergang des Westgotenreiches (711 – 725)  
 Conzemius Victor, Die Kirchenkrise Ignaz von Döllingers: Deutsche gegen römische Theologie?  
 Groten Manfred, Die Urkunde Karls des Großen für St. Denis von 813 (D 286), eine Fälschung Abt Sugers?



- Klein Friedrich, Reichsfinanzpolitik und „Nationalisierung“ des Zentrums unter Ernst Maria Lieber 1891 – 1900
- Kleinschmidt Harald, Wordhord onleac. Bemerkungen zur Geschichte der sprachlichen Kommunikation im Mittelalter
- Mayer Hans Eberhard, Die Legitimität Balduins IV. von Jerusalem und das Testament der Agnes von Courtenay
- Morsey Rudolf, Föderalismus im Bundesstaat. Die Rolle des bayerischen Ministerpräsidenten Hans Ehard in der Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland
- Ott Hugo, Die Weltanschauungsprofessuren (Philosophie und Geschichte) an der Universität Freiburg – besonders im Dritten Reich
- Roeck Bernd, Christlicher Idealstaat und Hexenwahn. Zum Ende der europäischen Verfolgungen
- Rummel Peter, Kirchliches Leben in der Reichsstadt Augsburg vom ausgehenden Mittelalter bis 1537

### *Beiträge und Berichte*

- Dickerhof Harald, Joseph Görres und die Görrestradition. Reflexionen zur Fortführung seiner Gesammelten Schriften
- Hampe Karl-Alexander, Neues zum Kissinger Diktat Bismarcks von 1877
- Herbers Klaus, Die Päpstin Johanna. Ein kritischer Forschungsbericht
- Jakobs Hermann, Kirchenfreiheit und Priesterbild. Zum Buch von Johannes Laudage
- Krausen Edgar (†), Schriften zum 200. Geburtstag König Ludwigs I. und zum 100. Todestag König Ludwigs II. von Bayern
- Neddermeyer Uwe, Das katholische Geschichtslehrbuch des 17. Jahrhunderts: Orazio Torsellinis „Epitome Historiarum“
- Pauler Roland, Karl IV. – Matteo Villanis schmachbeladener Kaiser

### *Nekrologe*

- Kottje Raymund, Paul-Egon Hübinger † (1911 – 1987)
- Weis Eberhard, Heinrich Lutz † (1922 – 1986)

### *Buchbesprechungen*

## **Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte**

### **Alte Folge**

Bände XX, XXII, XXIV.

Ludwig Mohler, Kardinal Bassarion als Theologe, Humanist und Staatsmann.

I. Band. Darstellung. 1967 (Neudruck der Ausgabe Paderborn 1923), 432 Seiten, Leinen, DM 75, – .

II. Band. Aus Bessarionis in Calumniatorem Platonis Libri IV. 1967 (Neudruck der Ausgabe Paderborn 1923), 636 Seiten, Leinen, DM 100, – .

III. Band. Aus Bessarions Gelehrtenkreis. Abhandlungen, Reden, Briefe von Bessarion, Theodoros Gazes, Michael Apostolios, Andronikos Kallistos, Georgios Trapezuntios, Niccolo Perotti, Niccolo Capranica. 1967 (Neudruck der Ausgabe Paderborn 1942), 649 Seiten, Leinen, DM 100, – .

I.-III. Band, 1717 Seiten, Leinen, DM 250, – .

Die Bände IV und VII der „Quellen und Forschungen“ liegen als Reprints als Bände I und II/1 der „Nuntiaturberichte aus Deutschland – Die Kölner Nuntiatur“ vor. Näheres siehe dort.

Neue Folge. Hrsg. von L. Boehm, K. Ganzer, H. Nehlsen, H. Ott und L. Schmutge.

1. Band

Sozialgeschichtliche Probleme in der Zeit der Hochindustrialisierung (1870 – 1914). Herausgegeben von Hans Pohl. Mit Beiträgen von Walter Achilles, Karl Heinrich Kaufhold, Hans Pohl, Hermann Schäfer und Günther Schulz. 1979, 266 S., kart. DM 39,80

2. Band

Jesuiten an Universitäten und Jesuiten-Universitäten. Zur Geschichte der Universitäten in der Oberdeutschen und Rheinischen Provinz der Gesellschaft Jesu im Zeitalter der konfessionellen Auseinandersetzung. Von Karl Hengst. 1981, 425 S., kart. DM 77, – .

3. Band

Karl der Große und die Entstehung des Aachener Marienstiftes. Von Ludwig Falkenstein. 1981, 148 Seiten, kart. DM 25, – .

4. Band

Weltpolitik als Kulturmission. Auswärtige Kulturpolitik und Bildungsbürgertum in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Von Rüdiger vom Bruch. 1982, 232 Seiten, kart. DM 32, – .

5. Band

Ketzer in Österreich. Untersuchungen über Häresie und Inquisition im Herzogtum Österreich im 13. und beginnenden 14. Jahrhundert. Von Peter Segl. 1984, CXXI und 360 Seiten, kart. DM 128, – .

6. Band

Heinrich von Langenstein. Studien zur Biographie und zu den Schismatraktaten unter besonderer Berücksichtigung der Epistola pacis und der Epistola concilii pacis. Von Georg Kreuzer. 1987, 268 Seiten, kart. DM 72, – .

7. Band

Akademische Ausbildung zwischen Staat und Kirche. Das bayerische Lyzealwesen 1773 – 1849. Von Rainer A. Müller. 1986, 2 Teile, zus. 743 Seiten, DM 190, – .

8. Band

Die Vertragsurkunden der Grafen von Württemberg. Herausgegeben von Peter Johannes Schuler. 1988, ca. 416 Seiten, kart. ca. 98, – .

9. Band

Trier im frühen Mittelalter. Von Hans Hubert Anton. 1987, 237 Seiten, kart. DM 68, – .

10. Band

Pfarr- und Gemeindeorganisation. Studien zur ihrer historischen Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Erwin Gatz. Mit Beiträgen von Hans Ammerich, Hans-Georg Aschoff, Erwin Gatz, Heinrich Meier, Pierre-Louis Surchat, Johannes Weißensteiner und Rudolf Zinnhobler. 1987, 151 Seiten, kart. DM 21, – .



11. Band

Katholizismus und Reichsgründung. Neue Quellen aus dem Nachlaß Karl Friedrich von Savignys. Von Willy Real. 1988, 414 Seiten, kart. 78, – .

12. Band

Kirche, Staat und katholische Wissenschaft in der Neuzeit. Festschrift für Heribert Raab zum 65. Geburtstag am 16. 3. 1988. Herausgegeben von Albert Portmann-Tinguely. 1988, XVI u. 608 Seiten, kart. DM 98, – .

13. Band

Glaube und Aberglaube. Herausgegeben von Peter Dinzelbacher und Dieter R. Bauer. 1988, ca. 448 Seiten, kart. ca. DM 98, – .

Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn*

**Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters. Neue Folge**

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Ludwig Hödl und Wolfgang Kluxen.

Band 1

Das aristotelische Kontinuum in der Scholastik. Von Wolfgang Breidert. – 1979, 2., verbesserte Auflage, kart. 24, – DM.

Band 2

Das Alte Testament in der Heilsgeschichte. Von Venicio Marcolino. – 1970, kart. 74, – DM.

Band 3

Die Philosophie des Nikolaus von Kues vor dem Jahre 1440. Von Hans-Gerhard Senger. – 1971, kart. 42, – DM.

Band 4

Leben und Schriften des Prager Magisters Adalbert Rankonis de Ericinio. Von Jaroslav Kadlec. – 1971, kart. 66, – DM.

Band 5

Die theologische Methode des Oxforder Dominikanerlehrers Robert Holcot. Von Fritz Hoffmann. – 1972, kart. 90, – DM.

Band 6

Scholastik und kosmologische Reform. Von Ferdinand Fellmann. – 1988, 2. Aufl. kart., 19,80 DM.

Band 7

Untersuchungen zum Seinsbegriff im Metaphysikkommentar Alberts des Großen. Von Georg Wieland. – 1972, kart. 28, – DM.

Band 8

Die Einheit des Menschen. Von Theodor Schneider. – 1988, 2. Aufl., kart. 68, – DM.

Band 9

. Das Bild des Antichrist im Mittelalter: Von Tyconius zum Deutschen Symbolismus. Von Horst Dieter Rauh. – 1978, 2., verbesserte und erweiterte Auflage, kart. 98, – DM.

Band 10

Abaelards Auslegung des Römerbriefes. Von Rolf Peppermüller. – 1972, kart. 42, – DM

Band 11

Die theologische Polemik gegen Raimundus Lullus. Von Alois Madre. – 1973, kart. 40, – DM.

Band 12

Der Kommentar des Radulphus Brito zum Buch III De anima. Von Winfried Fauser. – 1974, kart. 84, – DM

Band 13

Die Kirche – Gottes Heil in der Welt. Von Wolfgang Beinert. – 1974, kart. 84, – DM.

Band 14

Die Ehelehre der Schule des Anselm von Laon. Von Heinrich J.F. Reinhardt. – 1974, kart. 80, – DM

Band 15

Die Zwettler Summe. Von Nikolaus M. Häring. – 1977, kart. 58, – DM.

Band 16

Ens in quantum ens. Von Ludger Honnefelder. – 1979, kart. 98, – DM

Band 17

Die mittelalterlichen Traktate De modo opponendi et respondendi. von L.M. De Rijk. – 1980, kart. 134, – DM

Band 18

Sphaera Lucis. Von Klaus Hedwig. – 1980, kart. 82, – DM.

Band 19

Konsens und Rezeption. Verfassungsprinzipien der Kirche im Basler Konziliarismus. Von Werner Krämer. – 1980, kart. 120, – DM

Band 20

Ordo Salutis. Das Gesetz als Weise der Heilsvermittlung. Von Winfried H.J. Schachten. – 1980, kart. 65, – DM.

Band 21

Ethica – Scientia practica. Von Georg Wieland. – 1981, kart. 98, – DM.

Band 22

Studien und Texte zum Leben und Wirken des Prager Magisters Andreas von Brod. Von Jaroslav Kadlec. – 1982, kart. 98, – DM.

Band 23

Das Werk des Johannes Scottus Eriugena im Rahmen des Wissenschaftsverständnisses seiner Zeit. Von Gangolf Schrimpf. – 1982, kart. 90, – DM.

Band 24

Die Einsetzung der Sakramente durch Christus. Von Wendelin Knoch. – 1983, kart. 128, – DM.

Band 25

Der Doppeltraktat über die Eucharistie unter dem Namen des Albertus Magnus. Von Albert Fries. – 1984, kart. 58, – DM.

Band 26

Trinitarische Begegnungen bei Bonaventura. Von Hanspeter Heinz. – 1985, kart. 88, – DM.



Band 27

Metaphysik als Lebensform. Von Beroald Thomassen. – 1985, kart. 48, – DM.

Band 28

Der Begriff der praktischen Vernunft nach Johannes Buridanus. Von Gerhard Krieger. – 1986, kart. 88, – DM.

Band 29

Crathorn, Quästionen zum ersten Sentenzenbuch. Von Fritz Hoffmann. – 1988, kart. 168, – DM.

Band 30

Gewißheit des Glaubens. Von Stephan Ernst. – 1987, kart. 80, – DM.

Band 31

Glück als Lebensziel. Von Hermann Kleber. – 1988, kart. 98, – DM.

Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Verlag Aschendorff, Postfach 11 24, 4400 Münster*

## Vatikanische Quellen

### VII. Band

Die Einnahmen der Apostolischen Kammer unter Innozenz VI. 1. Teil: Die Einnahmeregister des Päpstlichen Thesaurars. Herausgegeben von Hermann Hoberg. 1956, X, 36, 501 Seiten, brosch. DM 68, –.

### VII. Band

Die Einnahmen der Apostolischen Kammer unter Innozenz VI. 2. Teil: Die Servitienquittungen des päpstlichen Kamerars. Herausgegeben von Hermann Hoberg. 1972, XII, 36, 302 Seiten, brosch. DM 76, –.

Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn.*

## Nuntiaturberichte aus Deutschland

### Die Kölner Nuntiatur (1583 – 1648)

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Erwin Iserloh.

#### Band I

Bonomi in Köln. Santonio in der Schweiz. Die Straßburger Wirren. Bearbeitet von Stephan Ehses und Alois Meister. 1969 (1895), LXXXV, 402 Seiten, kart. DM 52, –.

#### Band II/1

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1587 – 1590. Bearbeitet von Stephan Ehses. 1969 (1899), LXI, 544 Seiten kart. DM 68, –.

#### Band II/2

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1590 – 1592. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1969, LI, 330 Seiten, kart. DM 57, –.

### Band II/3

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1592 – 1593. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1971, XVIII, 450 Seiten, kart. DM 98, –.

### Band II/4

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1594 – 1596. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1983, XX, 281 Seiten, kart. DM 98, –.

### Band III (in Vorbereitung)

Nuntius Coriolano Garzadoro. 1596 – 1606.

### Band IV/1

Nuntius Atilio Amalteo. 1606 – 1607. Bearbeitet von Klaus Wittstadt. 1975, LXXXI, 394 Seiten, kart. DM 101, –.

### Band V/1

Nuntius Antonio Albergati. 1610 – 1614. Bearbeitet von Wolfgang Reinhard. 1973, 2 Halbbände. Zusammen LVIII, 1068 Seiten, kart. DM 275, –.

### Band VI

Nuntius Pietro Francesco Montoro. 1621 – 1624. Bearbeitet von Klaus Jaitner. 1976. 2 Halbbände. Zusammen LXII, 929 Seiten, kart. DM 230, –.

### Band VII/1

Nuntius Pier Luigi Carafa. 1624 – 1627. Bearbeitet von Josef Wijnhoven. 1980, LXXIV, 768 Seiten, kart. DM 152, –.

### Band VII/2

Nuntius Pier Luigi Carafa. 1627 – 1630. Bearbeitet von Josef Wijnhoven. 1988, ca. 800 Seiten, kart. ca. DM 200, –.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn.*

## Concilium Tridentinum

Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatum Nova Collectio. Edidit Societas Goerresiana promovendis inter Germanos Catholicos Litterarum Studiis. Fortsetzung. Apartbezug möglich.

Tomus I: Diariorum pars prima: Herculis Severoli Commentarius. Angeli Massarelli Diaria I – IV. Collegit, edidit, ill. S. Merkle. CXXXII et 931 pp. (3 – 451 – 27051 – X) 2. Aufl. 1963. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 235, –, Einz.-Pr. DM 262, –.

Tomus II: Diariorum pars secunda: Massarelli Diaria V – VII. L. Pratani, H. Seripandi, L. Firmani, O. Panvinii, A. Guidi, P. G. de. Mendoza, N. Psalmaei Commentarii. Collegit, edidit, ill. S. Merkle. CLXXVIII et 964 pp. (3 – 451 – 27052 – 8) 2. Aufl. 1963. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 252, –, Einz.-Pr. DM 280, –.

Tomus III/1: Diariorum partis tertiae volumen prius: Aistulphi Servantii, Philippi Musotti, Phillipi Gerii, Gabrielis Paleotti scripturae conciliares. Collegit, edidit, ill. S. Merkle. VIII et 762 pp. (3 – 451 – 27053 – 6) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 170, –, Einz.-Pr. DM 189, –.

Tomus III/2: Diariorum partis tertiae volumen secundum: Antonii Manelli libri pecuniarum pro Concilio expensarum, libri introitus et exitus datariae, expensae et



perscriptiones variae, indices patrum subsidia accipientium, res annonariae expensae factae ad commercia per cursum publicum inter Roman et Concilium habenda. Collegit, edidit, ill. U. Mazzone. LX et 352 pp. (3-451-27070-6) 1985. Bei Abnahme aller Bde. DM 240, -, Einz.-Pr. DM 272, -.

Tomus IV: Actorum pars prima: Monumenta Concilium praecedentia, triumprorum Sessionum Acta. Collegit, edidit, ill. St. Ehses. CXLIV et 619 pp. (3-451-27054-4) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 169, -, Einz.-Pr. DM 187, -.

Tomus V: Actorum pars altera: Acta post sessionem tertiam usque ad Concilium Bononiam translatum. Collegit, edidit, ill. St. Ehses. LX et 1081 pp. (3-451-27055-2) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 252, -, Einz.-Pr. DM 280, -.

Tomus VI/1: Actorum partis tertiae volumen prius: Acta Concilii Bononiensis a Massarello conscripta, ex collectionibus S. Merkle auxit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XII et 864 pp. (3-451-27056-0) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 192, -, Einz.-Pr. DM 215, -.

Tomus VI/2: Actorum partis tertiae volumen secundum: Concilii Tridentini periodus Bononiensis, Vota patrum et theologorum originalia in Concilio Bononiensi prolata vel in scriptis data, quotquot inveniri potuerunt. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XVI et 756 pp. (3-451-27066-8) 1972. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 292, -, Einz.-Pr. DM 300, -.

Tomus VI/3: Actorum partis tertiae volumen tertium: Summaria sententiarum theologorum super articulis Lutheranorum de sacramentis, purgatorio, indulgentiis, sacrificio missae Bononiae disputatis. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XXXVIII et 572 pp. (3-451-27068-4) 1974. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 240, -, Einz.-Pr. DM 272, -.

Tomus VII/1: Actorum partis quartae volumen prius: Acta Concilii iterum Tridentum congregati a Massarello conscripta (1551-1552). Collegerunt, ediderunt, ill. Joach. Birkner et Th. Freudenberger. XII et 558 pp. (3-451-27057-9) 1961. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 56, -, Einz.-Pr. DM 62, -.

Tomus VII/2: Actorum partis quartae volumen secundum: Orationes et vota theologorum patrumque originalia in Concilio iterum Tridentum congregato prolata vel in scriptis data, quotquot inveniri potuerunt, cum Actis Miscellaneis. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XXXVI et 784 pp. (3-451-27067-6) 1976. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 367, -, Einz.-Pr. DM 415, -.

Tomus VII/3: Actorum partis quartae volumen tertium: Acta praeparatoria, mandata, instructiones, relationes Concilium iterum Tridentum congregatum spectantia. Cum praesidentium, imperatoris principumque Germanorum, oratorum, episcoporum, abbatum, theologorum quorundam litteris. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XLVI et 706 pp. (3-451-27069-2) 1980. Bei Abnahme aller Bde. DM 400, -, Einz.-Pr. DM 452, -.

Tomus VIII: Actorum pars quinta: Complectens Acta ad praeparandum Concilium et sessiones anni 1562 a prima (XVII) ad sextam (XXII). Collegit, edidit, ill. St. Ehses. XIV et 1024 pp. (3-451-27058-7) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 229, -, Einz.-Pr. DM 255, -.

Tomus IX: Actorum pars sexta: Complectens Acta post sessionem sextam (XXII) usque ad finem Concilii (15. Sept. 1562 - 4. Dec. 1563). Collegit, edidit, ill. St. Ehses.

XXXII et 1193 pp. (3 – 451 – 27059 – 5) 2. Aufl. 1965. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 270, – , Einz.-Pr. DM 300, – .

Tomus X: Epistularum pars prima: Complectens epistulas a die 5. Martii 1545 ad Concilii translationem 11. Martii 1547 scriptas. Collegit, edidit, ill. G. Buschbell. LXXVI et 996 pp. (3 – 451 – 27060 – 9) 2. Aufl. 1966. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 235, – , Einz.-Pr. DM 262, – .

Tomus XI: Epistularum pars secunda: Complectens additamenta ad tomum priorum et epistulas a die 13 martii 1547 ad Concilii suspensionem anno 1552 factam conscriptas. Collegit, edidit, ill. G. Buschbell. XLIV et 1058 pp. (3 – 451 – 27061 – 7) 2. Aufl. 1966. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 242, – , Einz.-Pr. 270, – .

Tomus XII: Tractatum pars prior: Complectens tractatus a Leonis X temporibus usque ad translationem Concilii conscriptos. Collegit, edidit, ill. V. Schweitzer. LXXX et 884 pp. (3 – 451 – 27062 – 5) 2. Aufl. 1966. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 212, – , Einz.-Pr. DM 236, – .

Tomus XIII/1: Tractatum partis alterius volumen prius: Complectens tractatus a translatione Concilii usque ad sessionem XXII conscriptos. Ex collectionibus Vincentii Schweitzer auxit, edidit, ill. H. Jedin. CII et 737 pp. (3 – 451 – 27063 – 3) 2. Aufl. 1967. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 165, – , Einz.-Pr. DM 184, – .

*Verlag Herder, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i. Br.*

## Römische Quartalsschrift

für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte. Im Auftrage des Priesterkollegs am Campo Santo Teutonico in Rom und des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft in Verbindung mit Theofried Baumeister, Heinrich Chantraine, Erwin Iserloh, Paul Mikat, Konrad Repgen, Theodor Schieffer, Walter Nikolaus Schumacher, Ernst Walter Zeeden herausgegeben von Erwin Gatz, Hermann Hoberg, Bernhard Kötting.

Jährlich ein Band in zwei Doppelheften.

*Verlag Herder, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i. Br.*

## Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums

### Neue Folge

1. *Reihe: Monographien:* Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Heinrich Chantraine, Tony Hackens, Martin Sicherl und Otto Zwierlein.

1. Band: Die Darstellung von Naturgottheiten bei Ovid und früheren Dichtern. Von Torsten Eggers. 1984. 300 Seiten, kart. DM 80, – .

2. Band: Goten in Konstantinopel. Untersuchungen zur oströmischen Geschichte um das Jahr 400 n. Chr. Von Gerhard Albert. 1984, 211 Seiten, kart. DM 48, – .

3. Band: Parrasios Epikedion auf Ippolita Sforza. 1987, 189 Seiten, kart. DM 67, – . Von Thomas Klein.

2. *Reihe: Forschungen zu Gregor von Nazianz.* Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Justin Mossay und Martin Sicherl.



1. Band: Repertorium Nazianzenum. Orationes. Textus Graecus. 1. Codices Galliae, recensuit Iustinus Mossay. 1981. 133 Seiten, kart. DM 44, –.
2. Band: II. Symposium Nazianzenum (Louvain-la-Neuve, 25 – 28 août 1981). Actes du colloque international, édités par Justin Mossay. 1983. 306 Seiten, kart. DM 48, –.
3. Band: Die handschriftliche Überlieferung der Gedichte Gregors von Nazianz. 1. Die Gedichtgruppen XX und XI. Von Winfried Höllger. Mit Vorwort und Beiträgen von Martin Sicherl und den Übersichtstabellen zur handschriftlichen Überlieferung der Gedichte Gregors von Nazianz von Heinz Martin Werhahn. 1985. 174 Seiten, kart. DM 53, –.
4. Band: Die handschriftliche Überlieferung der Gedichte Gregors von Nazianz. 2. Die Gedichtgruppe I. Von Norbert Gertz. Mit Beiträgen von Martin Sicherl. 1986, 188 Seiten, kart. DM 79, –.
5. Band: Repertorium Nazianzenum. Orationes, Textus Graecus. 2: Codices Americae, Angliae, Austriae, recensuit Iustinus Mossay. 1987, 152 Seiten, kart. DM 68, –.
6. Band: Gregor von Nazianz, Gegen die Habsucht (Carmen 1, 2, 28). Kommentar und Einleitung. Von Ulrich Beuckmann. 1988. 136 Seiten, kart. DM 46, –.
7. Band: Gregor von Nazianz, Über die Bischöfe. (Carmen 2, 1, 12). Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar. Von Beno Meier. 1988, 176 Seiten, kart. DM 48, –.

Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn.*

## Spanische Forschungen

1. Reihe: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. In Verbindung mit Quintin Aldea, Theo Berchem, Hans Flasche, Hans Juretschke und José Vives †, herausgegeben von Odilo Engels.

9. Band 1954, in Leinen DM 24, –, kartoniert DM 22, –
10. Band 1955, in Leinen DM 28, –, kartoniert DM 26, –
11. Band 1955, in Leinen DM 22, –, kartoniert DM 20, –
12. Band 1956, in Leinen DM 23, –
13. Band 1958, in Leinen DM 32, –, kartoniert DM 30, –
14. Band 1959, in Leinen DM 24, –
15. Band 1960, in Leinen DM 30, –, kartoniert DM 27, –
16. Band 1960, in Leinen DM 28, –, kartoniert DM 26, –
17. Band 1961, in Leinen DM 24, –, kartoniert DM 21, –
18. Band 1961, in Leinen DM 32, –
19. Band 1962, in Leinen DM 32, –
20. Band 1962, in Leinen DM 32, –, kartoniert DM 30, –
21. Band 1963, in Leinen DM 45, –
22. Band 1965, in Leinen DM 53, –, kartoniert DM 50, –
23. Band 1967, in Leinen DM 54, –, kartoniert DM 52, –
24. Band 1968, in Leinen DM 72, –, kartoniert DM 68, –
25. Band 1970, in Leinen DM 60, –, kartoniert DM 58, –
26. Band 1971, kartoniert DM 64, –

- 27. Band 1973, in Leinen DM 84, –
- 28. Band 1975, in Leinen DM 94, –
- 29. Band 1978, in Leinen DM 148, –
- 30. Band 1982, in Leinen DM 98, –
- 31. Band 1984, in Leinen DM 98, –
- 32. Band 1988, in Leinen DM 98, –

## 2. Reihe: Monographien

- 6. Band 1957, Spanische Versdichtung des Mittelalters im Lichte der spanischen Kritik der Aufklärung und Vorromantik, von Heinrich Bihler, Leinen DM 24, –.
- 7. Band 1958, Cervantes und die Figur des Don Quijote in Kunstanschauung und Dichtung der deutschen Romantik, von Werner Brüggemann. Vergriffen.
- 8. Band 1964, Spanisches Theater und deutsche Romantik, Band 1, von Werner Brüggemann, kartoniert DM 42, –.
- 9. Band nicht erschienen
- 10. Band 1962, Zur Vorgeschichte und Geschichte der Fronleichnamensfeier, besonders in Spanien. Studien zur Volksfrömmigkeit des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, von Gerhard Matern, in Leinen DM 52, –, kartoniert DM 50, –.
- 11. Band 1967, Die theologische Wissenschaftslehre des Juan de Perlin SJ (1569 – 1638), von Johannes Stöhr, in Leinen DM 76, –, kartoniert DM 72, –.
- 12. Band 1968, Heine im spanischen Sprachgebiet, von Claude R. Owen, kartoniert DM 67, –.
- 13. Band 1968, Zur Weltanschauung, Ästhetik und Poetik des Neoklassizismus und der Romantik in Spanien, von Wolfram Krömer, in Leinen DM 49, –, kart. DM 45, –.
- 14. Band 1970, Schutzgedanke und Landesherrschaft im östlichen Pyrenäenraum (9. – 13. Jahrhundert) von Odilo Engels, in Leinen DM 68, –, kartoniert DM 64, –.
- 15. Band 1972, Die Kupferstiche zur Psalmodia Eucaristica des Melchor Prieto von 1622, von Ewald M. Vetter, in Leinen DM 120, –.
- 16. Band 1972, Die philosophischen Notionen bei dem spanischen Philosophen Angel Amor Ruibal (1869 – 1930), von José Luis Rojo Seijas, in Leinen DM 42, –.
- 17. Band 1979, Personengeschichtliche Studien zum Westgotenreich in Spanien, von Gerd Kampers, in Leinen DM 68, –.
- 18. Band 1980, Bedürftigkeit, Armut, Not. Studien zur spätmittelalterlichen Sozialgeschichte Barcelonas, von Uta Lindgren, in Leinen DM 120, –.
- 19. Band 1980, Staat und staatliche Entwicklung am Beginn der spanischen Kolonisation Amerikas, von Horst Pietschmann, in Leinen DM 68, –.
- 20. Band 1980, Zur Frühgeschichte des Gnadenstreites, von Johannes Stöhr, in Leinen DM 45, –.
- 21. Band 1982, Die britischen Pläne zur Besetzung der spanischen und portugiesischen Atlantikinseln während des Zweiten Weltkrieges, von Monika Siedentopf, in Leinen DM 48, –.
- 22. Band 1983, Die Finanzen der Krone Aragon während des 15. Jahrhunderts (Alfons V. und Johann II.), von Winfried Küchler, in Leinen DM 112, –.
- 23. Band 1987, Actas del Coloquio Cervantino, Würzburg 1983. Publicadas por Theodor Berchem y Hugo Laitenberger, Leinen DM 28, –.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bezug im Abonnement.

*Verlag Aschendorff, Postfach 11 24, 4400 Münster*



Festschrift für Johannes Vincke. Herausgegeben von Consejo Superior de Investigaciones Científicas und der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft.

*Blass, S.A. Tipografica, Nùñez de Balboa, 27, Madrid.*

## Portugiesische Forschungen

Herausgegeben von Hans Flasche.

Erste Reihe: Aufsätze zur portugiesischen Kulturgeschichte.

1. Band 1960, VII u. 334 S., 5 Taf. mit 7 Abb., kart. DM 36, – , Leinen DM 38, – .
2. Band 1961, VI u. 297 S., 1 Karte, kart. DM 44, – .
3. Band 1962/1963, VI u. 262 S., kart. DM 38, – , Leinen DM 40, – .
4. Band 1964, VI u. 272 S., 9 Taf. mit 17 Abb., kart. DM 54, – .
5. Band 1965, VI u. 299 S., kart. DM 57, – , Leinen DM 60, – .
6. Band 1966, 290 S., kart. DM 54, – , Leinen DM 58, – .
7. Band 1967, VI u. 450 S., kart. DM 90, – , Leinen DM 94, – .
8. Band 1968, VI u. 274 S., 5 Taf. mit 8 Abb., kart. DM 60, – , Leinen DM 64, – .
9. Band 1969, VI u. 273 S., Leinen DM 64, – .
10. Band 1970, VIII u. 336 S., Leinen DM 85, – .
11. Band 1971, VI u. 296 S., 20 Abb., Leinen DM 85, – .
12. Band 1972/1973, IV u. 287 S., Leinen DM 80, – .
13. Band 1974/1975, IV u. 332 S., 1 Taf., Leinen DM 90, – .
14. Band 1976/1977, IV u. 315 S., Leinen DM 98, – .
15. Band 1978, VI u. 294 S., Leinen DM 78, – .
16. Band 1980, VI u. 345 S., Leinen DM 98, – .
17. Band 1981/1982, IV u. 219 S., 1 Tafel, Leinen DM 76, – .
18. Band 1983, IV u. 244 S., Leinen DM 78, – .
19. Band 1984 – 1987, IV u. 309 S., Leinen DM 98, – .

Zweite Reihe: Monographien.

1. Band: Christine de Pisan „Buch von den drei Tugenden“ in portugiesischer Übersetzung. Von Dorothee Carstens-Grokenberger. 1961, VIII u. 159 S., 1 Tafel, kart. DM 21,80, Leinen DM 24,80.
2. Band: Petro Luis SJ (1538 – 1602) und sein Verständnis der Kontingenz, Praecienz und Praedestination. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Molinismus. Von Klaus Reinhardt. 1965, XXXI u. 256 S., kart. DM 44, – , Leinen DM 48, – .
3. Band: The Cancionero „Manuel de Faria“. A critical edition with introduction and notes by Edward Glaser, 1968, VI u. 283 S., kart. DM 50, – , Leinen DM 53, – .
4. Band: The Fortuna of Manuel de Faria e Sousa. An Autobiography, Introduction, Edition and Notes. By Edward Glaser. 1975, VIII u. 413 S., Leinen DM 108, – .
5. Band: Stile der Portugiesischen Lyrik im 20. Jahrhundert. Von Winfried Kreuzer. 1980, VIII u. 256 S., Leinen DM 84, – .
6. Band: Wenceslau de Moraes (1854 – 1929) und Japan. Von Helmut Feldmann. 1987, VIII und 94 Seiten, Leinen DM 28, – .
7. Band: Das Japanbild im „Traktat“ (1585) des Luis Frois. Von Engelbert Jorissen. 1988, X u. 411 Seiten, Leinen DM 118, – .

### Dritte Reihe: Vieira-Texte und Vieira-Studien

1. Band: Die Antoniuspredigt António Vieiras an die portugiesischen Generalstände von 1642. Kritischer Text und Kommentar von Rolf Nagel. 1972, XII und 142 S., Leinen DM 34, – .

2. Band: António Vieiras Pestpredigt. Kritischer Text und Kommentar von Heinz-Willi Wittschie. 1973, VIII und 176 S., Leinen DM 48, – .

3. Band: António Vieira: História do futuro (Livro Antepimeiro). Edição crítica, prefaciada e commentada por José van den Besselaar. – Volume 1: Bibliographia, Introdução e Texto. 1976, XL u. 282 S. Volume 2: Commentario. 1976, IV u. 264 S. Beide Bände zusammen DM 180, – .

4. Band: Die Negation im Werk von Padre António Vieira. Von Jürgen Burgarth. 1977, VI, 226 S., Leinen DM 56, – .

5. Band: António Vieiras Predigt über „Maria Heimsuchung“ (Sermão da Visitação de Nossa Senhora 1640). Kritischer Text und Kommentar von Radegundis Leopold. 1977, VIII u. 128 S., Leinen DM 38, – .

6. Band: António Vieiras Rochuspredigt aus dem Restaurationskriegsjahr 1642. Einführung, kritischer Text und Kommentar von Rüdiger Hoffmann. – 1981, VI u. 458 S., Leinen DM 128, – .

7. Band: António Vieiras „Sermão do Esposo da Mae de Deus S. Joesé“. Kritischer Text und Kommentar. Von Maria de Fatima Viegas Brauer-Figueiredo. – 1983, VIII u. 183 S., Leinen DM 58, – .

Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bezug im Abonnement.

*Verlag Aschendorff, Postfach 11 24, 4400 Münster.*

### Literaturwissenschaftliches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Kunisch.

#### Neue Folge

- |                 |          |         |            |                |           |
|-----------------|----------|---------|------------|----------------|-----------|
| Band 1 (1960),  | VIII/291 | Seiten, | DM 48, – , | für Mitglieder | DM 40,80. |
| Band 2 (1961),  | VI/291   | Seiten, | DM 48, – , | für Mitglieder | DM 40,80. |
| Band 3 (1962),  | VI/413   | Seiten, | DM 54, – , | für Mitglieder | DM 45,90. |
| Band 4 (1963),  | VI/330   | Seiten, | DM 48, – , | für Mitglieder | DM 40,80. |
| Band 5 (1964),  | VI/507   | Seiten, | DM 72, – , | für Mitglieder | DM 61,20. |
| Band 6 (1965),  | VI/340   | Seiten, | DM 59, – , | für Mitglieder | DM 50,15. |
| Band 7 (1966),  | VI/337   | Seiten, | DM 59, – , | für Mitglieder | DM 67,15. |
| Band 8 (1967),  | VI/388   | Seiten, | DM 79, – , | für Mitglieder | DM 67,15. |
| Band 9 (1968),  | VI/417   | Seiten, | DM 76, – , | für Mitglieder | DM 64,60. |
| Band 10 (1969), | VI/438   | Seiten, | DM 79, – , | für Mitglieder | DM 67,15. |
| Band 11 (1970), | VI/452   | Seiten, | DM 79, – , | für Mitglieder | DM 67,15. |
| Band 12 (1971), | VI/403   | Seiten, | DM 79, – , | für Mitglieder | DM 67,15. |

#### Sprache und Bekenntnis

Sonderband des Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs



Hermann Kunisch zum 70. Geburtstag, 27. Oktober 1971

Hg. v. Wolfgang Frühwald und Günther Niggel

VIII, 423 S. u. 12 Abb., 1971, DM 78, – , Mitgliederpreis DM 66,30.

Band 13 (1972), VI/384 Seiten, DM 79, – , für Mitglieder DM 67,15.

Band 14 (1973), VI/479 Seiten, DM 79, – , für Mitglieder DM 67,15.

Band 15 (1974), VI/308 Seiten, DM 79, – , für Mitglieder DM 67,15.

Band 16 (1975), V/287 Seiten, DM 79, – , für Mitglieder DM 67,15.

Band 17 (1976), VIII/411 Seiten, DM 79, – , für Mitglieder DM 67,15.

Band 18 (1977), VI/406 Seiten, DM 79, – , für Mitglieder DM 67,15.

Band 19 (1978), VI/413 Seiten, DM 79, – , für Mitglieder DM 67,15.

Herausgegeben von Hermann Kunisch und Franz Link

Band 20 (1979), 387 Seiten, DM 79, – , für Mitglieder DM 67,15.

Herausgegeben von Theodor Berchem, Hermann Kunisch und Franz Link

Band 21 (1980), 450 Seiten, DM 98, – , für Mitglieder DM 83,30.

Band 22 (1981), 417 Seiten, DM 98, – , für Mitglieder DM 83,30.

Theatrum Mundi

Götter, Gott und Spielleiter im Drama von der Antike bis zur Gegenwart

Sonderband des Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs Hermann Kunisch zum 80. Geburtstag, 27. Oktober 1981

Hg. v. Franz Link und Günter Niggel

417 S., 1981, DM 128, – , für Mitglieder DM 108,80.

Band 23 (1982), 379 Seiten, DM 98, – , für Mitglieder DM 83,30.

Band 24 (1983), 444 Seiten, DM 124, – , für Mitglieder DM 105,40.

Band 25 (1984), 370 Seiten, DM 98, – , für Mitglieder DM 83,50.

Band 26 (1985), 458 Seiten, DM 144, – , für Mitglieder DM 122,40.

Band 27 (1986), 387 Seiten, DM 112, – , für Mitglieder DM 95,20.

Band 28 (1987), 409 Seiten, DM 112, – ; für Mitglieder DM 95,20.

Band 29 (1988), 371 Seiten, DM 112, – ; für Mitglieder DM 95,20.

Die neue Folge setzt die Tradition des von Günther Müller 1926 begründeten Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs, das 1939 sein Erscheinen einstellen mußte, fort. Das Literaturwissenschaftliche Jahrbuch ist dem ganzen Kreis literarischen Schaffens gewidmet, vornehmlich der deutschen mittelalterlichen und neuzeitlichen Literatur, wobei namentlich für das Mittelalter auch das geistliche Schrifttum deutscher und lateinischer Sprache einzubeziehen ist. Darüber hinaus werden die anderen europäischen und außereuropäischen Literaturen und deren Wechselbeziehungen zur deutschen Beachtung finden wie auch die antike Dichtung, soweit sie Verbindungen mit der deutschen hat oder allgemeinere Aufschlüsse gibt.

*Verlag Duncker & Humblot, Dietrich-Schäfer-Weg 9, 1000 Berlin 41.*

### **Beiträge zur englischen und amerikanischen Literatur**

Hrsg. von Franz H. Link und Hubertus Schulte Herbrüggen

1. Band

Die Antike in den Epigrammen und Briefen Sir Thomas Mores. Von Uwe Baumann. 1984, 207 Seiten kart. DM 59, – .

2. Band

Grundlegung einer puritanischen Mimesislehre. Eine literatur- und geistesgeschichtliche Studie der Schriften Edward Taylors und anderer puritanischer Autoren. Von Klaus Weiss. 1984, 323 Seiten, kart. DM 67, – .

3. Band

Spätmittelalterliche Artusliteratur. Ein Symposium der neusprachlichen Philologien auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft, Bonn 25. – 29.9.1982. Herausgegeben von Karl Heinz Göller. 1984, 160 Seiten, kart. DM 51, – .

4. Band

Die amerikanische Ode. Gattungsgeschichtliche Untersuchungen. Von Bernd Engler. 1985, 235 Seiten, kart. DM 61, – .

5. Band

Sir Thomas Mores „Geschichte König Richards III.“ im Lichte humanistischer Historiographie und Geschichtstheorie. Von Hans-Peter Heinrich. 1987, 219 Seiten, kart. DM 61, – .

6. Band

Jewish Life and Suffering as Mirrored in English and American Literature-Jüdisches Leben und Leiden im Spiegel der englischen und amerikanischen Literatur. Hrsg. von Franz H. Link. Mit Beiträgen von Karl-Heinz Göller, Paul Goetsch, Hubert Hagemeyer, Rolf P. Lessenich, Franz H. Link, Kurt Müller, Sepp Tiefenthaler, Meinhard Winkgens und Waldemar Zacharasiewicz, 1987. 189 Seiten, kart. DM 55, – .

7. Band

Die kulturkritische Verankerung der Literaturkritik bei F. R. Leavis. Von Meinhard Winkgens. 1988, 464 Seiten, kart. DM 120, – .

8. Band (im Druck)

Die „Ausgewanderte Evangeline“. Longfellows epische Idylle im übersetzerischen Transfer. Von Klaus Martens. 1989, 224 Seiten, kart. ca. DM 38, – .

9. Band (in Vorbereitung)

Identität und Rolle bei Theodor Dreiser. Eine Untersuchung des Romanwerks unter rollentheoretischem Aspekt. Von Kurt Müller.

Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Verlag Ferdinand Schönigh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn.*

## Oriens Christianus

Hefte für die Kunde des christlichen Orients. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Julius Aßfalg und Hubert Kaufhold.

(ISSN 0340-6407)

Jährlich 1 Band. Pro Band ca. 230 Seiten. Bände 42 (1958), 43 (1959), 48 – 67 (1964 – 1980) je Band DM 90, – .

Bände 68 (1984), 69 (1985) je DM 80, – .

Band 70 (1986) DM 88, – .

Band 71 (1987) DM 92, – .

Bände 72 (1988), 73 (1989) je ca. DM 98, – .



*Die Bände 1 – 41 und 44 – 47 sind vergriffen.*

*Verlag Otto Harrassowitz, Postfach 29 29, 6200 Wiesbaden 1*

### **Nachdruck Oriens Christianus**

Neue Serie, Bände 1 – 7, 9 – 14 (Leipzig 1911 – 1925)

Gesamtausgabe, broschiert, DM 720, – , Leinen, DM 880, – .

Bände 1 – 6, broschiert, je DM 84, – .

Bände 9 – 10/11, broschiert, je DM 52, – .

Band 12/14, broschiert, DM 72, – .

*Johnson Reprint, New York.*

### **Staatslexikon**

Recht-Wirtschaft-Gesellschaft. Herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. Mit der Redaktion beauftragt: Alexander Hollerbach, (Karl Forster †), Walter Kasper, Hermann Krings (Vorsitz), Hans Maier, Paul Mikat, Rudolf Morsey, J. Heinz Müller. Fünf Bände. Siebte, völlig neu bearbeitete Auflage. Pflichtfortsetzung. Jeder Band: Kunstleder in Schuber.

Band I: Abendland – Deutsche Partei. 1985, VIII und 651 Seiten. Subskr.-Pr. DM 198, – .

Band II: Deutscher Caritasverband – Hochschulen. 1986, VIII und 660 Seiten. Subskr.-Pr. DM 198, – .

Band III: Hoffmann – Naturrecht. 1987, VIII und 659 Seiten. Subskr.-Pr. DM 198, – .

Band IV: Naturschutz – Sozialhilfe 1988, VIII und 652 Seiten. Subskr.-Pr. DM 198, – .

Band V: 1989, VIII und 660 Seiten, Subskr.-Pr. DM 198, – .

*Verlag Herder, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i. Br.*

### **Rechts- und Staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft**

Herausgegeben von Alexander Hollerbach, Hans Maier, Paul Mikat (früher: Görres-Gesellschaft, Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft).

#### *Neue Folge*

##### 1./2. Heft

Gegenwartsprobleme des Rechts. Beiträge zum Staats-, Völker- und Kirchenrecht sowie zur Rechtsphilosophie. Herausgegeben von Hermann Conrad und Heinrich Kipp. 1950, 240 Seiten, kart. (vergriffen).

##### 3. Heft

Historische Ansätze für die europäische Privatrechtsangleichung. Von Johannes Herrmann. – Vereinheitlichung des europäischen Rechts. Von George van Hecke. 1963, 31 Seiten, kart. DM 4,80.

4. Heft

Gedanken zur Strafrechtsreform. Von Ernst Heinitz, Thomas Würtenberger und Karl Peters. 1965, 56 Seiten, kart. DM 6,80.

5. Heft

Beiträge zum Richterrecht. Von Walther J. Habscheid und Wilhelm Pötter. 1968, 54 Seiten, kart. DM 6,80.

6. Heft

Möglichkeiten und Grenzen einer Leitbildfunktion des bürgerlichen Ehescheidungsrechts. Von Paul Mikat. 1969, 31 Seiten, kart. DM 4,80.

7. Heft

Zivilrechtliche Aspekte der Rechtsstellung des Toten unter besonderer Berücksichtigung der Transplantationen. Von Hans-Wolfgang Strätz. 1971, 66 Seiten, kart. DM 8, –.

8. Heft

Christlicher Friede und Weltfriede. Geschichtliche Entwicklung und Gegenwartsprobleme. Herausgegeben von Alexander Hollerbach und Hans Maier. Mit Beiträgen von Manfred Abelein, Ernst-Otto Czempel, Hans Maier, Wilfried Schumann und Swidbert Schnippenkötter. 1971, 147 Seiten, kart. DM 18, –.

9. Heft

Aktuelle Fragen des Arbeitsrechts. Von Bernd Rütters und Theodor Tomandl. 1972, 46 Seiten, kart. DM 6,80.

10. Heft

Deutsches und österreichisches Staatskirchenrecht in der Diskussion. Von Inge Gampl und Christoph Link. 1973, 56 Seiten, kart. DM 7,40.

11. Heft

Zur Kritik der Politischen Theologie. Von Gustav E. Kafka und Ulrich Matz. 1973, 46 Seiten, kart. DM 6,80.

12. Heft

Leben und Werk des Reichsfreiherrn Johann Adam von Ickstatt (1702 – 1776). Ein Beitrag zur Staatsrechtslehre der Aufklärungszeit. Von Fritz Kreh. 1974, XXIV u. 327 Seiten, kart. DM 52, –.

13. Heft

Zur Reform des § 218 StGB. Von Hermann Hepp und Rudolf Schmitt. 1974, 35 Seiten, kart. DM 5,60.

14. Heft

Beiträge zur Familienrechtsreform. Von Helmut Engler und Dieter Schwab. 1974, 58 Seiten, kart. DM 7,40.

15. Heft

Treu und Glauben. Teil I: Beiträge und Materialien zur Entwicklung von „Treu und Glauben“ in deutschen Privatrechtsquellen vom 13. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Von Hans Wolfgang Strätz. 1974, 328 Seiten, kart. DM 44, –.



16. Heft

Die Entwicklung einzelner Prozeßmaximen seit der Reichszivilprozeßordnung von 1877. Von Jürgen Damrau. 1975, 633 Seiten, kart. DM 86, – .

17. Heft

Zur Problematik der Einführung einer Familiengerichtsbarkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Von Dieter Giesen. 1975, 60 Seiten, kart. DM 11, – .

18. Heft

Die Schulaufsicht im Reformwerk des Johann Ignaz von Felbiger. Schule, Kirche und Staat in Recht und Praxis des aufgeklärten Absolutismus. Von Josef Stanzel. 1976, 427 Seiten, kart. DM 54, – .

19. Heft

Unfallprophylaxe durch Strafen und Geldbußen? Vorschläge zu einer Neugestaltung des Sanktionensystems im Bereich des Verkehrsrechts. Von Peter Cramer. 1975, 189 Seiten, kart. DM 26, – .

20. Heft

Revolution – Demokratie – Kirche. Von Winfried Becker, Hans Maier und Manfred Spiecker. 1975, 72 Seiten, kart. DM 13,80.

21. Heft

Das Vaterschaftsanerkennnis im Islamrecht und seine Bedeutung für das deutsche internationale Privatrecht. Von Christian Kohler. Mit einem Vorwort von Wilhelm Wengler. 1976, 242 Seiten, kart. DM 32, – .

22. Heft

Kinderschutz als Rechtsschutz und elterliches Sorgerecht. Von Manfred Hinz. 1975, 79 Seiten, kart. DM 11, – .

23. Heft

Politische Freiheit und Freiheitsrechte im deutschen Naturrecht des 18. Jahrhunderts. Von Diethelm Klippel. 1976, 244 Seiten, kart. DM 38, – .

24. Heft

Verfassungsprobleme des Hochschulwesens. Von Ulrich Karpen und Franz-Ludwig Knemeyer. 1976, 92 Seiten, kart. DM 14,80.

25. Heft

Zur Problematik multinationaler Unternehmen. Von Rolf Birk und Hans Tietmeyer. 1976, 60 Seiten, kart. DM 11, – .

26. Heft

Rechtsprobleme in den Freilassungen der Bötier, Dorier, Phoker, Ost- und Westlokrer. Von Karl-Dieter Albrecht. 1978, 350 Seiten, kart. DM 48, – .

27. Heft

Ehe, Familie und Erwerbsleben. Von Dieter Giesen. 1977, 80 Seiten, kart. DM 14,80.

28. Heft

Die erste gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Von Albin Nees. 1978, 282 Seiten, kart. DM 39,80.

29. Heft

Gestalten und Probleme katholischer Rechts- und Soziallehre. Von Clemens Bauer, Alexander Hollerbach und Adolf Laufs. 1977, 90 Seiten, kart. DM 14,80.

30. Heft

Exilium. Untersuchungen zur Verbannung in der Antike. Von Ernst Ludwig Grasmück. 1978, 167 Seiten, kart. DM 26, –.

31. Heft

Pax et Imperium. Spaniens Kampf um seine Friedensordnung in Europa zwischen 1617 und 1635. Von Eberhard Straub. 1980, 490 Seiten, kart. DM 64, –.

32. Heft

Kindesmißhandlung? Zur Kinder- und Familienfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Von Dieter Giesen, unter Mitwirkung von Dr. Freiherr v. Maltzan, Facharzt f. Kinderheilkunde in Berlin. 1979, 138 Seiten, kart. DM 22, –.

33. Heft

Die Zeugnisverweigerungsrechte im geltenden und künftigen Strafverfahrensrecht. Von Rudolf Rengier. 1980, XLVIII und 360 Seiten, kart. DM 54, –.

34. Heft

Beiträge zur Rechtsgeschichte. Gedächtnisschrift für Hermann Conrad. Hrsg. von Gerd Kleinheyer und Paul Mikat. 1979, 634 Seiten, kart. DM 78, –.

35. Heft

Recht und Staat bei Friedrich Julius Stahl. Von Christian Wiegand. 1981, 302 Seiten, kart. DM 38, –.

36. Heft

Emil Erich Hölscher (1880 – 1935) und Karl Otto Petraschek (1876 – 1950) im Zusammenhang des katholischen Rechtsdenkens. Ein Beitrag zur Geschichte der juristischen Neuscholastik und zur Rechtsphilosophie in Deutschland. Von Dieter Petrig. 1981, 264 Seiten, kart. DM 32, –.

37. Heft

Der Verteidiger im deutschen und österreichischen Strafprozeß. Eine rechtsvergleichende Studie zur Stellung des Verteidigers im Strafverfahren. Von Andreas Jolmes. 1982, 163 Seiten, kart. DM 32, –.

38. Heft

Wissenschaft und Gesetzgebung im bürgerlichen Recht nach der Rechtsquellenlehre des 19. Jahrhunderts. Von Horst Heinrich Jakobs. 1983, 164 Seiten, kart. DM 34, –.

39. Heft

Rechtsfragen der außerberuflichen betrieblichen Rehabilitation. Grundprobleme eines Rechtsstellungsgesetzes für Behinderte. Von Peter-Hubert Naendrup. 1984, 312 Seiten, kart. DM 48, –.

40. Heft

Die Fernwirkungen gerichtlicher und behördlicher Entscheidungen – dargestellt am Problem der Bindung des Strafrichters an Zivil- und Verwaltungsgerichtsurteile sowie an Verwaltungsakte. Von Eberhard Haaf. 1984, 305 Seiten, kart. DM 52, –.



41. Heft

Die vorweggenommene Erbfolge. Von Dirk Olzen. 1984, 327 Seiten, kart. DM 78, – .

42. Heft

Über das allgemeine Rechtsdenken Eikes von Repgow. Von Alexander Ignow. 1984, 350 Seiten, kart. DM 76, – .

43. Heft

Die Projekte der Weimarer Republik zur Reform des Nichteheichen-, des Adoptions- und des Ehescheidungsrechts. Von Werner Schubert. 1986, 656 Seiten, kart. DM 180, – .

44. Heft

Gesetzesauslegung und Gesetzesumgehung. Von Jan Schröder. 1985, 144 Seiten, kart. DM 32, – .

45. Heft

Der zivilrechtliche Schutz des Namens. Von Diethelm Klippel. 1985, 632 Seiten, kart. DM 158, – .

46. Heft

Gesetzgebung im Leistungsstörungenrecht. Von Horst Heinrich Jakobs. 1985, 208 Seiten, kart. DM 50, – .

47. Heft

Die nichteheliche Lebensgemeinschaft. Mit Beiträgen von Robert Battes, Thomas Geiser, Rüdiger Philipowski, Clausdieter Schott und Peter Weimar, hrsg. von Albin Eser. 1986, 100 Seiten, kart. DM 15,60.

48. Heft

Schattenwirtschaft und Schwarzarbeit. Von Albin Eser und J. Heinz Müller (Hrsg.). 1986, 90 Seiten, kart. DM 16,80.

49. Heft

Erbfolge und Wiederverheiratung. Von Stephan Buchholz, 132 Seiten, kart. DM 39,80.

50. Heft

Hochschulplanung und Grundgesetz. Von Ulrich Karpen. 1987, 2 Teilbände, zus. 1040 Seiten, kart. DM 240, – .

51. Heft

Wohlfahrtsökonomik und Gemeinwohl. Hrsg. von J. Heinz Müller. Mit Beiträgen von Johannes Hackmann, Robert Hettlage, Werner Steden und Arthur F. Utz. 1987, 117 Seiten, kart. DM 15,80.

52. Heft

Anfängliche Unmöglichkeit. Von Thorsten Arp. 1987, 243 Seiten, kart. DM 32, – .

53. Heft

Reconquista und Landesherrschaft. Studien zur Rechts- und Verfassungsgeschichte Spaniens im Mittelalter. Von Odilo Engels. 1988, ca. 460 Seiten, kart. ca. DM 68, – .

54. Heft

Der Prozeß gegen Meister Eckhart. Vorgeschichte, Verlauf und Folgen. Von Winfried Trusen. 1988, 207 Seiten, kart. DM 48, – .

Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn.*

### **Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft**

Hrsg. von Hans Maier, Otto B. Roegele und Manfred Spieker.

#### **Band 1**

Neopluralismus und Naturrecht. Von Joachim Detjen. 1987, 728 Seiten, kart. DM 98, –.

#### **Band 2**

Katholikentage im Fernsehen. Referate der Arbeitstagung der Sektion für Politik- und Kommunikationswissenschaft bei der Jahresversammlung der Görres-Gesellschaft in Osnabrück (7. 10. 1985). Hrsg. von Hans Maier, Otto B. Roegele und Manfred Spieker. Mit Beiträgen von Louis Bosshart, Hans Czarkowski, Wolfgang Donsbach, Maximilian Gottschlich, Matthias Kepplinger und Hans Wagner. 1987, 78 Seiten, kart. DM 13,40.

#### **Band 3**

Parität und katholische Inferiorität. Untersuchungen zur Stellung des Katholizismus im Deutschen Kaiserreich. Von Martin Baumeister. 1987, 120 Seiten, kart. DM 15,60.

#### **Band 4**

Das Verhältnis von Kirche und Parteien in Österreich nach 1945. Ihr Verhältnis unter dem Gesichtspunkt der Äquidistanzdiskussion. Von Franz Leitner. 1988, 220 Seiten, kart. DM 29,80.

#### **Band 5**

Christliche Botschaft und Politik. Texte des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zu Politik, Staat und Recht. Hrsg. von Hans Buchheim und Felix Raabe. 1988, 235 Seiten, kart. DM 38, –.

#### **Band 6**

Wie eine Revolution entsteht. Die Französische Revolution als Kommunikationsereignis. Hrsg. von Hans Meier und Eberhard Schmitt. Mit Beiträgen von Thomas Schleich, Theo Stammen, Paul-Ludwig Weihnacht und Jürgen Wilke. 1988, 120 Seiten, kart. DM 22, –.

#### **Band 7 (in Vorbereitung)**

Mehr als ein Weekend? Der Sonntag in der Diskussion. Hrsg. von Jürgen Wilke. Mit Beiträgen von Urs Altermatt, Cornelius G. Fetsch, Peter Häberle, Hanspeter Heinz und Jürgen Wilke.

Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn.*



## Veröffentlichungen der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

### 3. Heft

Die sozialen Rundschreiben Leos XIII. und Pius XI. Text und deutsche Übersetzung samt systematischen Inhaltsübersichten und einheitlichem Sachregister im Auftrag der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft, herausgegeben von Gustav Gundlach. 1961, XVI und 183 Seiten (vergriffen).

### 7. Heft

Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters. Die geistes- und gesellschaftsrechtlichen Grundlagen der berufsständischen Idee. Von Wilhelm Schwer. Mit Vor- und Nachwort, herausgegeben von Nikolaus Monzel. 1952, unveränderter Nachdruck 1970. 99 Seiten, kart. DM 8, –.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Verlag Ferdinand Schöningh. Postfach 25 40, 4790 Paderborn.*

## Sozialwissenschaftliche Abhandlungen der Görres-Gesellschaft

in Verbindung mit:

Martin Albrow, Cardiff; Hans Bertram, München; Karl Martin Bolte, München; Lothar Bossle, Würzburg; Walter L. Bühl, München; Lars Clausen, Kiel; Roland Eckert, Trier; Friedrich Fürstenberg, Bochum; Dieter Giesen, Berlin; Alois Hahn, Trier; Robert Hettlage, Regensburg; Werner Kaltefleiter, Kiel; Franz-Xaver Kaufmann, Bielefeld; Henrik Kreutz, Nürnberg; Heinz Laufer, München; Wolfgang Lipp, Würzburg; Thomas Luckmann, Konstanz; Kurt Lüscher, Konstanz; Rainer Mackensen, Berlin; Georg Mantzardis, Thessaloniki; Norbert Martin, Koblenz; Julius Morel, Innsbruck; Peter Paul Müller-Schmid, Fribourg; Elisabeth Noelle-Neumann, Mainz; Horst Reimann, Augsburg; Walter Rüegg, Bern; Johannes Schasching, Rom; Erwin K. Scheuch, Köln; Gerhard Schmidtchen, Zürich; Helmut Schoeck, Mainz; Dieter Schwab, Regensburg; Hans-Peter Schwarz, Köln; Mario Signore, Lecce; Josef Solâr, Brno; Franz Stimmer, Lüneburg; Friedrich H. Tenbruck, Tübingen; Paul Trappe, Basel; Laszlo Vaskovics, Bamberg; Jef Verhoeven, Löwen; Anton C. Zijderveld, Rotterdam; Valentin Zsifkovits, Graz;

herausgegeben von Horst Jürgen Helle, München; Jan Siebert van Hessen, Utrecht; Wolfgang Jäger, Freiburg i. Br.; Nikolaus Lobkowicz, München.

### Band 1

Interaktion und Institution. Zur Theorie der Institution und der Institutionalisierung aus der Perspektive einer verstehend interaktionistischen Soziologie. Von Dr. Ephrem Else Lau, 276 S., 1978. DM 68, – , für Mitglieder DM 51, –.

### Band 2

Jugendalkoholismus. Eine familiensoziologische Untersuchung zur Genese der Alkoholabhängigkeit männlicher Jugendlicher. Von Dr. Franz Stimmer, 192 S., 1978. DM 58, – , für Mitglieder DM 43,50.

Band 3

Religiöse Gruppen und sozialwissenschaftliche Typologie. Möglichkeiten der soziologischen Analyse religiöser Orden. Von Dr. Günter Schmelzer. 221 S., 1979. DM 59, – , für Mitglieder DM 44,25.

Band 4

Situation. Konzepte und Typologien zur sozialen Situation und ihre Integration in den Bezugsrahmen von Rolle und Person. Von Dr. Hans Peter Buba. 231 S., 1980. DM 44, – , für Mitglieder DM 33, – .

Band 5

Soziologie und Symbol. Verstehende Theorie der Werte in Kultur und Gesellschaft. Von Prof. Dr. Horst Jürgen Helle. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. 172 S., 1980. DM 48, – , für Mitglieder DM 36, – .

Band 6

Die Religionssoziologie Max Webers. Eine Darstellung ihrer Entwicklung. Von Dr. Gottfried Küenzlen. XI, 140 S., 1981. DM 39, – , für Mitglieder DM 29,25.

Band 7

Familie und Beruf in Japan. Zur Identitätsbildung in einer asiatischen Industriegesellschaft. Von Dr. Gerd Reinhold. 187 S., 1981. DM 48, – , für Mitglieder DM 36, – .

Band 8

Soziologie des Christentums. Von Prof. Dr. Georg J. Mantzaridis. 197 S., 1981. DM 48, – , für Mitglieder DM 36, – .

Band 9

Kultur und Institution. Aufsätze und Vorträge aus der Sektion für Soziologie. Hrsg. von Prof. Dr. Horst Jürgen Helle. 380 S., 1982. DM 88, – , für Mitglieder DM 66, – .

Band 10

Familienrecht und Sozialpolitik. Von Prof. Dr. Jan Eekelaar. 315 S., 1983. DM 88, – , für Mitglieder DM 66, – .

Band 11

Charisma und Rationalität in der Gesellschaft. Die Religionssoziologie Carl Meyers zwischen klassischen Theorien und moderner Wissenssoziologie. Von Dr. Alfred B. Gugolz. 226 S., 1984. DM 78, – , für Mitglieder DM 58,50.

Band 12

Die Ordnung des Wissens. Von Prof. Dr. Walter L. Bühl. 405 S., 1984. DM 96, – , für Mitglieder DM 72, – .

Band 13

Dynamik der Formen bei Georg Simmel. Von A. M. Bevers. 184 S., 1985. DM 48, – , für Mitglieder DM 36, – .

Band 14

Geschichte und Gesellschaft. Von Dr. F. H. Tenbruck. 347 S., 1986. DM 96, – , für Mitglieder DM 72, – .

Band 15

Kulturanthropologie. Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin. Festgabe für Eme-



rich K. Francis zum 80. Geburtstag. Hrsg. von Prof. Dr. Werner von der Ohe. 540 S., 1987. DM 148, – , für Mitglieder DM 111, – .

#### Band 16

Narzißmus. Zur Psychogenese und Soziogenese narzißtischen Verhaltens. Von Prof. Dr. Franz Stimmer. 267 S., 1987. DM 88, – , für Mitglieder DM 66, – .

*Verlag Duncker & Humblot, Dietrich-Schäfer-Weg 9, 1000 Berlin 41.*

#### Civitas

Jahrbuch für Sozialwissenschaften, herausgegeben von der Görres-Gesellschaft in Verbindung mit Dr. Bernhard Vogel (Mainz) und S. E. Joseph Höffner (Köln), Alexander Hollerbach (Freiburg/Br.), Hans Maier (München), Paul Mikat (Bochum), J. Heinz Müller (Freiburg/Br.), Hermann-Josef Wallraff (Frankfurt), Hans Zwiefelhofer (München). I. Band 1962, II. Band 1963, III. Band 1964, IV. Band 1965, V. Band 1966, VI. Band 1967, VII. Band 1968, VIII. Band 1969, IX. Band 1970, X. Band 1971, XI. Band 1972, XII. Band 1973, XIII. Band 1974, XIV. Band 1976, XV. Band 1977, XVI. Band 1979. Schriftleitung: Peter Molt, Paul Becher, Dieter Grimm, Peter Haungs. Je 240 – 324 Seiten, Ganzleinen DM 30, – bis DM 58, – .

Alle Bände vergriffen!

*Matthias Grünewald Verlag, Max-Hufschmidt-Straße 4a, 6500 Mainz-Weisenau.*

#### Jahrbuch für Volkskunde

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Wolfgang Brückner, Würzburg, und Nikolaus Grass, Innsbruck.

##### Neue Folge

Band 1, 1978; Band 2, 1979; Band 3, 1980; Band 4, 1981; Band 5, 1982; Band 6, 1983; Band 7, 1984; Band 8, 1985; Band 9, 1986; Band 10, 1987; Band 11, 1988.

Das Jahrbuch erscheint jährlich einmal im Umfang von 240 Seiten am 1. Oktober. Es kann bestellt werden

In der Bundesrepublik Deutschland: Echter Würzburg, Postfach 55 60, 8700 Würzburg 1, Bezugspreis DM 36, – .

In Österreich: Verlagsanstalt Tyrolia, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck, Bezugspreis öS 260, – .

In der Schweiz: Universitätsverlag, Perolles 36, CH-1700 Fribourg, Bezugspreis SFr 36, – .

Im übrigen Ausland: Durch jede Buchhandlung zum DM-Preis.

Mitglieder erhalten 25 % Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1.

*Echter Verlag, Postfach 55 60, 8700 Würzburg 1.*

## **Inhalt neue Folge 11, 1988:**

### *Pfarrer und Volk im 19. Jahrhundert*

Karl-Heinz Ziessow, Orthodoxe Camera obscura oder aufklärerische Vivisektion? Das Kirchspiel im Urteil Osnabrücker Pastoren um 1800.

Alfred Fickel, Lesegesellschaften im Urteil Augsburgischer Landpfarrer um 1800.

Wolfgang Weiss, Wandel von Rolle und Selbstverständnis katholischer Landgeistlicher des Bistums Würzburg im 19. Jahrhundert.

### *Erzählforschung und Historie*

Bernward Deneke, Sage und Geschichte im 19. Jahrhundert.

Wolfgang Seidenspinner, Mythen von historischen Sagen. Materialien und Notizen zum Problemfeld zwischen Sage, Archäologie und Geschichte.

### *Historismus und Folklore*

Armin Griebel, Wittelsbacher Trachtenpolitik nach 1848. Eine Initiative des Königs und die Reaktion seiner Verwaltung.

### *Realienforschung*

Thomas Raff, Die Wallfahrts- und Weihemedailien der Zinngießerei Schweizer in Diessen am Ammersee. Ein Beitrag zu Herstellung und Vertrieb von Devotionalien im 18. und 19. Jahrhundert.

### *Kleine Beiträge und bibliographische Nachlesen*

Ingrid Tomkowiak, Das Gute zur Nachfolge, das Böse zur Warnung. Christian Friedrich Hilschers „Sonderbare Bauer Exempel“ und ihre erzieherische Funktion.

Otto Meinardus, Die Bordesholmer Reliquien. Ein Beitrag zum Verständnis mittelalterlicher Frömmigkeit.

Herbert Wolf, Andachtsbildchen im Totenbrauch.

Franz M. Eybl, Die Bibliothek des Martin Prugger. Nachtrag.

Angelus A. Häussling, Literaturbericht zum Fronleichnamfest. Ergänzungen und Nachträge.

## **Veröffentlichungen des Instituts für Interdisziplinäre Forschung (Naturwissenschaft – Philosophie – Theologie)**

### **Reihe „Grenzfragen“**

Herausgegeben von Norbert A. Luyten †  
und (ab Band 15) Leo Scheffczyk

#### **Band 1**

Führt ein Weg zu Gott? 1972. 336 Seiten. Kart. DM 58,-.  
(ISBN 3-495-47250-9).

#### **Band 2**

Krise im heutigen Denken? 1972. 278 Seiten. Kart. DM 58,-.  
(ISBN 3-495-47254-1).



Band 3

Weltgestaltung als Herausforderung. 1973. 324 Seiten. Kart. DM 58, –.  
(ISBN 3 – 495 – 47276 – 2).

Band 4

Fortschritt im heutigen Denken? 1974. 340 Seiten. Kart. DM 58, –.  
(ISBN 3 – 495 – 47298 – 3).

Band 5

Zufall, Freiheit, Vorsehung. 1975. 398 Seiten mit 32 Abbildungen und Tabellen.  
Kart. DM 68, –. (ISBN 3 – 495 – 47323 – 8).

Band 6

Wissenschaft und gesellschaftliche Verantwortung. 1977. 360 Seiten. Kart.  
DM 68, –. (ISBN 3 – 495 – 47367 – X).

Band 7

Aspekte der Hominisation. Auf dem Wege zum Menschsein. 1978. 158 Seiten. Kart.  
DM 46, –. (ISBN 3 – 495 – 47396 – 3).

Band 8

Aspekte der Personalisation. Auf dem Wege zum Personsein. 1979. 256 Seiten.  
Kart. DM 58, –. (ISBN 3 – 495 – 47413 – 7).

Band 9

Tod – Preis des Lebens? 1980. 248 Seiten. Kart. DM 58, –.  
(ISBN 3 – 495 – 47433 – 1)

Band 10

Tod – Ende oder Vollendung? 1980. 344 Seiten. Kart. DM 68, –.  
(ISBN 3 – 495 – 47442 – 0).

Band 11

Wege zum Wirklichkeitsverständnis. Struktur und Ereignis I. 1982. 224 Seiten.  
Kart. DM 58, –. (ISBN 3 – 495 – 47485 – 4).

Band 12

Aufbau der Wirklichkeit. Struktur und Ereignis II. 1982. 232 Seiten. Kart.  
DM 58, –. (ISBN 3 – 495 – 47510 – 9).

Band 13

Wesen und Sinn der Geschlechtlichkeit. 1985. 446 Seiten. Kart. DM 68, –.  
(ISBN 3 – 495 – 47563 – X).

Band 14

Wirklichkeitsbezug wissenschaftlicher Begriffe. Gleichnis oder Gleichung. 1986.  
276 Seiten. Kart. DM 58, –. (ISBN 3 – 495 – 47602 – 4).

Band 15

Veränderungen im Menschenbild. Divergenzen der modernen Anthropologie.  
1987. 312 Seiten. Kart. DM 58, –. (ISBN 3 – 495 – 47624 – 5).

Band 16

Rationalität. Ihre Entwicklung und ihre Grenzen. 1989.  
Ca. 480 Seiten. Kart. ca. DM 78, –. (ISBN 3 – 495 – 47659 – 8).

*Inhalt:* Leo Scheffczyk, Vorwort. – I. *Rationalität, ihre Entwicklung:* Karl J. Narr, Mythos und Logos bei „Primitiven“ – Jean-J. Eisenring †, Die Ontogenese der kindlichen Rationalität – Benno Artmann, Aspekte des Zahlbegriffs in der Geschichte der Mathematik – Hans J. Fahr, Zum Wachsen der Rationalität im physikalischen Naturverständnis – Hans Michael Baumgartner, Wandlungen des Vernunftbegriffs in der Geschichte des europäischen Denkens. – II. *Rationalität, ihre Grenzen:* Georges Cottier, Intellectus und Ratio – Hans Waldenfels, Mythos und christlicher Logos – Ludger Honnefelder, Wissenschaftliche Rationalität und Theologie – Raphael Schulte, Prozeßtheologie. Eine neue Denkform im Glaubensverständnis? – Leo Scheffczyk, Die Rolle der Ratio im Glauben und in der Theologie – Heinrich Schipperges, Strömungen des Irrationalismus im Paradigmawandel der Wissenschaftsgeschichte – Joseph Meurers †, Rationalität und Irrationalität in der Naturwissenschaft der Gegenwart – M. Jozef Heuts, Zusammenfassungen der Generaldiskussion zu den Teilen I und II. – *Personenregister, Sachregister.*

*Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i. Br.*

*Vorläufer der Reihe „Grenzfragen“ ist die*

**Reihe „Naturwissenschaft und Theologie“**

Heft 1

Vorträge zur Eröffnung des Instituts der Görres-Gesellschaft. Beiträge von J. Kälin, M. Schmaus und F.J. Buytendijk. 57 Seiten, kart. DM 2,80.

Heft 2

Die biologische Evolution. Beiträge von J. Peitzmeier, M.J. Heuts, J. Kälin, S. Alcobé, F.M. Bergrounioux, H. Dolch, N. Luyten. 172 Seiten, kart. DM 9,80.

*Verlag Max Hueber, München.*

Heft 3

Die evolutive Deutung der menschlichen Leiblichkeit. Vergriffen.

Heft 4

Geist und Leib in der menschlichen Existenz. Vergriffen.

Heft 5

Tragweite und Grenzen der wissenschaftlichen Methoden. Beiträge von J. Meurers, M.J. Heuts, J. Piveteau, H. Dolch, B. Thum, N.A. Luyten, H. Doms. 216 Seiten, kart. DM 45, –. (ISBN 3 – 495 – 44072 – 0).

Heft 6

Die Problematik von Raum und Zeit. Beiträge von G. Ludwig, J. Meurers, W. Büchel, N. Luyten, B. Thum, H. Volk. 224 Seiten, kart. DM 48, –. (ISBN 3 – 495 – 47116 – 2).

Heft 7

Materie und Leben, Beiträge von St. Goldschmidt, J. Piveteau, J. Haas, F. Mainx, J. Kälin, P. Christian, D. Dubarle, M. Schmaus. 288 Seiten, kart. DM 58, –. (ISBN 3-495 – 47141 – 3).



#### Heft 8

Struktur und Dynamik der Materie. Beiträge von G. Ludwig, W. Büchel, J. Meurers, N.A. Luyten, P. Christian, B. Thum, M. Schmaus. 208 Seiten, kart. DM 45, –. (ISBN 3 – 495 – 47150 – 2).

#### Heft 9

Mensch und Technik. Beiträge von P. Koeßler, F. Moeller, D. Dubarle, B. Thum, J.H. Walgrave, N.A. Luyten. 158 Seiten, kart. DM 36, –. (ISBN 3 – 495 – 47158-8).

#### Heft 10

Teilhard de Chardin und das Problem des Weltbilddenkens. Beiträge von J. Piveteau, J. Meurers, W. Keilbach, G. Vandebroek, N.A. Luyten, H. Dolch, K. Rahner. 202 Seiten, kart. DM 45, –. (ISBN 3 – 495 – 47163 – 4).

#### Heft 11

Umwelt, Erbgut und menschliche Persönlichkeit. Beiträge von H. M. Rauen, F. Büchern, H. Schipperges, J. J. Lopez-Ibor, J. Rudin, W. van der Marck. 210 Seiten, kart. DM 45, –. (ISBN 3 – 495 – 47185 – 5).

#### Heft 12

Weisen der Zeitlichkeit. Beiträge von G. Ludwig, W. Büchel, M.J. Heuts, P. Christian, J. Meurers, B. Thum, J. Lotz, K. Rahner. 246 Seiten, kart. DM 48, –. (ISBN 3 – 495 – 47199 – 5).

*Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 7800 Freiburg i.Br.*

### Josef Görres, Gesammelte Schriften

Herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft von Wilhelm Schellberg †, Adolf Dyroff †, Leo Just †, fortgeführt von Heribert Raab.

#### Band 14

Schriften der Straßburger Exilszeit, 1824 – 1827. Herausgegeben von Heribert Raab. 1987, LXIII + 563 Seiten, Leinen DM 128, –.

#### Ergänzungsband 1

Joseph Görres (1776 – 1848). Leben und Werk im Urteil seiner Zeit (1776 – 1876). Herausgegeben von Heribert Raab. 1985. XXXV + 807 Seiten, geb. DM 135, –.

*Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn*

## Die Görres-Gesellschaft 1876 – 1941

Grundlegung – Chronik – Leistungen. Von Wilhelm Spael. 1975. 84 Seiten, kart. DM 5,20.

*Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn*

## Das Schrifttum der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft 1876 – 1976

Von Hans Elmar Onnau. 281 Seiten, kart. DM 26, – .

*Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 25 40, 4790 Paderborn.*

## Kirchenmusikalisches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft und in Verbindung mit dem Allgemeinen Cäcilien-Verband herausgegeben von Günther Massenkeil.

*Inhalt des 71. Jahrgangs (1987)*

Siegfried Gissel, Tonartenbestimmung vielstimmiger Kompositionen um 1600.

Magda Marx-Weber, Domenico Scarlattis Stabat Mater.

Franz Lederer, Untersuchungen zur formalen Struktur instrumentalbegleiteter Ordinarium-Missae-Vertonungen süddeutscher Kirchenkomponisten des 18. Jahrhunderts.

Friedrich W. Riedel, Die Bedeutung der Musikpflege in den österreichischen Stiften zur Zeit von Joseph und Michael Haydn.

Ulrich Konrad, Der Beitrag evangelischer Komponisten zur Messenkomposition im 19. Jahrhundert.

Winfried Kirsch, Franz Liszts „Requiem für Männerstimmen“.

Krystyna Winowicz, Józef Surzyński (1851 – 1919). Ein Beitrag zur kirchenmusikalischen Erneuerung in Polen.

Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas, Orgelstandorte in hoch- und spätmittelalterlichen Kirchen Frankens.

Bezug über die Geschäftsstelle des Allgemeinen Cäcilien-Verbandes, Andreasstraße 9, 8400 Regensburg. Preis: DM 48, – ; für Mitglieder der Görres-Gesellschaft bei Bestellung über die Geschäftsstelle, Postfach 10 09 05, 5000 Köln 1: DM 30, – .